Landesbibliothek
Coburg

1346
8604
26

Vier
Abhandlungen,

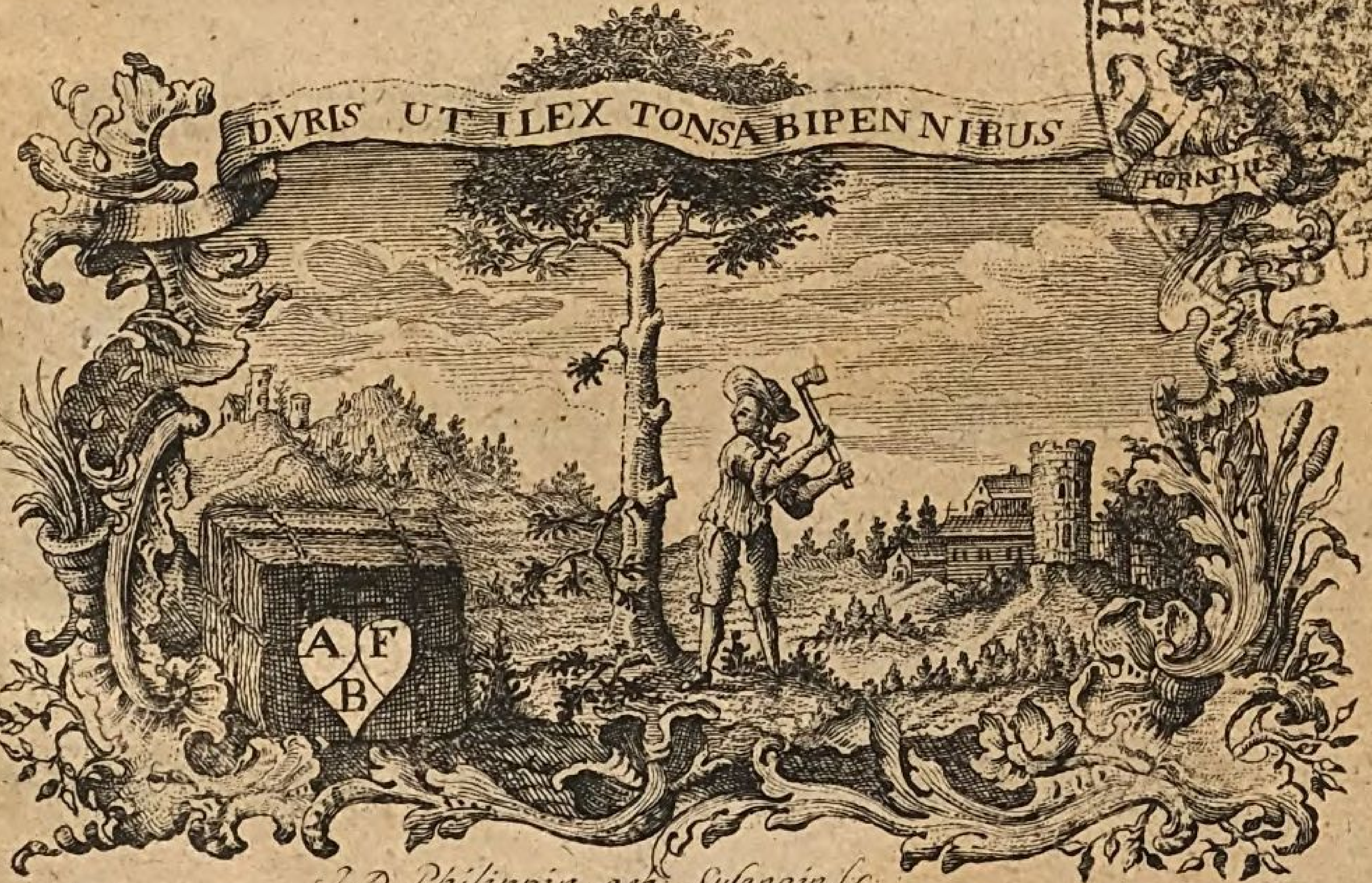
1. Die natürliche Geschichte der Religion.
2. Von den Leidenschaften.
3. Vom Trauerspiel.
4. Von der Grundregel des Geschmacks.

von

David Hume,

aus dem Englischen übersetzt.

H.S.C. BIBLIOTHEK
BURG



J. D. Philippin. geo. Sysang in sc.

Quedlingburg und Leipzig,
bey Andreas Franz Biesterfeld,
privilegirten Buchhändler, 1759.

Landesbibliothek
Coburg

Zueignungsschrift

an den

Hoch-Ehrwürdigen

Herrn Hume,

dem

Verfasser des Trauerspiels,

Douglas.

Mein werthester Herr,

Es war bey den Alten Gebrauch, daß sie ihre Ausarbeitungen blos ihren Freunden und ihres gleichen widmeten, und

ihre Zueignungsschriften zu Denkmälern ihrer Hochachtung und Liebe, nicht aber zu Zeugnissen der Schmeicheley und Knechtschaft machten. In jenen Tagen der aufrichtigen und edelgebohrnen Freyheit, ehrete eine Zuschrift diejenige Person, an welche sie gerichtet war, ohne den Verfasser selbst zu erniedrigen. Leuchtete ja einige Partheylichkeit gegen den Gönner her-

vor, so rührte sie wenigstens aus Freundschaft und Zuneigung her.

Ein ander Kennzeichen wahrer Freyheit, wovon uns die alten Zeiten allein Beyspiele geben können, ist die Freyheit zu denken, welche die Gelehrten zu gegenseitiger Freundschaft und Hochachtung verband, so verschieden sie auch sonst in ihren allgemeinen Meynungen und Sätzen seyn mochten; daß sie

niemals über ihre Grundsätze zankten, wenn sie in ihren Neigungen und Sitten übereinstimmten. Die Wissenschaft war oft der Gegenstand ihrer Dispüten, aber nie eine Ursach zum Groll.

Ich habe einen starken Trieb bey mir empfunden, diese löbliche Gewohnheiten des Alterthums zu erneuern, und Ihnen, Mein Freund, folgende Abhandlungen zuzu-

zuzueignen. Für einen solchen werde ich Sie immer schätzen und halten, aller Verschiedenheit ohnerachtet, welche in Absicht vieler unserer spekulativischen Lehrsätze unter uns herrscht. Ich habe es erfahren, daß dieser Widerspruch unserer Meynungen blos unsern Umgang lebhafter macht; indeß daß unsere übereinstimmige Neigung zu den Wissenschaften und zur Ge-

lehrsamkeit unserer Freundschaft zur Befestigung dient. Ich bewunderte auch dann Ihr Genie, wenn ich mir einbildete, daß Sie unter der Gewalt des Vorurtheils wåren; und Sie sagten mir manchmal, daß Sie um der Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit willen, meine Irrthümer entschuldigten, wovon dieselben nach Ihrem Bedünken begleitet wåren.

Doch

Doch die Wahrheit zu sagen, so hat die Bewunderung Ihres feinen Genies, weniger Antheil an den Gründen die mich bewogen haben, Ihnen diese Schrift zu widmen, als meine Hochachtung für Ihren Charakter und meine Liebe zu Ihrer Person. Die Grosmuth, welche Sie stets begleitet; die Treuherzigkeit Ihrer Freundschaft, und die geistvolle Ehrliebe

und Rechtschaffenheit, haben mich schon lange aufs stärkste zu Ihrem Freunde gemacht, und ein Verlangen bey mir erweckt, daß ein Denkmal unserer gegenseitigen Freundschaft öffentlich errichtet, und, wo möglich, auf die Nachkommenschaft erhalten werden möchte.

Ich gestehe darneben, daß ich den Ehrgeitz habe, der erste zu

seyn, welcher seine Bewunderung über Ihr rührendes Trauerspiel, Douglas, öffentlich zu erkennen gebe; ein Stück das eins von den beweglichsten und interessantesten ist, so jemals auf die Schaubühne gebracht worden sind. Gäbe ich demselben den Vorzug über der Merope des Maffei, und des Voltaire, denen es in Absicht des Gegenstandes ähnlich ist; behauptete

ich, daß es mehr Feuer und Geist als das erstere, und mehr Zärtlichkeit und Einfalt als das leztere habe; so möchte ich der Partheylichkeit beschuldiget werden: und wie könnte ich mich selbst, nach den Versicherungen der Freundschaft, die ich Ihnen gegeben habe, gänzlich davon lossprechen? Aber die unverstellten Thränen, welche bey den zahlreichen Vorstellungen des-

selben auf dieser Schaubühne, aus jedem Auge flossen; die nicht zu vergleichende Gewalt, welche Sie über jede Empfindung der menschlichen Brust zu haben schienen: das sind unwidersprechliche Beweisthümer, daß Sie das wahre theatralische Genie eines Shakespeare und eines Otway besitzen, das von der unglücklichen Grobheit des Ausdrucks des einen geläutert,

und von der Frechheit des andern gesäubert ist.

Meine Feinde, auch zuweilen meine Freunde, haben, wie Sie wissen und ich auch gestehe, mir vorgeworfen, daß ich paradoxe und sonderbare Meynungen liebte; und ich erwarte es, daß ich wegen des Charakters, den ich hier von Ihrem Douglas gegeben habe, gleiche Beschuldigung werde

de ausstehen müssen. Man wird ohne Zweifel von mir sagen, daß ich voller List die einzige Zeit gewählt habe, da die hohe Achtung für dieses Stück, noch als etwas paradoxes angesehen werden könne, nemlich vor dem öffentlichen Drucke desselben; und daß ich wenigstens dem Urtheile des Publikums hierinn habe zuvorkommen wollen, da ich nicht im Stande

gewe-

gewesen sey, ihm zu widersprechen. Ich werde aber für alle solche Spöttereyen reichlich belohnet werden, wenn Sie dieses Zeugniß meiner Hochachtung freundschaftlich aufnehmen, und glauben, daß ich mit der grössesten Aufrichtigkeit sey,

Mein werthester Herr,

Dero

Edinburg,
den 3. Jenner 1757.

geneigtester Freund, und
gehorsamer Diener.

David Hume.

Erste Abhandlung.

Die natürliche Geschichte der Religion.

Einleitung.

So wie jede Untersuchung der Religion, von der grössesten Wichtigkeit ist, so fordern insbesondere zwey Fragen vornemlich alle unsere Aufmerksamkeit; und diese betreffen ihre Gründung auf die Vernunft, und ihren Ursprung in der menschlichen Natur. Zum Glück läßt sich die erste Frage, welche die wichtigste ist, aufs faßlichste, oder wenigstens am deutlichsten auflösen. Der ganze Bau der Natur prediget einen verständigen Schöpfer, und kein vernünftiger Forscher kann nach ernsthafter Betrachtung desselben, über die ersten Grundsätze des wahren Gottesdienstes und der Religion im Zweifel bleiben. Die andere Frage aber von

dem Ursprung der Religion in der menschlichen Natur hat mehr Schwierigkeiten. Der Glaube an ein unsichtbares, verständiges, wirkendes Wesen ist zwar zu allen Zeiten und an allen Orten, sehr gemein; doch aber Vielleicht (A) nie-

(A) Auf dieses Vielleicht bauet der Verfasser hernach weiter fort, und nimmt es als eine unumstößliche Wahrheit an; und das verleitet ihn zu dem scheinbaren Unterschiede zwischen ursprünglichen Grundtrieben der menschlichen Natur, und solchen Trieben und Grundsätzen, die es nicht sind, sondern andern untergeordnet sind. Zu dieser letzten Klasse verweiset er die Grundsätze der Religion und die Erkenntniß GOttes und seines Dienstes. Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, welcher sich bey seiner Geschichte der Religion immer auf die ältesten Schriftsteller beruft, der Schriften Mosis und der übrigen Geschicht- und Lehrbücher des Jüdischen Volks nicht gedacht habe. Denn wenn er auch in den göttlichen Ursprung derselben Zweifel setzen sollte, so verdienten sie doch wegen ihres ausgemachten Alterthums von einem aufrichtigen Forscher der Wahrheit auch angeführt und zu Rathe gezogen zu werden; zumal da sie die Geschichte und ein ausführliches Gesetzbuch von der Religion und dem gottesdienstlichen Verhalten eines ganzen Volkes enthalten, das in den alten Zeiten, und zwar zu solchen Zeiten, davon wir fast gar keine gewisse Nachricht haben, eine ansehnliche Figur in dem Welttheile gemacht, den es bewohnte. Noch mehr aber wäre der Verfasser dazu verbunden gewesen, weil die Gesetze und die Religion dieses Volks, der Denkungsart aller übrigen alten Völker ganz entgegen gewesen, und einen vollkommenen Kontrast damit machen; auch dem Satze, den er behaupten will, ganz zuwider sind, und also eine Widerlegung von seiner Seite verdient hätten. So lange er nun diese Widerlegung noch nicht giebt, so ist sein ganzer Beweis für sehr

niemals so allgemein unter dem menschlichen Geschlecht gewesen, daß weder gar keine Aus-
A 2 nahme

sehr mangelhaft zu halten. Gleich bey diesem zum Grunde gelegten Vielleicht wäre eine solche Widerlegung sehr nöthig gewesen; denn die Schriften Mosis erzählen, daß die ersten Menschen von GOtt selbst ihre Religion und ihren Gottesdienst empfangen haben, und nicht allein Anfangs eine Zeitlang, selbst den Kain nicht ausgeschlossen, in ihren Begriffen von GOtt und von seinem Dienste übereinstimmig gewesen sind; sondern die Familie des Noah ist auch nach der Sündfluth wieder in den Grundsätzen ihres Glaubens an GOtt gleichgesinnt gewesen; welche Beyspiele er nothwendig verwerflich hätte machen sollen, wenn sein behaupteter Satz wahrscheinlich seyn sollte. Wie aber ein so scharfsinniger Weltweise, als Hume ist, ganz verschiedene Gegenstände so unter einander mischen, und die Grundsätze der Religion mit den Trieben des Instinkts vergleichen könne, das ist in der That unbegreiflich. Erstlich muß man im vorbeygehen merken, daß die Liste, welche er von den Trieben des Instinkts giebt, nicht ganz richtig sey. Die Liebe gegen die Kinder ist nicht bey allen Völkern und Menschen ein so unwiedertreiblicher Instinkt, daß er gar keine Ausnahme in Absicht seiner Unveränderlichkeit leiden sollte; wir finden Völker auf dem Erdboden, wo die Eltern ihre Kinder um einen geringen Preiß verkaufen, und sich dafür etwas zu Gute thun; die alten Griechen und Römer warfen ihre Kinder weg, wenn sie ihnen nicht gefielen, oder ihnen ihre Ernährung zu schwer fiel; und wie viele Menschen beweisen es täglich durch Härte und Grausamkeit, daß sie nichts von diesem Instinkt fühlen. Dieser Instinkt, wenn er bey dem Menschen ist, wird also oft von der Selbstliebe unterdruckt. Die Dankbarkeit ist eine Tugend und kein Instinkt, sie erfordert nothwendig Ueberlegung, aber der Instinkt ist
blind;

nahme statt gefunden hätte, noch er einigermassen einförmig in den Begriffen gewesen wäre,

blind; und sollte es ein Instinkt seyn, ist sie denn so schlechterdings allgemein, als der Verfasser behauptet? Der Trieb zur Rache ist ein Affekt, und soll er mit zum Instinkt gehören, so muß dieses von allen übrigen Affekten auch wahr seyn. Sie fliessen eben als die Rachbegierde aus der Selbstliebe, und können als natürliche Zweige davon angesehen werden. Nach genauer Rechnung möchte also wohl kein anderer Instinkt übrig bleiben, als die Selbstliebe, und der Trieb zur Vermischung mit dem andern Geschlecht; wiewohl dieser letztere auch aus der erstern seinen Ursprung hat; und überhaupt die Selbstliebe als die Mutter aller andern Triebe und Affekten angesehen werden kann. Diese allein ist ursprünglich; die andern alle sind untergeordnet, (secondary) wie sie der Verfasser nennt. Zweytens so ist Religion und Instinkt so weit von einander verschieden, daß ein so scharfsinniger Weltweise als Hr. Hume ist, sie nicht mit einander verwechseln sollte. Die Instinkte, die Triebe, die Affekten können wir nicht anders als Werkzeuge ansehen, welche der Urheber der Natur in die Seele eingewirkt hat, um ihre Thätigkeit wirksam zu erhalten, um die geschäftige Kraft der Seele zu dem Endzweck auszurüsten, zu welchem er sie bestimt hat, und wozu sie ihrer Natur nach gebauet ist. Es sind, wenn ich so sagen darf, angebrachte Federn in dem Menschen, die ihn theils in seinem Daseyn erhalten, theils dieses Daseyn so vollkommen und so ausgebreitet fruchtbar machen sollen, als es dem ganzen Inbegriff seiner Kräfte angemessen ist, und es seine Stellung und Verknüpfung mit andern Wesen fordert oder erlaubet. Sie haben aber auch eben die Eigenschaft der mechanischen Federn, daß sie von einem verständigen Wesen eingerichtet und gelenket werden müssen, wenn sie den Zweck erreichen,

re, die er dem Menschen einflößte. Man hat einige Völker kennen gelernt, welche gar keine

reichen, und nicht vielmehr wider einander laufen, als einander beförderlich seyn sollen. GOtt, das verständigste Wesen, hat die Einrichtung gemacht, und zwar in den unvernünftigen Thieren also; daß durch die Nothdurft, welche sie auf eine oder andere Weise in ihrem Körper empfinden, diese Triebe und Instinkte gleich rege gemacht werden, und so lange oder so stark spielen, als das Gefühl gleichsam erinnert, daß der Endzweck noch nicht erreicht sey: sobald er aber erreicht ist, so höret auch die Wirksamkeit auf, und das Triebwerk hält wieder inne. Und dieses kann man wahrscheinlicher Weise von allen Trieben der unvernünftigen Thiere sagen. Mit dem Menschen verhält es sich ganz anders. Ausser der ursprünglichen Bildung aller Arten der Triebe, hat er noch eine höhere Kraft empfangen, welcher diese zu Gebote stehen, und ihre Herrschaft erkennen müssen, wenn sonst diese höhere Kraft ihr Recht gebrauchen will, und ihr Ansehen so weit erstreckt, als sie es thun kann: und das ist die Vernunft. Diese ist das Auge der Seelen, welche um sie herumsehen und forschen soll, wozu die Triebe, ihre Diener, gebraucht werden können; sie ordnet und lenket sie dahin, wo sie es für gut hält; und regieret sie nach den Umständen und nach der Stellung, worin sich der Mensch befindet. Werden sie aber durch eine andere Ursach rege gemacht, wie das gar wohl geschehen kann, weil der Mensch im übrigen auf eine ähnliche Weise mit den Thieren gebauet ist, so kann die Vernunft sie entweder von dem Gegenstande ablenken, und auf einen andern hinrichten, der ihr besser gefällt; oder ihnen wenigstens eine andere Wendung geben, die sie selbst ausgedacht und erfunden hat; oder gar ihrer Heftigkeit Einhalt thun, und ihren stolzen Wellen befehlen, daß sie sich legen sollen. Nichts von allem diesen

Begriffe von der Religion haben, wenn sonst den Reisenden und Geschichtschreibern Glauben bey-

sen kann ein Thier ausrichten, das nicht mit Vernunft begabt ist; sondern es muß seinem Triebe blindlings folgen, so bald derselbe nur in Bewegung gesetzt ist; und das ist der grosse und merkliche Unterschied zwischen Menschen und Vieh, der sich auch selbst in ihren unregelmäßigsten Handlungen und solchen zeiget, die am meisten thierisch zu seyn scheinen; denn so einförmig und gleichstimmig alle die Handlungen der Thiere sind, welche aus einerley Triebe entstehen, so mannigfaltig und verschieden sind eben diese thierischen Handlungen bey dem Menschen, weil die Vernunft die Art und Weise ihrer Wirksamkeit, die Zeit, die Richtung, die Stärke und Schwäche derselben abändern und regieren kann, welches mit vielen Beyspielen bestätiget und erläutert werden könnte, wenn es nicht zu weitläuftig fiele, und man es der Einsicht der Leser selbst überlassen könnte, von diesen Sätzen eine richtige Anwendung zu machen.

Wer nun die Religion mit zu den ursprünglichen Trieben zählen will, der muß Mittel und Endzweck, Werkzeug und die dadurch zu bewirkende Sache mit einander verwechseln; der muß entweder dem Menschen alle Vernunft rauben, und die Religion zu einem mechanischen Triebwerke machen; oder wenigstens dieselbe von dem Felde, das die Vernunft zu bearbeiten hat, ausschliessen. Ein jeder Vernünftiger wird es ja zugestehn, daß die Erkenntniß und der Dienst GOttes kein Trieb in dem Menschen sey, sondern einer von den Gegenständen, und zwar der vornehmsten einer, wodurch die Triebe durch die Vernunft gerichtet werden sollen. Denn was die angebohrnen Begriffe von GOtt betrift; so wird wohl niemand, der über die Natur der menschlichen Seele nachgedacht hat, behaupten, daß sie in der Seele zu finden sind; oder daß, wie-

beyzumessen ist; und nie haben zwey Völker, ja kaum zwey Menschen jemals ganz genau ei-
A 4
nerley

wiewohl uneigentlich, mehr darunter verstanden werden könne, als die Anlagen, die Fähigkeiten und Vermögen, welche ursprünglich zum Wesen der Seele gehören, sowohl GOtt, als alle andere Dinge zu erkennen, je nachdem diese Fähigkeiten durch die Umstände und Verbindung, worin sich die Seele befindet, zur Wirksamkeit veranlaßt oder gebracht werden können; und nach dem Maasse solcher wirklich erlangten Erkenntniß dieselben zu schätzen und zu begehren. In solchem Fall aber heißt es nichts anders, als dieses: Die Religion, sie sey nun wahr oder falsch; ist nichts anders bey dem Menschen möglich; als daß seine Vernunft entweder durch Schlüsse aus der Seite der Welt, die vor ihr liegt, herausbringe, daß ein GOtt sey und wie er beschaffen sey, oder von dem Daseyn und den Eigenschaften dieses unsichtbaren Wesens auf andere Weise Unterricht erhalte; und alsdann nach dem Maasse solcher Erkenntniß die ursprünglichen Triebe mehr oder weniger zum Dienste dieses GOttes auffordere und hinlenke. Es kann auch die Religion schlechterdings nicht von den Trieben allein abhängen, weil ihr Gegenstand unsichtbar ist, oder gesetzt auch, daß die Verehrung solcher Wesen, die in die Sinne fallen, wie der Verfasser behauptet, der erste Gottesdienst gewesen sey, so können doch diese sinnlichen Wesen die Triebe der Menschen nicht für und an sich zum göttlichen Dienst bewegen, wie es bey andern sinnlichen Gegenständen des Instinkts einzutreffen scheinen kann, wiewohl auch dabey die Vernunft niemals ganz ungeschäftig ist; sondern der Mensch muß immer erst die Verbindung dieser Wesen, als Ursachen und Wirkungen einsehen, und also zuvor die Vernunft wirksam gewesen seyn, ehe der Mensch zu einem göttlichen Dienst angetrieben werden soll. Der Anblick einer

Spei-

nerley Denkungsart hierin gehabt. Daraus denn erhellen solte, daß dieses Vorurtheil (preconception) (B) nicht aus einem ur- sprüng-

Speise kann wohl vielleicht ohne Beyhülfe der Vernunft, welches doch auch bey dem Menschen noch nicht einmal schlechtweg zugestanden werden kann, er kann wohl, sage ich; den Trieb zum Essen erregen; aber der Anblick der Sonne, des Himmels, der Gestirne kann keinen Trieb zu einem göttlichen Dienst hervorbringen, wenn die Vernunft nicht zuvor einen gewissen merklichen Einfluß dieser Wesen auf das Wohl oder Weh der Menschen erwogen hat. Eine Religion aus Trieb und Instinkt ist also gar nichts, sie muß nothwendig aus Ueberlegung fliessen, sonst wäre der Dienst GOttes etwas mechanisches. Es fällt also die ganze Untersuchung des Hrn. Verfassers über den Haufen, aus welcher Klasse der Triebe die Religion ihren Ursprung nehme: Wir antworten: aus gar keinem Triebe, sondern blos aus dem Gebrauch der Vernunft; diese und alle übrigen Fähigkeiten und Triebe der Seele sind insgesamt die Grundursachen der Erkenntniß GOttes und seines Dienstes; aus dem rechten Gebrauche derselben fließt die wahre, aus dem unrechten die falsche Religion. U.

(B) Das Englische Wort (preconception) hat eine allgemeinere Bedeutung, als das deutsche, und zeiget eine jede Meynung oder Vorstellung an, welche man zum voraus als wahr annimmt, ehe man den Beweis davon hat, es mag dieselbe übrigens an sich wahr oder falsch seyn. Durch Vorurtheil verstehen wir aber nur gemeiniglich in übler Bedeutung, eine falsche Meynung, die man ohne Beweis für wahr ansiehet. Weil ich kein tauglicher Wort in unserer Sprache finden können, habe ich dieses wählen müssen, der Leser muß es aber nach dem Sinne des Verfassers im allgemeinern Verstande annehmen, und eine jede ohne Erweis zuvorgefaßte Meynung darunter verstehen. U.

sprünglichen Instinkt, aus einem Grundtriebe oder Eindrucke der Natur herrühre, wie derjenige ist, welcher die Selbstliebe, die Neigung zwischen beyden Geschlechten, die Liebe zu den Kindern, die Dankbarkeit, und den Trieb zur Rache hervorbringt; weil man jeden dieser Triebe bey allen Völkern und zu allen Zeiten ganz allgemein gefunden hat, und er beständig und unveränderlich auf einen und eben denselben bestimten Gegenstand gerichtet ist. Die ersten Grundsätze der Religion müssen also nicht ganz ursprünglich, sondern andern untergeordnet (secondary) seyn; daß sie durch mancherley Zufälle und Ursachen leicht verkehret, und ihre Wirkung noch überdem in manchen Fällen, durch ausserordentlich zusammenkommende Umstände, überall verhindert werden könne. Was das für Grundsätze oder Grundursachen sind, woraus der ursprüngliche Glaube entstehet, und was das für Zufälle und Ursachen sind, die seine Wirkung und Thätigkeit lenken und einschrenken, das haben wir uns hier zu untersuchen vorgenommen.

§. 1.

Wenn wir die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft aus einem rohen Anfang zu einem immer vollkommneren Zustande betrachten, so dünkt mich, daß die Vielgötterey oder Abgötterey die erste und älteste Religion der Menschen gewesen sey, ja daß sie es habe seyn müssen. Diese Meynung werde ich durch folgende Beweisgründe zu bestätigen suchen.

Es ist eine unstreitige Wahrheit, daß alle Menschen vor 1700 Jahren Abgötter waren. Die zweifelhaften und sceptischen Grundsätze einiger wenigen Philosophen, oder der Dienst des wahren GOttes von einem oder zween Völkern, der noch dazu nicht einmal ganz rein war, machen hier keinen betrachtenswürdigen Einwurf. Man bemerke also das klare Zeugniß der Geschichte. Je höher wir in das Alterthum hinaufgehen, desto tiefer finden wir auch das menschliche Geschlecht in Abgötterey versunken. Da ist kein Kennzeichen, keine Anzeige einer vollkommneren Religion. Die ältesten Gedächtnißschriften unsers Geschlechts stellen uns noch immer die Vielgötterey als das festgesetzte Lehrgebäude vor, wornach die ganze bürgerliche Verfassung eingerichtet war. Norden, Süden, Osten und Westen geben uns hierin einmüthig Zeugniß. Was kan also wohl einem so vollständigen Beweise entgegen gesetzt werden? (C)

So

(C) Schade, daß dieser Beweis so vollständig nicht ist, als der Hr. Verfasser meynt. Ist es einem Manne, der die wichtige Frage von dem Ursprunge der Religion in der menschlichen Natur, auflösen will, nicht betrachtenswerth, daß ein ganzes Volk dem Dienst des wahren GOttes ergeben gewesen ist? Sollte er nicht nachfragen, woher dieser grosse Unterschied mit andern Völkern entstanden sey? Sollte er nicht ihre Gedächtnißschriften aufsuchen, die älter sind als alle übrigen; oder damit man einem so sceptischen Manne keinen Schein zum Zweifel gebe, die wenigstens eben so alt sind, als alle die wir noch haben? Ist es nach die-

So weit nur Schriften oder die Geschichte reichen, erscheinet das ganze menschliche Geschlecht in den alten Zeiten als Vielgötter. Dürfen wir denn wohl behaupten, daß die Menschen Grundsätze des wahren Gottesdienstes gehabt haben, ehe die Kunst zu schreiben, oder einige andere Kunst oder Wissenschaft bekannt oder entdeckt war? das heißt; als sie unwissend und barbarisch waren, entdeckten sie die Wahrheit: so bald sie aber Gelehrsamkeit und ein gesittetes Wesen bekamen, verfielen sie in Irrthum. (D)

Be-

diesen Schriften nicht falsch, daß die Menschen desto tiefer in der Abgötterey versunken liegen, je weiter man ihre Geschlechter zurück rechnet? Und wenn er alles das gethan, oder widerlegt hätte, müste er nicht alsdann aus der Geschichte und aus der menschlichen Natur erklären, wie es doch mit der wunderbaren Verwandlung zugegangen sey, daß der gesittete Theil der Menschen vor 1700. Jahren in kurzer Zeit aus der Tiefe des Aberglaubens zur Erkenntniß des wahren GOttes empor gestiegen sey? Die Leser mögen in der Folge sehen, ob er hieran gedacht hat; muß aber dann ein wahrheitsliebender Leser nicht zweifeln, ob der Hr. Verfasser die Wahrheit habe suchen wollen; wenn er sieht, daß er das als nichtswürdig gleich darnieder schlägt, was seinem angenommenen Satze zuwider ist, und gleich einem Sophistischen Redner nur die Begebenheiten und Umstände häuft und ausschmückt, die ihm vortheilhaft sind, und Leute ohne Nachdenken und forschendem Geiste auf seine Seite bringen können?

(D) Wie kann der Hr. Verfasser wohl so schliessen? Weil wir nur bis auf einen gewissen Zeitpunkt Nachrichten von den alten Völkern haben, so sind dieselben

vor

Behauptet man dieses, so widerspricht man nicht nur aller Wahrscheinlichkeit, sondern auch

vor solchem Zeitpunkt unwissend und barbarisch gewesen. Ein elender Mönch aus den finstern Zeiten hätte auf einen ähnlichen Schluß ein Recht: Ich weiß nichts von einem Plato und Demosthenes, also sind diese Männer nicht gewesen, oder haben die Fähigkeiten nicht gehabt, die man ihnen beylegt. In der That, wenn die Schriften des Alterthums ganz verlohren gegangen wären, wie es sehr leicht hätte geschehen können, so hätte man nach dem Hr. Verfasser auch Recht zu glauben, daß die Völker von Anfang an bis etwa vor 300. Jahren in tiefster Unwissenheit gelebt hätten. Von den alten Völkern Asiens wissen wir fast gar nichts, und daher haben doch die Griechen, von welchen wir allein noch zuverläßige Nachrichten haben, ihre Weisheit geholt. Wir können also von unserer Unwissenheit über die alten Völker nicht auf ihre eigene Unwissenheit und Barbarey schliessen. Doch gesetzt auch, daß die Künste und Wissenschaften erst spät erfunden worden wären, welche theils die Nothdurft, theils die Neubegierde der Menschen zur Mutter haben, so folgte doch daraus nicht, daß auch die Erkenntniß GOttes und der wahre Gottesdienst erst nach Erfindung derselben hätte aufkommen müssen, wenn nicht der Hr. Verfasser zuvor beweiset, was er stillschweigends als Wahrheit voraussetzt, daß der wahre Gottesdienst von dem Menschen erfunden worden sey. Als Künste und Wissenschaften aufs höchste gestiegen waren, war auch die Vielgötterey am allgemeinsten; und als diese von dem wahren Gottesdienst verdrungen ward, geriethen jene schon wieder in Verfall; ein sichtbarer Beweis, daß sie mit dem wahren Gottesdienste in keiner nothwendigen Verknüpfung stehen.

Gehen wir auf die ersten Zeiten der menschlichen Gesellschaft zurück, so konnte viel Weisheit und Erkenntniß

auch unserer Erfahrung, die wir gegenwärtig von den Grundsätzen und Meynungen der barbarischen Völker haben. Die wilden Geschlechter in Asien, Afrika und Amerika sind alle abgöttisch. Hier ist keine einzige Ausnahme zu machen. Und das ist so ausgemacht, daß wenn ein Reisender in unbekannte Gegenden kömmt, und findet Einwohner, die in Künsten und Wissenschaften geübt sind, wo ihm aber dem ohnerachtet noch Dinge in die Augen fallen, die es zweifelhaft machen, ob sie Verehrer GOttes sind, so kann er ohne fernere Untersuchung nichts sicheres hierin entscheiden: Findet er sie aber unwissend und barbarisch, so kann er sie gleich grade zu für Abgötter erklären; und es bleibt kaum eine Möglichkeit übrig, daß er sich geirret habe. (E)

Es

niß durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, oder in kurzen Denksprüchen aufbehalten werden, wie es wirklich die alte Geschichte bestätiget, ohne grosse und weitläuftige Schriften. Die einfältigen Sitten dieses Alters blieben bey dem nothwendigen stehen, das von keinem grossen Umfange ist, und das vom Vater auf den Sohn gebracht werden konnte; eine neue Ursach, daß wenig schriftliche Nachrichten von ihrer ziemlich einförmigen Geschichte vorhanden sind, wenn auch gar nichts verlohren gegangen wäre. Unter dieses nothwendige haben aber doch die ältesten Völker immer eine Art des Gottesdienstes gerechnet, und das wäre des Hrn. Verfassers Untersuchung würdig gewesen, warum sie die Religion mit unter das nothwendige gerechnet haben: eine Spur, die ihn besser auf den Ursprung derselben geführt hätte.

(E) Wenn man bey unwissenden Völkern gleich auf ihre Abgöt-

Es scheint gewiß zu seyn, daß nach dem natürlichen Wachsthum menschlicher Erkenntniß, das unwissende Geschlecht sich erst einige kriechende und gemeine Begriffe von höheren Wesen habe machen müssen, ehe es seine Denkungskraft bis zu dem vollkommenen Wesen anstrengte, welches über die ganze Bildung der Naturordnung verbreitet. So wenig vernünftig es ist, sich einzubilden, daß die Menschen eher Palläste als Hütten und elende Häuser

Abgötterey schliessen kann, wenn es nicht einmal wahr ist, daß gesittete Völker auch nothwendig den wahren Gottesdienst haben müsten; ja wenn die weisesten, gelehrtesten und gesittetesten Völker des Alterthums nichts weniger als eine vernünftige Religion gehabt haben; so folgt so viel daraus, daß es den menschlichen Fähigkeiten schwer fallen müsse, durch Anstrengung eigener Kräfte auf die Erkenntniß und den Dienst des wahren GOttes zu gerathen. Desto mehr sollte man sich aber auch verwundern, daß ein Volk mitten unter allen übrigen gewesen ist, das den wahren GOtt allein erkannt und verehrt hat; und daß vor 1700. Jahren auf einmal aus der Finsterniß ein Licht aufgegangen sey, und was die grössesten Weisen des Alterthums nicht einmal im kleinen in ihrer Stadt ja nur in ihrer Schule bewerkstelligen können, in weniger Zeit über verschiedene Völker des Erdbodens ausgebreitet worden sey. Die Quellen solcher grossen Veränderung in der Denkungsart der Menschen verdienten von einem Weltweisen aufgesucht zu werden, der den Ursprung derselben in der menschlichen Seele erforschen will, das würde ihm nothwendig ein grosses Licht gegeben, und ihn auf die wahre Entstehungsart der Religion geführt haben. Warum das der Hr. H. nicht gethan, davon kann man sich nicht entbrechen, die Ursachen wahrscheinlich zu errathen.

ser bewohnet, oder die Geometrie eher als den Ackerbau getrieben haben; eben so wenig kann man auch behaupten, daß sie die Gottheit eher als einen reinen, allwissenden, allmächtigen und allgegenwärtigen Geist erkannt, als sie sich dieselbe zwar als ein mächtiges, aber eingeschränktes Wesen mit menschlichen Leidenschaften und Neigungen, mit sinnlichen Werkzeugen und Gliedern vorgestellt haben. Der Verstand steiget stuffenweise vom niedrigen zum höhern: er macht sich den Begriff der Vollkommenheit, indem er ihn von dem, was unvollkommen ist, abstrahirt: nur langsam lernt er die edleren Theile seines Wesens vo'n den schlechtern unterscheiden, und alsdann blos die erstern, noch mehr erhöhet und geläutert, seiner Gottheit beyzulegen. Nichts könnte diesen natürlichen Wachsthum des Erkenntnisses verrücken, als ein deutlicher und unüberwindlicher Beweis, der den Verstand unmittelbar zu den reinen Grundsätzen der Erkenntniß GOttes führte, und ihn den grossen Zwischenraum, der zwischen der menschlichen und göttlichen Natur ist, mit einem Sprung überlaufen liesse. Ob ich nun zwar gestehe, daß die Ordnung und Bildung der Welt einen solchen Beweis darlegt, wenn sie genau untersuchet wird; so kann ich mich doch nicht überreden, daß diese Betrachtung einen Einfluß auf die Menschen haben konnte, als sie ihre erste, rohe Begriffe von der Religion formirten. (F) Die

(F) Das ist sehr bündig geschlossen. Auf diese Gründe kann

Die Ursachen der Gegenstände, die uns ganz bekannt sind, erregen niemals unsre Aufmerksamkeit oder Neubegierde; und so ausserordentlich oder bewundernswürdig solche Gegenstände auch an sich selbst seyn mögen, so werden sie doch von der unwissenden und rohen Menge, ohne viel Untersuchung und Nachdenken übergangen. Adam, der auf einmal, und im Paradiese, und mit dem vollkommensten Gebrauch seiner Fähigkeiten entstand, muste natürlicher Weise, so wie er vom Milton vorgestellet wird, (G) über die herrliche Erscheinungen

kann man weiter bauen, und wie mich dünkt, mit grosser Wahrscheinlichkeit, ja gar mit Gewißheit beweisen, daß die Menschen nach diesem natürlichen Wachsthum des Verstandes niemals zur Erkenntniß des wahren GOttes gelanget seyn würden, und ich wünschte, daß gelehrte Männer dieses auszuführen unternommen hätten. Der natürliche Wachsthum der Erkenntniß hatte die weisesten Alten noch lange zu keiner richtigen oder gewissen Vorstellung GOttes und seines Dienstes gebracht. Ist es aber diesem zu Folge wenigstens schwer und erfordert es viel Zeit bey dem menschlichen Geschlechte, ehe es richtig von GOtt denken lernt; sollte das nicht ein wahrscheinlicher Grund seyn, daß GOtt seine eigene Ehre, und den vernünftigen Theil seiner Unterthanen so sehr geachtet, daß er ihm gleich bey seiner Bildung diesen unüberwindlichen Beweis für eine höchst wichtige Sache selbst gegeben, und unmittelbar Unterricht darin ertheilet habe? eine Wahrscheinlichkeit, die sehr zum Vortheil der Glaubwürdigkeit der Nachrichten Mosis von der Schöpfung ausfällt.

(G) Der Verfasser scheint eine solche partheyische Abneigung gegen die Bibel zu haben, daß er auch so gar den Adam

nungen der Natur, über den Himmel, die Luft, die Erde, und seine eigene Sinne und Glieder erstaunt seyn; und zu der Frage gebracht werden, woher dieser wundervolle Auftritt rühre. Aber ein barbarisches, dürstiges Thier, (als der Mensch bey dem ersten Ursprung der Gesellschaft ist, (H) das von so mannigfaltigen Mängeln und Leidenschaften gedruckt wird, hat nicht Muße die regelmäßige Gestalt der Natur zu bewundern, oder über die Ursach solcher Gegenstände Untersuchungen anzustellen, woran er sich von Kindheit auf, nach und nach gewöhnt hat. Je regelmäßiger gegentheils und einförmiger, das ist, je vollkommener sich ihm die Natur zeigt, desto mehr ist er derselben gewohnt, und desto weniger auch geneigt darüber zu forschen und nachzugrübeln. Ein Monstrum erweckt seine Neubegierde, und wird für ein Wunder gehalten. Es beunruhigt ihn durch seine Neuheit, und bringt ihn alsobald

zum

Adam lieber aus dem Milton, als aus der Bibel anführen will.

(H) Auch das ist wohl precario angenommen, wenigstens weiß ich nicht, was der Verfasser zum Grunde dieser Behauptung anführen könnte, er müßte sich denn auf den Ursprung der Römischen und einiger anderer Griechischen Republiken berufen, von denen es theils ausgemacht, theils wahrscheinlich ist, daß die ersten Bürger derselben ein Auswurf anderer Nationen gewesen sind. Und von diesen darf man wohl nicht auf alle Gesellschaften schliessen. Oder vielleicht nimmt der Verfasser die Erdichtungen eines Hobbes oder eines Rousseau für bewiesene Grundsätze an.

zum Zittern, zum Opfern und zum Beten. Aber ein Thier, das nach allen seinen Sinnen und Gliedern vollständig ist, ist für ihn ein sehr gewöhnlicher Anblick, und bringt keinen gottesdienstlichen Gedanken oder Neigung bey ihm hervor. Man frage ihn, woher dieses Thier entstehe? so wird er antworten: aus der Vermischung seiner Eltern. Und woher diese? Aus der Vermischung der Ihrigen. Nur wenig entfernte Grade stillen seine Neubegierde, und stellen ihm die Gegenstände in solcher Weite vor, daß er sie gänzlich aus dem Gesichte verliehrt. Man glaube nicht, daß er so weit gehen und die Frage aufwerfen wird, woher das erste Thier, noch viel weniger, woher das ganze System oder das vereinte Gebäude des Weltalls entstanden sey. Oder legt man ihm solche Frage vor, so erwarte man ja nicht, daß er seinen Verstand mit einiger Verlegenheit auf eine Sache wenden werde, die so entfernt, ihm so wenig angelegentlich ist, und die Gränzen seiner Fähigkeit so weit überschreitet (I).

Wenn aber ferner die Menschen anfangs durch vernünftige Schlüsse aus der Bildung der Natur, zum Glauben an ein höchstes Wesen gebracht worden wären, so könnten sie unmöglich diesen Glauben jemals verlassen, um sich zum Götzendienst zu bekennen; sondern die vernünftigen Grundsätze, welche anfangs eine so vortrefliche Meynung bey dem menschlichen Ge-

(I) Das dienet alles ungemein zur Bestätigung der Anmerkung (F).

Geschlecht hervorbrachten und ausbreiteten, müsten auch noch weit leichter im Stande gewesen seyn, sie zu erhalten und zu bewahren. Die erste Erfindung und der erste Beweis einer Lehre ist unendlich schwerer, als die Bewahrung und das Behalten derselben.

Es ist ein grosser Unterschied zwischen historischen Begebenheiten und spekulativischen Meynungen; und die Erkenntniß von beyden wird auch nicht auf einerley Art fortgepflanzt. Da eine historische Begebenheit durch mündliche Ueberlieferung von Augenzeugen und gleichzeitigen Personen herabgeht, so wird sie in jeder nachfolgenden Erzählung verstellt, und kann auf die letzt nur sehr geringe, wo ja noch einige Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Wahrheit behalten, worauf sie gegründet war. Das schwache Gedächtniß der Menschen, ihre Liebe zur Vergrösserung, ihre träge Sorglosigkeit; das sind Ursachen, die schon jetzt die Erzählung historischer Begebenheiten verfälschen, wenn sie nicht durch Bücher und Schriften gebessert werden: wo Beweisgründe und Vernunftschlüsse wenig oder gar nicht Platz finden, noch jemals die Wahrheit wieder zurückrufen können, welche sich einmal aus solchen Erzählungen verlohren hat. So glaubt man, daß die Fabeln vom Herkules, Theseus und Bacchus ursprünglich in einer wahren Geschichte gegründet gewesen, und durch Ueberlieferung verfälscht worden sind. Mit den spekulativischen Meynungen aber verhält es sich ganz anders. Sind

diese Meynungen auf so klare und faßliche Beweise gegründet, daß sie alle und jede Menschen überzeugen können, so werden auch eben die Beweise, welche anfangs diese Meynungen ausbreiteten, sie auch noch fernerhin in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten. Sind die Beweise für gemeine Fassung zu tiefsinnig und zu entfernt, so werden die Meynungen auch nur immer auf wenige Personen eingeschränkt seyn; und sobald die Menschen es unterlassen, über die Beweisgründe nachzudenken, so werden auch die Meynungen gleich verlohren gehen und in die Vergessenheit begraben werden. Von diesen beyden Fällen mögen wir nun annehmen, welchen wir wollen, so muß es unmöglich scheinen, daß der wahre Gottesdienst aus Vernunftschlüssen, die ursprüngliche Religion des menschlichen Geschlechts gewesen, und in der Folge der Zeit so sehr verdorben worden, daß daraus der Götzendienst und alle die aberglaubige Religionen der heydnischen Welt erzeuget worden. Sind die Vernunftschlüsse sehr faßlich und deutlich, so beugen sie solchen Verderbnissen vor: sind sie aber tiefsinnig, so entziehen sie die Grundsätze der Erkenntniß des gemeinen Haufens ganz und gar, der allein Grundsätze und Meynungen zu verderben oder zu verfälschen geneigt ist. (K)

§. 2.

(K) Freylich ist die Erfindung einer Wahrheit viel schwerer als die Erhaltung und Fortpflanzung derselben. Da es nun aus der Geschichte zu Tage liegt, daß kein Wei-

§. 2.

Wenn wir also unserer Neubegierde nachhängen, und den Ursprung der Religion auf-
B 3 suchen

Weiser des Alterthums eine so richtige und ungezweifelte Erkenntniß des wahren GOttes und seines Dienstes durch die Vernunft ausgefunden habe, welche jedermann, ja auch nur ihre Schüler zum Beyfall gezwungen hätte, und es wahrscheinlich ist, daß GOtt die Menschen nicht so lange Zeit über eine so wichtige Wahrheit in Ungewißheit und Unwissenheit gelassen habe, so giebt das einen starken Vermuthungsgrund, daß er ihnen mit seinem Unterricht gleich anfangs zu Hülfe gekommen, um nicht eine so lange Reihe von Menschen eines der wichtigsten Zwecke ihres Daseyns verfehlen, und es auf die ungewisse oder mangelhafte Erfindung ihrer Vernunft ankommen zu lassen.

Wenn aber der Hr. Verfasser behauptet, daß eine Wahrheit, die einmal aus faßlichen und deutlichen Gründen ausgemacht sey, nicht wieder unter den Menschen verlohren gehen könne, so scheinet er nicht auf die Natur und die Hindernisse der Fortpflanzung derselben gedacht zu haben. Gesetzt der erfindende Meister theilet seine Gründe für die Wahrheit auf die deutlichste und faßlichste Weise mit, so gehöret doch von Seiten der Zuhörer Aufmerksamkeit und guter Wille dazu, dieselben zu hören und einiger massen zu überdenken; so wird Geduld erfordert, die dagegen aufsteigende Zweifel aufzulösen oder sich auflösen zu lassen; so ist doch eine beständige und öftere Erinnerung der Gründe nothwendig, wenn sie auf sein Verhalten einen Einfluß haben sollen, wie es bey dieser Erkenntniß eines wahren GOttes unleugbar ist, welche praktisch seyn, und einen damit übereinstimmenden Dienst hervorbringen soll. Gesetzt der Meister kann allen eingewurzelten Vorurtheilen vorbeugen; gesetzt er kann das Gegengewicht aller widrigen Neigungen aufhe-

ben,

suchen wollen, so müssen wir uns zu dem Gö- tzendienst oder der Vielgötterey, als der ur- sprüng-

ben, und wie schwer, ja unmöglich das sey, das sollte ein so scharfsinniger Kenner der Welt und des menschl. Herzens, als der Verfasser ist, wohl wissen; doch gesetzt er könne es bey seinen Zuhörern glücklich zu Stande bringen; werden sie denn auch mit gleichem Eifer, mit gleicher Stärke der Vernunft, die Welt unterrichten? Werden ihre Nachfolger eben die Gesinnungen haben, und wird die Einigkeit des Glaubens und der Gesinnungen immer gleichstimmig erhalten, ausgebreitet und fortgepflanzt werden? So lange noch verschiedene Fähigkeiten in der Welt sind; so lange noch mannigfaltige Vorurtheile darin herrschen; so lange die Menschen nicht einerley Wahrheits- und Wissensbegierde haben; so lange sie noch widersprechende Neigungen besitzen; und ihnen eine Wahrheit nicht gleich wichtig gemacht werden kann: so lange wird es auch keines Menschen Werk, ja nach der Natur des Menschen unmöglich seyn, daß auch die deutlichste und faßlichste Wahrheit aus der Vernunft immer erhalten, angenommen und verehret werden sollte. Ist sie spekulativisch, so reizt sie die Aufmerksamkeit nicht genug; und nur solchen Grundsätzen, die ganz ohne Einwendung sind, und das menschliche Leben gar nicht zu intereßiren scheinen, wird nicht widersprochen; Ist sie praktisch, so findet sie alle die mannigfaltigen Hindernisse, die wir angeführet haben, und die sich noch unendlich vervielfältigen, daß sie bey aller Faßlichkeit nicht beständig allgemein geglaubt werden kann.

Mich dünkt, wenn man das Zeugniß der heil. Schrift als wahr voraussetzt, so könne wohl kein sicherer und mehr überzeugender Weg ausgedacht werden, die grosse Wahrheit von einem göttlichen Wesen und seinem Dienste unter den Menschen zu bewahren, und lauter und rein fortzupflanzen. Sie gründete sich auf das

sprünglichen Religion des ununterrichteten Menschen wenden. (L)

das Zeugniß und den Unterricht GOttes selbst, welcher der deutlichste, faßlichste und kürzeste seyn muste; er brachte eine anschauende ja die lebendigste Erkenntniß hervor; er konnte wegen des Ansehens des Lehrmeisters weniger vergessen werden; und weil er nur zween Menschen gegeben war, welche die Eltern, Lehrer und Herren des ganzen übrigen nachkommenden Geschlechts waren, so konnte die Fortpflanzung und Ausbreitung dieser Wahrheit auch am leichtesten, schicklichsten und nachdrücklichsten geschehen. Viele Hindernisse fanden gar nicht statt; es waren keine vorgefaßte Meynungen zu bestreiten; die Bildung der Neigungen kam gar sehr auf die Erziehung und den Unterricht der Eltern an; und es blieb der allerkürzeste und möglichste Weg mit den Menschen zugleich nach und nach diese Wahrheit über den ganzen Erdboden auszubreiten. Dem ohnerachtet waren von den vorerwähnten Schwierigkeiten noch so viel vorhanden, die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Neigungen; der Mangel des Eifers bey dem Meister und Schüler; die natürliche Unachtsamkeit auf das, was nicht gleich in die Sinne fällt; das Uebergewicht der Sinnlichkeit und viele andere Ursachen, verhinderten bald die Allgemeinheit dieser Erkenntniß, und machten neue Offenbarungen GOttes nothwendig, wo sie nicht ganz verlohren gehen sollte. Die Ueberzeugung aus Vernunftschlüssen erfordert aber immer noch mehr Anstrengung des Geistes, mehr Eifer, mehr Ueberwindung der Sinnlichkeit, und muß also auch viel schwerer allgemein gemacht oder bewahret werden können, der fast unmöglichen Wegräumung schon vorhandener Vorurtheile und gegenseitigen Neigungen nicht zu gedenken.

(L) Wie weit der Verfasser es nun bewiesen habe, daß die Vielgötterey des Menschen ursprüngliche Religion sey; das mögen unpartheyische Leser entscheiden.

Wären die Menschen durch die Betrachtung der Werke der Natur auf den Begriff von einer unsichtbaren und verständigen Kraft geleitet worden, so konnten sie fast unmöglich anders als die Vorstellung von einem einzigen Wesen bey sich unterhalten, welches dieser unermeßlichen Maschine Daseyn und Ordnung verliehen, und alle ihre Theile nach einem regelmäßigen Plan und verbundenem System zusammengefügt habe. Denn ob es gleich Personen von einer gewissen Denkungsart nicht ganz ungereimt vorkommen mag, daß verschiedene unabhängige Wesen, die mit einer höheren Weisheit begabt sind, in der Erfindung und Ausführung eines regelmäßigen Plans, gemeinschaftlich handeln können; so ist das doch nur ein blos willkührliches Vorgeben, und sollte man auch die Möglichkeit desselben zugeben, so muß doch dabey zugestanden werden, daß es weder von einiger Wahrscheinlichkeit noch Nothwendigkeit unterstützt sey. Alle Dinge in der ganzen Welt sind augenscheinlich von einem Stück. Ein jedes Ding ist auf ein jedes andere gepaßt. Ein Zweck herrscht durch das Ganze. Und diese Einförmigkeit führet den Verstand zur Erkenntniß eines einzigen Urhebers; weil die Vorstellung verschiedener Urheber, ohne einigen Unterscheid der Eigenschaften und Wirkungen, nur die Einbildungskraft in Verwirrung setzt, und doch den Verstand nicht mehr befriediget a). Wenn

a) Die Bildsäule des Laokoon war, nach dem Zeugnisse

Wenn wir aber auf der andern Seite die Werke der Natur verlassen, und den Spuren einer unsichtbaren Gewalt in den mannigfaltigen und wider einander laufenden Begebenheiten des menschlichen Lebens nachforschen, so werden wir nothwendig zur Vielgötterey, und zur Erkenntniß verschiedener eingeschränkten und unvollkommenen Gottheiten verleitet. Stürme und Ungewitter verderben, was von der Sonne erzeugt wird. Die Sonne zerstöret, was von dem Anfeuchten des Thaues und Regens genährt wird. Der Krieg kann einem Volke zuträglich seyn, das durch unfreundliche Witterung mit Hunger bedrängt ist. Krankheit und Pest können ein Königreich, mitten in dem reichsten Ueberflusse entvölkern. Ein und dasselbe Volk ist nicht zu gleicher Zeit, gleich glücklich zu Wasser und zu Lande. Und ein Volk, das jetzt über seine Feinde triumphirt, kann sich bald ihren glücklichern Waffen wieder unterwerfen müssen. Kurz, der Lauf der Begebenheiten, oder das was wir den Plan einer besondern Fürsehung heissen, ist so voller

nisse des Plinius, von dreyen Künstlern verfertiget: aber es ist gewiß, daß wir niemals so würden geschlossen haben, daß eine Gruppe von Figuren, die aus einem Stein gehauen, und nach einem Plan verbunden sind, nicht das Werk und die Erfindung eines einzigen Bildhauers sey, wenn es uns nicht wäre erzählt worden. Denn es ist in der That kein natürliches und gewöhnliches Urtheil, daß man eine einzige Wirkung der Verbindung vieler Ursachen zuschreibt.

Mannigfaltigkeit und Ungewißheit, daß, wenn wir annehmen, er sey von einigen verständigen Wesen unmittelbar angeordnet, wir auch eine Widerwärtigkeit in ihren Zwecken und Absichten, einen beständigen Streit von widrigen Mächten, und eine Reue oder Aenderung der Absicht eben derselbigen Macht, aus Unvermögen oder Leichtsinn, erkennen müssen. Jede Nation hat ihre Schutzgottheit. Jedes Element ist seiner unsichtbaren Kraft oder wirkenden Ursach unterworfen. Die Provinz eines jeden Gottes ist von des andern seiner unterschieden. Auch die Wirkungen eines und desselbigen Gottes sind nicht immer gewiß und unveränderlich. Heute beschützt er: morgen verläßt er uns. Gebete und Opfer, Gebräuche und Ceremonien, sie mögen schlecht oder gut beschaffen seyn, sind die Quellen seiner Gunst oder seines Hasses, und verursachen alle das Glück oder Unglück, was unter den Menschen angetroffen wird. (M)

Wir

(M) Daß die Menschen im Unglück natürlicher Weise zum Gebet, und im Glück zum Dank und zu Geschenken an ihre Gottheiten haben gebracht werden, und durch die Vorstellung ihrer Macht und Hoheit, auf gewisse Gebräuche, als Zeichen ihrer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gerathen können, das ist sehr gut zu begreifen: man kann aber keinen wahrscheinlichen Ursprung angeben oder es begreifen, was sie zu versöhnenden Opfern verleitet habe, welche der Verfasser nicht so grade zu in die Liste der natürlichen Gesinnungen des ununterrichteten Menschen von der Religion, hätte rechnen sollen.

Wir können also schliessen, daß die ersten Begriffe der Religion, bey allen Völkern welche die Vielgötterey oder den Götzendienst angenommen haben, nicht aus der Betrachtung der Werke der Natur, sondern aus dem Interesse der Begebenheiten des Lebens, und aus den unaufhörlichen Empfindungen der Hofnung und Furcht entstanden sey, welche in der menschlichen Seele beständig arbeiten. Und diesem zu Folge finden wir auch, daß alle Abgötter, die Provinzen ihrer Gottheiten von einander abgesondert, und zu der unsichtbaren wirkenden Kraft ihre Zuflucht genommen haben, deren Gewalt sie unmittelbar unterworfen waren, und deren eigenes Geschäft es war, über den Lauf solcher Handlungen die Aufsicht zu haben, worin sie zu einer oder der andern Zeit verwickelt waren. **Juno** wird bey den Heyrathen angerufen; **Lucina** in der Geburtsstunde. **Neptunus** wird von dem Schiffer; und **Mars** von dem Krieger angebetet. Der Ackersmann bauet sein Feld unter dem Schutz der Ceres; und der Kaufmann erkennet das göttliche Ansehen des **Merkurius**. Von jeder natürlichen Begebenheit glaubt man, daß sie von einem verständigen Wesen regiert sey; und es kann sich nichts glückliches oder widriges im Leben zutragen, das nicht zu besondern Gebeten und Danksagungen Materie geben sollte b).

Man

b) Fragilis & laboriosa mortalitas in partes ista digessit, infirmitatis suae memor, vt portionibus

Man muß gewiß nothwendig zugestehn, daß die Menschen durch eine Leidenschaft in Bewegung gesetzt werden müssen, die ihren Verstand und Nachdenken auffordert; durch eine Triebfeder, die ihre erste Untersuchung dringend macht, wenn ihre Aufmerksamkeit über den sichtbaren Lauf der Dinge, zu einiger Folgerung auf ein unsichtbares, verständiges, wirkendes Wesen geleitet werden soll. Zu welcher Leidenschaft sollen wir uns aber hier wenden, eine Wirkung von so starker und wichtiger Folge zu erklären? Gewiß nicht zur spekulativischen Neubegierde, oder zur blossen Liebe der Wahrheit. Der Bewegungsgrund ist zu fein für solche grobe Fassungen, und würde die Menschen zu Untersuchungen über die Bildung der Natur bringen; die für ihre geringe Fähigkeiten ein zu grosser und zu ausgebreiteter Gegenstand ist. Keine andere Leidenschaften können also vernünftiger Weise auf solche Barbaren wirken, als nur die gewöhnlichen Empfindungen des menschlichen Lebens: die ängstliche

bus quisquis coleret, quo maxime indigeret. *Plin.* lib. 2. cap. 7. Schon zu Hesiodi Zeiten waren 30,000 Gottheiten. *Oper. & Dier.* lib. 1. v. 250. Das Geschäft aber, das sie zu verrichten hatten, scheinet doch noch für ihre Anzahl zu groß gewesen zu seyn. Die Provinzen der Gottheiten hatten so viel Untereintheilungen, daß man auch einen Gott des Niesens hatte. Man sehe Arist. *Probl.* Sect. 33. Cap. 7. Die Provinz der ehelichen Verbindung, war zu Folge ihrer Wichtigkeit und Würde, unter verschiedene Gottheiten getheilet.

liche Sorge für das Wohlseyn; die Furcht eines zukünftigen Elends, der Schrecken des Todes, der Durst nach Rache, die Begierde zur Sättigung und zu andern Nothwendigkeiten. Die Menschen, die von solcher Hofnung und Furcht, besonders von der letztern Art, hin und her getrieben werden, durchgrübeln mit zitternder Neubegierde den Lauf der künftigen Ursachen, und untersuchen die mannigfaltigen und widrigen Begebenheiten des menschlichen Lebens. Und in diesem unordentlichen Auftritt, sehen sie mit noch verwirrteren und erstaunten Augen, die ersten dunkeln Spuren der Gottheit. (N)

§. 3.

(N) Das ist gewiß, daß wir auf solche Weise die Entstehung einer Religion bey dem Menschen am wahrscheinlichsten begreifen können, so fern er sich selbst gelassen ist. Aber eben damit giebt der Hr. Verfasser den Vertheidigern der Offenbarung wichtige Gründe an die Hand, aus dieser Beschaffenheit des natürlichen Menschen und der Gegeneinanderhaltung derselben mit den göttlichen Eigenschaften aufs wahrscheinlichste darzuthun, daß GOtt selbst dem Menschen unmittelbar Unterricht darüber ertheilt habe. Denn gesetzt, wir wollten mit dem Verfasser diesen natürlichen Weg der Entstehung einer Religion annehmen, so würde es so wohl ihm als uns schwer zu beweisen fallen, daß die Menschen jemals darin weiter gekommen wären, als diese Leidenschaften sie geführt hätten, und daß die wahre Religion nur einiger massen allgemein werden, und unter einem ganzen Volke bekannt hätte werden können. Noch schwerer würde die Aufgabe zu lösen seyn, wie so viele und verschiedene Völker vor 1700 Jahren in kurzer Zeit zur Erkenntniß des wahren GOttes

§. 3.

Wir sind in diese Welt, als auf einen grossen Schauplatz, gesetzt, wo die wahren Quellen und Ursachen jeder Begebenheit, uns gänzlich unbekannt sind, und wir weder Weisheit genug haben, die Uebel vorherzusehen, womit wir beständig bedrohet sind, noch auch Macht genug, ihnen vorzubeugen. Wir schweben in beständigem Zweifel zwischen Leben und Tod, zwischen Gesundheit und Krankheit, Ueberfluß und Mangel; die unter dem menschlichen Geschlecht durch geheime und unbekannte Ursachen ausgetheilt sind, deren Wirkung oft unerwartet, und immer unerklärlich ist. Diese unbekannte Ursachen werden also der beständige Gegenstand unserer Hofnung und Furcht; und indeß, daß die Leidenschaften durch eine ängstliche Erwartung der Begebenheiten in immerwährender Unruhe erhalten werden, so ist die

tes gelanget wären, da die allgemeine Religion, welche damals im Besitz war, auch nur solche Religion der sinnlichen Leidenschaften war, und der größte Haufen durch keine feinere Bewegungsgründe geleitet wurde. War nun von innen nichts, das sie zum wahren GOtt führete, so muste es von aussen durch menschlichen Unterricht kommen: und woher hatten diese ihre Erkenntniß? Wieder durch Unterricht; und diese wieder durch Unterricht: und so müsten wir doch endlich bey einem Lehrmeister stehen bleiben, der mehr Weisheit, mehr Einsicht und mehr Ansehen gehabt, solche Lehre den Menschen verständlich und annehmlich zu machen, darauf sie durch ihre eigene geringe Fähigkeiten und sinnliche Denkungsart nicht geführt werden konnten.

die Einbildungskraft gleichfals geschäftig, von diesen Kräften Vorstellungen zu formiren, von denen wir in so gänzlicher Abhänglichkeit stehen. Könnten die Menschen die Natur, nach der wahrscheinlichsten, wenigstens nach der verständlichsten Philosophie, zergliedern, so würden sie finden, daß diese Ursachen nichts anders sind, als die besondere Bauart und Zusammenfügung der kleinsten Theile ihrer eigenen Körper und der äusserlichen Gegenstände; und daß alle die Begebenheiten, worüber sie so sehr verlegen sind, durch einen regelmäßigen und beständigen Mechanismus hervorgebracht werden. Allein diese Philosophie gehet über die Fassung des unwissenden Haufens, der die unbekannten Ursachen nur auf eine allgemeine und verwirrte Art begreifen kann; wenn gleich ihre Einbildungskraft, die immer mit diesem Gegenstande beschäftiget ist, einen besondern und deutlichen Begriff davon zu schaffen, bemüht seyn muß. Je mehr sie diesen Ursachen selbst, und der Ungewißheit ihrer Wirkungen nachdenken, desto weniger Befriedigung finden sie in ihrem Nachforschen; und zuletzt müßten sie, ob schon wider Willen, einen so beschwerlichen Versuch ganz haben fahren lassen, wenn nicht in der menschlichen Natur ein gewisser Hang wäre, der sie zu einem System verleitete, das ihm einige anscheinende Befriedigung verschaffte.

Die Menschen haben insgesamt eine Neigung, alle Dinge nach sich selbst zu bilden, und

jeder Sache diejenigen Eigenschaften beyzulegen, mit denen sie genau bekannt sind, und deren sie sich selbst innigst bewust sind. Wir finden menschliche Gesichte im Monde, und Kriegsheere in den Wolken; und nach einem natürlichen Hange, schreiben wir jedem Dinge Bosheit und Gutherzigkeit zu, das uns schadet oder gefällt; wo wir ihn nicht durch Erfahrung und Nachdenken verbessert haben. Daher rühren die häufigen und schönen *Prosopopoei*en in der Dichtkunst, wo Bäume, Berge und Ströme personificirt werden, und die leblosen Theile der Natur Empfindung und Begierde erlangen. Und obgleich diese poetischen Figuren und Ausdrücke nicht Glauben gewinnen, so können sie doch wenigstens zum Beweise dienen, daß die Einbildungskraft einen gewissen Hang habe, ohne welchen sie weder schön noch natürlich seyn könnten. Es wird auch ein Flußgott oder eine Wassernymphe nicht immer für eine poetische oder erdichtete Person genommen; sondern kann wohl zuweilen bey dem unwissenden Haufen wirklich Glauben und Eingang finden; indem jeder Wald oder jedes Feld so vorgestellt ist, daß es von einem besondern Genie oder einer unsichtbaren Kraft besessen sey, welche es bewohnt und beschützet. Ja, Philosophen selbst können sich nicht gänzlich von dieser natürlichen Schwachheit ausnehmen; sondern haben oft der leblosen Materie einen Abscheu für das Leere (*Vacuum*) Sympathien, Antipathien, und andere Affekten

ten der menschlichen Natur beygelegt. Die Ungereimtheit ist nicht geringer, wenn wir unsere Augen aufwärts richten; und auf die Gottheit, wie es nur allzugewöhnlich ist, menschliche Leidenschaften und Schwachheiten übertragen, und sie eifersüchtig und rachgierig, eigensinnig und partheyisch, kurz, als einen in aller Absicht boshaften und thörichten Menschen, nur mit höherer Gewalt und Ansehen vorstellen. Kein Wunder denn, daß Menschen, die in solcher vollkommnen Unwissenheit der Ursachen stehen, und zugleich über ihre künftigen Schicksale so ängstlich sind, nicht eine Abhänglichkeit von unsichtbaren Kräften, die mit Empfindung und Verstand begabt sind, unmittelbar erkennen sollten. Die unbekannten Ursachen, welche ihre Gedanken beständig beschäftigen, und immer in einerley Gesichtspunkt erscheinen, werden alle so vorgestellt, als wenn sie von einerley Art oder Gattung wären. Und es währet nicht lange, so schreiben wir ihnen Verstand, und Vernunft und Leidenschaften zu, ja manchmal auch menschliche Glieder und Gestalten, um sie noch näher zu einer Aehnlichkeit mit uns zu bringen.

Nach dem Maaß, daß eines Menschen Lebenslauf durch Glücksfälle regieret wird, finden wir auch durchgehends, daß er an Aberglauben zunimmt; wie man es besonders an Spielern und Schifsleuten beobachten kann, welche am meisten von nichtigen und abergläubigen Vorstellungen voll sind, ob sie gleich un-

ter allen Menschen am wenigsten zu ernsthaften Betrachtungen aufgelegt sind. Die Götter, sagt Koriolanus bey dem Dionysius, (Buch 8.) haben in jedes Geschäfte Einfluß; vor allen andern aber im Kriege, wo der Ausgang so ungewiß ist. Da das ganze menschliche Leben, besonders vor der Einsetzung eines ordentlichen und guten Regiments, zufälligen Schicksalen unterworfen ist; so ist es natürlich, daß der Aberglaube in den barbarischen Zeitaltern allenthalben herrschen, und die Menschen zur eifrigsten Erforschung dieser unsichtbaren Kraft bringen muste, welche ihr Glück oder Unglück verursachte. In der Sternkunde und der Zergliederung der Pflanzen und Thiere unwissend, und zu wenig neubegierig, die bewundernswürdige Abzweckung der Endursachen zu bemerken; blieben sie mit einem ersten und höchsten Schöpfer noch immer unbekannt, und mit dem unendlich vollkommenen Geiste, der allein, durch seinen allmächtigen Willen, dem ganzen Bau der Natur Ordnung ertheilte. Solch ein erhabener Begriff ist für ihre kleine Fähigkeiten zu hoch, welche weder die Schönheit des Werks bemerken, noch die Grösse seines Urhebers begreifen können. Sie halten ihre Gottheiten zwar für mächtig und unsichtbar, aber doch nur für eine Gattung menschlicher Creaturen, die vielleicht von den Menschen entsprungen wären, und alle menschliche Leidenschaften und Neigungen, ganz mit den körperlichen Gliedern und Sinnen behielten. Solche einge-

schränkte

schränkte Wesen, deren jedes allein seinen Einfluß nicht allenthalben auszubreiten im Stande waren, ob sie gleich Herren des menschlichen Schicksals waren, musten unzählich vervielfältiget werden, um die mannigfaltigen Begebenheiten insgesamt hervorbringen zu können, welche sich über den ganzen Kreis der Natur zutragen. Also wurde jeder Platz mit einem Schwarm Lokalgottheiten angefüllet; und also nahm die Abgötterey überhand, und thut es noch bey dem größten Theil des ununterrichteten Menschengeschlechts. *

Manche von den menschlichen Affekten können uns zum Begriff eines unsichtbaren, verständigen Wesens führen; Hofnung sowol als Furcht, sowol Dankbarkeit als Betrübniß: Wenn wir aber unsere eigene Herzen untersuchen, oder das, was um uns her geschicht, beobachten; so werden wir finden, daß die Menschen viel öfter durch die Melancholie als

* Die folgenden Zeiten des Euripides schicken sich so sehr hieher, daß ich nicht umhin kann, sie anzuführen:

᾿Ουκ ἐςιν ὀυδεν πιςον, ὀυτ᾿ ἐυδοξια,
᾿Ουτ᾿ ἀν καλως πρασσοντα μη πρασσειν κακως.
Φυρȣσι δ᾿ αυθ᾿ οἱ θεοι παλιν τε και προσω,
Ταραγμον ἐντιθεντες, ὡς ἀγνωσιᾳ
Σεβωμεν ἀυτους. *Hecuba.*

Es ist nichts zuverläßiges in der Welt, weder Ruhm, noch Tugend, noch Unterlassung des Bösen. Die Götter schütteln gleich alles drunter und drüber, und setzen alles in Verwirrung, damit wir sie aus Unwissenheit und Ungewißheit verehren mögen.

durch angenehme Affekten auf ihre Knie geworfen werden. Das gute Glück nimmt man leicht als eine Gebühr an, und man thut wenig Fragen nach dessen Ursach oder Urheber. Es erzeugt Frölichkeit und Munterkeit und Hurtigkeit und einen lebhaften Genuß alles geselligen und sinnlichen Vergnügens: und so lange dieser Zustand der Seele dauert, haben die Menschen wenig Muße oder Neigung, an die unsichtbaren, unbekannten Gegenden zu denken. Andern Theils, beunruhiget uns jeder widriger Zufall, und bringt uns zum Nachforschen der Quellen, woher es entstanden ist: es entstehen Besorgnisse in Absicht der Zukunft; und die Seele, die in Mistrauen, Schrecken und Melancholie versunken ist, nimmt zu allerley Methoden seine Zuflucht, diese verborgene, verständige Kräfte zu besänftigen, von denen man sich einbildet, daß unser Glück abhänge.

Bey allen gemeinen Priestern ist keine Topik gewöhnlicher, als die, daß sie die Vortheile der Trübsal entwickeln, indem sie die Menschen zur gebührenden Empfindung der Religion bringen; und ihre Zuversichtlichkeit und Sinnlichkeit unterdrucken, die sie in glücklichen Tagen, der göttlichen Fürsehung vergessen läßt. Diese Topik ist auch nicht blos den neuern Religionen eigen. Die Alten haben sie gleichfals gebraucht. Das Schicksal, sagt ein Griechischer Geschichtschreiber; a) hat den Menschen niemals, ohne Misgunst, eine unver=

a) Diod. Sik. B. 3.

vermischte Glückseligkeit freygebiger Weise verliehen; sondern mit allen seinen Gaben immer einen widrigen Umstand verbunden, um die Menschen zu einer Ehrfurcht gegen die Götter zu lenken, welche sie in einer beständig währenden Glückseligkeit, zu vergessen und aus der Acht zu lassen geneigt sind.

Welches Alter oder welche Periode des Lebens ist wohl dem Aberglauben am meisten zugethan? Das schwächste und furchtsamste. Welches Geschlecht wohl? Da muß man eben die Antwort geben. Die Führer und Muster aller Arten des Aberglaubens, sagt Strabo, b) sind die Weiber. Diese treiben die Menschen zur Andacht und Gebeten, und zur Beobachtung gottesdienstlicher Tage an. Man wird selten einen finden, der vom weiblichen Geschlecht abgesondert lebet, und doch solchen Uebungen zugethan seyn sollte. Und aus dieser Ursach, kann nichts unwahrscheinlichers seyn, als die Nachricht, welche man von einer Art Menschen unter den Geten hat, die ehelos leben, und dem ohnerachtet die abergläubigsten Schwärmer seyn sollen. Eine Art zu schliessen, die uns verleiten sollte, von der Andacht der Mönche einen sehr schlimmen Begriff zu hegen; wenn wir nicht aus einer Erfahrung, die vielleicht zu des Strabo Zeiten so gemein nicht war, wüsten, daß man im ehelo-

 sen

b) im 7ten Buche.

sen Stande leben, und die Keuschheit angeloben kann; und doch mit diesem furchtsamen und frommen Geschlechte in den genauesten Verbindungen und in der vollkommensten Sympathie bleibt. (O)

§. 4.

(O) Alle Hauptsätze des Verfassers in diesem §en können eben auch wahr seyn, wenn man annimmt, daß die Menschen anfangs die Erkenntniß der wahren Religion ans göttlichem Unterricht gehabt, aber nach und nach aus denen Not. (K) angeführten Gründen so ausgeartet sind, daß sie nur eine dunkle und sehr verwirrte Vorstellung davon gehabt, die auf die Weise, wie der Verfasser in diesem §en erzählt, ausgebildet, unterhalten und genährt worden seyn kann, auch nach der Geschichte einiger Völker wirklich also genährt worden ist; wo aber auch eben diese Geschichte bezeuget, daß es sich mit der Erfindung der Religion ganz anders verhalte; daß sie nemlich vielmehr durch Ueberlieferung von einem gesittetern Volke auf ein noch nicht so gesittetes gekommen, und von diesem solcher überlieferte Grundstoff nach seinen eigenen herrschenden Leidenschaften und Umständen ausgebildet worden. Bey dieser ganzen Ausführung bleibt man übrigens noch immer sehr begierig zu wissen, durch welche natürliche Mittel der Hr. Verfasser eine Anzahl Menschen, oder gar ein ganzes Volk, von einer auf Furcht und Hofnung der Menschen, und also von einer auf die stärksten, allgemeinsten und unzerstörlichsten Gründe erbaueten abergläubigen Religion, zur Erkenntniß des wahren GOttes zu bringen; wozu doch verschiedene ganze und ansehnliche Völker seit 1700 Jahren gelangt sind; und wenn sie auch nach des Verfassers Meynung in ihrem Glauben nicht rein genug seyn sollten; so sind sie doch überhaupt, ja selbst den niedrigsten Pöbel nicht ausgenommen, unendlich weiter gekommen, als das beste heydnische Volk, das der Hr. Verfasser aufzuweisen im Stande ist.

§. 4.

Der einzige Satz der Theologie, in Absicht dessen wir eine fast allgemeine Uebereinstimmung der Menschen antreffen, ist dieser; daß eine unsichtbare, verständige Macht in der Welt sey: Ob aber diese Macht die höchste oder untergeordnet sey, ob sie auf ein Wesen eingeschränkt, oder unter viele vertheilt sey; was man diesen Wesen für Eigenschaften, Verbindungen oder Triebfedern zur Wirksamkeit zuschreiben müsse; in allen diesen Punkten sind die theologischen Systeme der Völker sehr weit von einander verschieden. Unsere Vorfahren in Europa glaubten vor der Wiederherstellung der Gelehrsamkeit, eben so als wir, einen allerhöchsten Gott, den Urheber der Natur, dessen Gewalt zwar an sich selbst unwidersprechlich sey, aber oft vermittelst seiner Engel und untergeordneten Diener ausgeübt werde, welche seine geheiligten Entschlüsse vollzögen. Sie glaubten aber auch ausserdem, daß die ganze Natur von andern unsichtbaren Mächten erfüllt sey, als Kobolten, Gespenstern, Poltergeistern und Feen; Wesen, die stärker und mächtiger wären als die Menschen, aber geringer als die himmlischen Naturen, welche den Thron GOttes umgeben. Nun setze man, daß jemand in diesen Zeiten das Daseyn GOttes und seiner Engel geläugnet hätte, würde nicht seine Gottlosigkeit mit Recht den Namen der Atheisterey verdienet haben, wenn er auch aus ungereimten oder eigensinnigen Vernunftschlüssen

noch zugestanden hätte, daß die pöbelhaften Geschichte von Gespenstern und Kobolten wahr und wohl gegründet wären? Der Unterschied zwischen einem solchen Menschen und einem ächten Bekenner des wahren GOttes ist unendlich grösser, als zwischen ihm und einem solchen, der schlechterdings alle unsichtbare, verständige Macht läugnet. Und es ist eine Sophisterey, die blos aus der zufälligen Aehnlichkeit der Namen hergenommen ist, ohne nach der Wahrheit einige Uebereinstimmung zu haben, wenn man solche entgegengesetzte Meynungen unter einerley Benennung bringen will. (P).

Wer die Sache recht genau ansieht, der wird finden, daß die Gottheiten aller Vielgötter und Götzenanbeter nichts besser sind als die Gespenster und Kobolte unserer Vorfahren, und daß sie eben so wenig Ehrfurcht oder Gottesdienst verdienen. Diese angebliche Gottesverehrer sind in der That nur eine Art abergläubiger Gottesläugner, und erkennen kein sol-

(P) Des Verfassers Meynung ist diese: Wer blos untergeordnete unsichtbare Mächte annimmt, und den wahren GOtt nicht erkennt, ist eben so wohl ein Gottesläugner, als der, der schlechterdings alle unsichtbare Mächte und also auch den höchsten GOtt zugleich läugnet; man legt also jenem mit Unrecht den Namen eines Bekenners der Gottheit bey, und stützet sich blos auf die Aehnlichkeit der Namen, weil er eben so wohl unsichtbare Wesen annimmt, als der wahre Bekenner GOttes; die aber von ganz anderer Art sind. Wenn man die gehörigen Grade beobachtet, so kann man dem Verfasser Recht geben.

solches Wesen, das mit unserm Begriff von einer Gottheit übereinkommt. Sie erkennen keinen Urquell des Verstandes: keine höchste Regierung und Vorsehung: keine göttliche Absicht oder Weisheit in dem Bau der Welt.

Die Chineser schlagen ihre Götter, wenn ihr Gebet nicht erhöret wird. a) Die Götter der Lappländer sind grosse Steine von ausserordentlicher Gestalt, die sie etwa antreffen. b) Die Egyptischen Mythologi erklären ihre gottesdienstliche Anbetung der Thiere dadurch, daß sie sagen; die Götter wären anfangs gezwungen gewesen, sich unter die Gestalt der Thiere zu verbergen, um sich vor der Gewaltthätigkeit ihrer Feinde, der von der Erde gebohrnen Menschen in Sicherheit zu setzen. c) Die Kaunier, ein Volk in Kleinasien, das keine fremde Götter unter sich leiden wollte, versammelten sich ordentlich zu gewissen Jahrszeiten in völliger Rüstung, schlugen mit ihren Lanzen in die Luft, und zogen so fort bis an ihre Gränzen; weil sie, wie sie sagten, die fremden Götter vertreiben wollten. d) Auch nicht einmal die unsterblichen Götter, sagen gewisse deutsche Völker zum Cäsar, sind mit den Sueven zu vergleichen. e)

a) Pater *le Comte*. b) Regnards Reise nach Lappland. c) Diodor. Sik. B. 1. Lucianus von den Opfern. Ovid zielet auf eben die Erzählung, Verwandl. B. 5. v. 321. Ingleichen Manilius B. 4. d) Herodot. B. 1. e) Cäsar vom Gallischen Kriege. B. 4.

Die Götter, sagt Dione im Homer zu der vom Diomedes verwundeten Venus, die Götter, meine Tochter, haben den Menschen viel Uebels angethan: und hinwiederum, haben die Menschen den Göttern viel Uebels gethan. f) Wir dürfen nur einen von den klassischen Schriftstellern eröfnen, so finden wir dergleichen grobe Vorstellungen von den Göttern; und Longinus bemerkt mit Recht, daß solche Begriffe von der göttlichen Natur, eine wahre Gottesverläugnung enthalten, wenn man sie nach den Worten nimmt. g)

Einige Schriftsteller h) haben sich darüber verwundert, daß die Athenienser die Gottlosigkeiten des Aristophanes geduldet, ja auch so gar öffentlich angehöret und mit Beyfall aufgenommen haben; ein Volk das so abergläubig und so eifersüchtig über den öffentlichen Gottesdienst hielt, daß es auch zu eben der Zeit den Sokrates wegen seines vorgeworfenen Unglaubens zum Tode verdammte. Aber diese Schriftsteller erwegen nicht, daß die poßirlichen und gemeinen Bilder, unter welchen die Götter von diesem komischen Dichter vorgestellt werden, anstatt gottlos zu scheinen, vielmehr die Götter in dem wahren Lichte darstelleten, als sie von den Alten begriffen wurden. Welche Aufführung kann wohl niederträchtiger oder strafbarer seyn, als die Aufführung Jupi=

f) B. 9. v. 382. g) Kap. 9. h) Der Pater Brumoy in seinem Griechischen Theater; und Fontenelle in der Geschichte der Orakel.

Jupiters in dem Amphilcyon? Und doch wurde dieses Lustspiel, welches seine galante Heldenthaten vorstellete, seinem Charakter so wenig verkleinerlich gehalten, daß es zu Rom jederzeit unter öffentlicher Autorität auch dann gespielet wurde, wenn der Staat mit Pest, Hunger, oder einer andern Landplage bedrohet war. i) Die Römer glaubten, daß er gleich andern alten Hurenjägern an der Erinnerung seiner vorigen Proben von Munterkeit und jugendlichem Feuer, ein grosses Vergnügen finden werde, und also kein Mittel so bequem sey, seinem Stolze und seiner Eitelkeit zu schmeicheln.

Die Lacedämonier thaten, wie Xenophon sagt; k) währendes Krieges ihr Gebet des Morgens sehr früh, damit sie ihren Feinden zuvorkommen und den Göttern ihr Anliegen eher vortragen, und sie also auf ihre Seite ziehen möchten. Aus dem Seneka können wir schliessen, l) daß diejenigen, welche im Tempel Gelübde thaten, sich gemeiniglich mit dem Küster oder Pedell des Tempels gut verstanden, damit sie nahe zu dem Bilde der Gottheit kämen, und in ihrem Gebete und Gesuch am besten gehört werden könnten. Als die Tyrier vom Alexander belagert wurden, so zogen sie Ketten um die Statüe des Herkules, damit sie diesen Gott abhalten möchten, zu dem Feinde überzugehn. m) Als Augustus seine Flot-

i) Arnob. B. 7. k) Von der Republik der Lacedämonier. l) 12. Brief. m) Quint. Kurt. B. 4. K. 3. Diod. Sik. B. 17.

Flotte zweymal durch Sturm verlohren hatte, verbot er, daß Neptunus mit den andern Göttern im feyerlichen Aufzuge herum getragen würde, und glaubte sich dadurch sattsam an ihm gerochen zu haben. n) Nach des Germanikus Tode war das Volk auf seine Götter so erboßt, daß es sie in ihren Tempeln steinigte, und ihnen öffentlich allen Gehorsam aufsagte. o)

Es kam auch solchen Vielgöttern oder Abgöttern nie in die Gedanken, diesen unvollkommenen Wesen den Bau und Ursprung der Welt zuzuschreiben. Hesiodus, dessen Schriften zugleich mit den Homerischen, das kanonische System der Heyden enthielten; p) Hesiodus, sage ich; nimmt an, daß beyde Götter und Menschen von den unbekannten Kräften der Natur auf gleiche Weise entsprungen sind. q) Und in der ganzen Theogonie dieses Verfassers ist die Pandora das einzige Exempel eines erschaffenen oder freywillig hervorgebrachten Wesens, und noch dazu wurde sie blos aus Haß gegen den Prometheus von den Göttern gemacht, der das Feuer aus dem Himmel gestohlen und zu den Menschen gebracht hatte. r) Die alten Mythologisten schei-

n) Sueton. im Leben Aug. Kap. 16.

o) Sueton. im Leben des Kalig. Kap. 5.

p) Herodot. B. 2. Lucianus, bestrittener Jupiter, von der Trauer des Saturnus 2c.

q) Ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ᾽ ἄνθρωποι. *Hes. Opera & Dies.* Z. 108.

r) *Theogon.* Z. 510.

scheinen in der That durchgehends vielmehr den Begriff der Zeugung als den Begriff der Schöpfung angenommen; und daraus den Ursprung dieser Welt erkläret zu haben.

Ovid, der in einem gelehrten Zeitalter lebte, und von Weltweisen in den Grundsätzen von einer göttlichen Schöpfung oder Hervorbringung der Welt, Unterricht empfangen hatte, verließ diesen Begriff auf eine Weise, die sein ganzes System zerriß und wankend machte, als er sahe, daß er sich mit der angenommenen Mythologie, die er vortrug, nicht reimen wollte. Quisquis fuit ille Deorum: s) Welcher GOtt, sagt er; es auch gewesen seyn mag, der das Chaos getrennet, und die Welt in Ordnung gebracht hat. Er wuste wohl, daß es weder Jupiter, noch Saturn, noch Neptun, noch einer der andern angenommenen heydnischen Gottheiten seyn konnte. Sein theologisches System hatte ihm hierüber keinen Unterricht gegeben, und er ließ die Sache ganz unbestimt und unentschieden.

Diodorus Sikulus t) fängt sein Werk mit der Erzählung der vernünftigsten Meynungen von dem Ursprunge der Welt an, aber er erwähnt keiner Gottheit oder eines verständigen Wesens; ob man gleich aus seinem Geschichtbuche ersehen kann, daß dieser Schriftsteller mehr zum Aberglauben als zum Unglauben geneigt war. Und in einer andern Stelle, wo er von den Ichthyophagen, u) einer India-

s) Verwandl. B. 1. Z. 32. t) B. 1. u) B. 1.

dianischen Nation spricht, sagt er; da es so schwer halte, ihre Abkunft zu erklären, so müßte man schliessen, daß sie Aborigines wären, das ist, solche, deren Geschlecht keinen Anfang habe, sondern von Ewigkeit her fortgepflanzt sey, wie es einige Naturforscher, die von dem Ursprung der Natur gehandelt haben, gar richtig angemerkt haben. „Aber bey „solchen Materien als diese sind," setzt der Geschichtschreiber hinzu; „welche über alle mensch„liche Fähigkeit gehen, können diejenigen, wel„che am meisten davon sprechen, wohl am we„nigsten davon verstehen; indem sie sehr weit „von der Wahrheit und Wirklichkeit der Sa„che entfernt seyn können, wenn sie eine schein„bare Wahrscheinlichkeit mit ihrem Nachden„ken oder Schlüssen erreichen."

Das ist sonderbar in unsern Augen, daß solche Meynung von einem offenbaren und eifrigen Religionsbekenner angenommen worden sey! v) Aber es geschahe blos von ohngefähr, wenn die Frage von dem Ursprung der Welt in den gottesdienstlichen Systemen der alten Zeiten jemals vorkam, oder von ihren Theologen

v) Eben der Schriftsteller, der also den Ursprung der Welt ohne eine Gottheit erklären kann, hält es für gottlos, die gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Ungewitter, aus natürlichen Ursachen herzuleiten; und schreibt sie sehr andächtig dem Zorn des Jupiters oder des Neptuns zu. Ein sichtbarer Beweis, woher er seine Begriffe in der Religion genommen hat. Man sehe das 15. Buch pag. 364. ex edit. Rhodomanni,

gen abgehandelt wurde. Die Philosophen allein machten es zu ihrem Geschäfte, Systeme dieser Art zu geben; und es geschahe noch dazu ziemlich spät, ehe sich diese darauf bedachten, zu einem höchsten Geiste oder Verstande, als zur ersten Ursache des Weltalls ihre Zuflucht zu nehmen. So wenig hielte man es damals für gottlos, den Ursprung der Dinge ohne Rücksicht auf eine Gottheit zu erklären, daß Thales, Anaximenes, Heraklitus und andere, welche ein solches System der Kosmogonie annahmen, unangetastet blieben; dahingegen Anaxagoras, der erste ungezweifelte Deist unter den Philosophen, vielleicht auch der erste war, der jemals der Gottesverläugnung beschuldiget ward. w)

Sex=

w) Mann kann sehr leicht Grund davon geben, warum Thales, Anaximander, und diese ältern Philosophen, welche wirklich Atheisten waren, nach dem heydnischen Glauben ganz orthodox haben seyn können, und warum Anaxagoras und Sokrates, ganz natürlich in den alten Zeiten für Gottesverläugner angesehen werden musten, ob sie schon den wahren GOtt erkenneten. Wenn die blinden und vernunftlosen Kräfte der Natur Menschen hervorbringen konnten, so konnten sie auch solche Wesen hervorbringen, als Jupiter und Neptunus waren, welche dienliche Gegenstände des Gottesdienstes seyn musten, da sie die mächtigsten verständigen Wesen in der Welt waren. Wo man aber einen höchsten Verstand annimt, der die erste Ursach aller Dinge ist, da müssen diese eigensinnige Wesen, wenn es überall wirkliche Wesen sind, in sehr niedriger Unter-

Sextus Empirikus x) berichtet uns, als Epikurus als ein Knabe, mit seinem Lehrmeister diese Verse des Hesiodus gelesen:

Erst entstand das Chaos, das älteste der Wesen,
Darauf die Erde, ein weiter Raum, der Wohnplatz von allen:

So habe der junge Schüler sein forschendes Genie zuerst durch die Frage verrathen; Und woher kam das Chaos? Er habe aber von seinem Lehrmeister die Antwort erhalten, daß er sich wegen Auflösung solcher Fragen an die Philosophen wenden müsse. Und auf diesen Bescheid verließ Epikurus die Philologie und alle andere Studien, um sich auf diejenige Wissenschaft zu legen, woher er allein in diesen erhabenen Materien sattsamen Unterricht erwartete.

Der gemeine Haufen suchte wahrscheinlicher Weise seine Untersuchungen nie so weit zu treiben, oder sein Religionssystem aus Schlüssen herzuleiten; da wir sehen, daß die Philologen und Mythologisten kaum jemals so ein scharfes Nachdenken gezeigt haben. Ja auch die

Unterordnung und Abhänglichkeit erscheinen, und folglich von dem Range der Gottheiten ausgeschlossen seyn. Plato (von den Gesetzen B. 10.) giebt dieses zum Grunde der Beschuldigung gegen den Anaxagoras an, weil er nemlich die Göttlichkeit der Sterne, Planeten, und anderer erschaffenen Wesen geläugnet habe.

x) *Adversus Mathem. l. IX.*

die Philosophen gaben, wenn sie auf solche Materien zu reden kamen, der gröbsten Theorie willigen Beyfall, und gestanden den Ursprung beyde Götter und Menschen aus der Nacht und dem Chaos; aus Feuer, Wasser, Luft, oder was sie sonst für das herrschende Element hielten.

Man glaubte auch nicht blos, daß die Götter ihrem ersten Ursprung nach von den Kräften der Natur abhängig wären. Durch den ganzen Zeitlauf ihres Daseyns hindurch, waren sie der Herrschaft des Schicksals oder Fatum unterworfen. Bedenket die Gewalt der Nothwendigkeit, sagt Agrippa zum Römischen Volke; die Gewalt, denen auch selbst die Götter unterworfen sind. y) Und der jüngere Plinius erzählt uns nach einer gleichmäßigen Denkungsart; z) daß viele während der Dunkelheit, dem Schrecken, und der Verwirrung, die auf den ersten Ausbruch des Vesuvs erfolgten, in dem Glauben standen, daß die ganze Natur zu Grunde gehen, und Götter und Menschen in einem gemeinschaftlichen Ruin umkommen würden.

Wir sind gewiß sehr gefällig, wenn wir solches unvollkommene System der Theologie mit dem Namen Religion, beehren, und es spätern Systemen an die Seite setzen wollen, welche auf richtigere und erhabnere Grundsätze gegrün-

y) *Dionys. Halic.* B. 6.
z) *in seinen Briefen* B. 6.

gründet sind. Ich meines Theils, kann es kaum den Grundsätzen eines Markus Aurelius, eines Plutarchs, und einiger andern Stoiker und Akademiker zugestehen, daß sie den ehrwürdigen Namen des Deismus verdienen, ob sie gleich unendlich feiner sind als der heydnische Aberglauben. Denn wenn die Mythologie der Heyden mit dem System der alten Europäer von geistigen Wesen eine Aehnlichkeit hat, das GOtt und die Engel ausschloß, und nichts als Feen und Kobolte übrig ließ; so kann man auch mit Recht sagen, daß der Glaube dieser Philosophen eine Gottheit ausschloß, und nur Engel und Geister übrig ließ. (Q)

§. 5.

(Q) Wenn die angeführten Beyspiele, wie billig, Glauben verdienen; und der heydnische Gottesdienst sich nur auf mittelbare unbekannte und doch erschaffene Wesen erstreckt hat; und der wahre GOtt ganz unbekannt gewesen, ja von den Philosophen selbst nicht erkannt, sondern der grobe Aberglauben nur scheinbarer und feiner eingekleidet worden: so ist es beynahe bis zur Demonstration gewiß, daß Menschen bey allen zuvor angezeigten Schwierigkeiten selbst auf die wahre Religion hätten gerathen, oder sie durch eigene Vernunft und Gründe ausbreiten sollen. Und der Verfasser bietet den Vertheidigern des Christenthums einen neuen und verstärkten Grund dar, die Wahrheit und Göttlichkeit desselben zu befestigen, der aus dem in der allgemeinen Erfahrung bestätigten Unvermögen der Menschen, die wichtigen Wahrheiten von GOtt zu finden, und aus dem sichtbaren Daseyn dieser Wahrheiten nach der Bekanntmachung des Evangelii, zu Tage liegt.

§. 5.

Wir haben aber anjetzt vornemlich die große Vielgötterey und Abgötterey zu betrachten, und alle ihre mannigfaltigen Erscheinungen in der menschlichen Natur, woher sie ihren Ursprung nehmen, aufzusuchen.

Wer das Daseyn einer unsichtbaren, verständigen Kraft aus Gründen kennen lernen will, der muß aus der bewundernswürdigen Absicht der natürlichen Dinge schliessen, und voraussetzen, daß die Welt das Werk dieses göttlichen Wesens, der ursprünglichen Ursache aller Dinge sey. Der gemeine Polytheist aber ist so weit von diesem Begriffe entfernt, daß er jeden Theil der Welt vergöttert, und alle die merkwürdigen Werke der Natur selbst als so viele wirkliche Gottheiten betrachtet. Die Sonne, der Mond, die Sterne, sind alle nach seinem System Götter: Wasserquellen sind von Nymphen bewohnt, und Bäume von Hamadryaden: Ja auch Affen, Hunde, Katzen, und andere Thiere werden in seinen Augen oft heilig, und prägen ihm eine gottesdienstliche Ehrfurcht ein. Und, so sehr auch der Mensch dazu geneigt ist, eine unsichtbare, verständige Macht in der Natur zu glauben, so ist doch seine Neigung eben so stark, mit seiner Aufmerksamkeit bey sichtbaren und in die Sinne fallenden Gegenständen stehen zu bleiben; und er wird sehr leicht dazu verleitet, jene unsichtbare Macht mit einem sichtbaren Gegenstand zu verbinden, weil er diese entgegenste-

henden Neigungen mit einander zu vereinigen sucht. (R)

Die Absonderung gewisser Provinzen, welche man den verschiedenen Gottheiten austheilete, kann gleichfals eine Allegorie veranlassen, die beydes physikalisch und moralisch ist, und an den gemeinen Systemen der Vielgötterey Antheil haben kann. Der Gott des Krieges wird ganz natürlich als wütend, grausam und heftig vorgestellt werden: Der Gott der Dichtkunst zierlich, bescheiden und freundlich: Der Gott der Handlung, zumal in den frühern Zeiten, als diebisch und betrügerisch. Ich gestehe zwar, daß die Allegorien, welche man im Homer und andern Mythologisten zu finden glaubt, oft so herausgezwungen worden sind, daß vernünftige Leute sie gänzlich zu verwerfen im Stande sind, und sie als blosse Geschöpfe der Phantasie und Einbildung der Kunstrichter und Ausleger ansehen können. Das ist aber doch auch bey dem geringsten Nachdenken unläugbar, daß die Allegorie in der heydnischen Götterlehre wirklich Platz findet. Kupido ist der Sohn der Venus; die Musen sind Töchter des Gedächtnisses; **Prometheus** der weise, und **Epimetheus** der thörichte Bruder; **Hygieia** oder die Göttin der Gesundheit stammet vom Aeskulapius oder dem Gott der Arzneykunst ab: Wer

(R) Eben um diesem natürlichen Hange menschlicher Schwachheit erhielten die Juden das Gebot: Du sollt dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß von dem unsichtbaren GOtte machen.

Wer sieht nicht hier, und in vielen andern Fällen, die deutliche Spuren der Allegorie? Wenn man glaubt, daß ein Gott über eine gewisse Leidenschaft, Begebenheit, oder ein gewisses System der Handlungen das Regiment führe; so ist es fast unvermeidlich, daß man ihm nicht solches Geschlechtregister, solche Eigenschaften und Schicksale beylegen sollte, die denen Kräften und dem Einfluß gemäß sind, welche man ihm zuschreibt; und daß man das Gleichniß und die Vergleichung nicht weiter fortsetzen sollte, welche der Seele des Menschen so natürlich ist.

Ganz vollkommene Allegorien dürfen wir gewiß von der Unwissenheit und dem Aberglauben nicht erwarten; kein Werk des Genies erfordert eine feinere Hand als dieses; und keins ist seltener mit gutem Erfolg zu Stande gekommen. Daß Furcht und Schrecken die Söhne des Mars sind, das ist richtig; wie sind sie aber Söhne der Venus? a) daß die Harmonie die Tochter der Venus sey, das ist regelmäßig; wie ist sie aber die Tochter des Mars? b) daß der Schlaf der Bruder des Todes sey, das ist schicklich; wie kann man ihn aber als in eine der Grazien c) verliebt beschreiben? Da nun die alten Mythologisten in so grobe und sichtbare Irrthümer fallen, so dürfen wir gewiß mit keinem Grunde solche

 feine

a) *Hes. Theog.* V. 935.
b) *Hes.* ebendas. Plutarch im Leben Pelops.
c) Ilias. B. 14. V. 267.

feine und weitaussehende Allegorien erwarten, als manche aus ihren Erdichtungen herzuleiten gesucht haben. d)

Die Gottheiten des Pöbels sind so wenig über menschliche Kreaturen erhaben, daß nichts natürlicher seyn kann, als einen Helden oder öffentlichen Wohlthäter in einen Gott zu verwandeln, und die Himmel auf solche Art immer mit Rekruten aus dem menschlichen Geschlecht anzufüllen, wo die Menschen für solche starke Rührungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden. Von den meisten Gottheiten der alten Welt glaubte man, daß sie einmal Menschen gewesen, und der Bewunderung und Liebe des Volks ihre Vergötterung zu danken gehabt. Und die wahre Geschichte von ihrem Leben, die durch die Ueberlieferung verfälscht, und durch das wunderbare ausgeschmückt worden war, mußte eine reiche Quelle zur Fabel eröfnen, besonders wenn sie durch die Hände der Dichter, der Priester und Allego-

d) Lukretius wurde ganz offenbar durch den grossen Anschein von Allegorie verführt, der in den heydnischen Erdichtungen zu sehen ist. Er wendet sich anfangs an die Venus, als an die zeugende Kraft, welche die Welt belebt, verjünget und verschönert: aber er wird bald durch die Mythologie zu Widersprüchen verleitet, da er diese allegorische Person anruft, die Wut des Mars ihres Liebhabers zu besänftigen: eine Idee, die er nicht aus der Allegorie, sondern aus der Religion des Pöbels hergenommen hatte, und die Lukretius, als ein Epikuräer, nicht ohne Ungereimtheit zulassen konnte.

legoristen ging, deren einer über den andern sich die Verwunderung und das Erstaunen der unwissenden Menge zu Nutze machte.

Mahler und Bildhauer bestrebten sich auch, von den heiligen Geheimnissen ihren Theil des Nutzens zu ziehen; und da sie den Menschen sinnliche Bilder von ihren Gottheiten verschafften, die sie in menschliche Gestalten kleideten, so trugen sie zur öffentlichen Andacht vieles bey, und bestimten dessen Vorwurf. Es geschahe wahrscheinlicher Weise aus Mangel dieser Künste in den rohen und barbarischen Zeiten, daß die Menschen Pflanzen, Thiere, ja auch leblose Materien vergötterten, und lieber solchen ungeschickten Gestalten eine Göttlichkeit beylegen, als ohne einen sinnlichen Vorwurf des Gottesdienstes seyn wollten. Hätte ein Bildhauer in Syrien, in den ältern Zeiten, eine schöne Figur des Apollo ausarbeiten können, so würde der kegelförmige Stein, Heliogabalus, niemals zu der tiefen Anbetung gelangt, und als eine Abbildung der Gottheit der Sonne angenommen worden seyn. e)

Stilpo wurde durch die Richter des Areopagus ins Elend verwiesen, weil er behauptet hatte, die Minerva im Schlosse daselbst sey

e) Herodian. B. 5. Jupiter Hammon wird als eben solche Gottheit vom Kurtius vorgestellt. B. 4. K. 7. Die Araber und Einwohner zu Peßinunt beteten gleichfals ungestalte und ungebildete Steine als ihre Gottheit an. Arnob. B. 6. So sehr übertrafen sie in dieser Thorheit noch die Egypter.

keine Gottheit; sondern das Werk des Bildhauers Phidias. f) Was können wir wohl für Vernunft in der Religion des Pöbels anderer Nationen erwarten; wenn Athenienser und Areopagiten solche grobe Begriffe hegen konnten.

Das sind also die allgemeinen Grundsätze der Vielgötterey, wie sie in der menschlichen Natur gegründet, und wenig oder gar nicht auf Zufall und Eigensinn beruhen. Da die Ursachen, die uns glücklich oder elend machen, überhaupt sehr unbekannt und ungewiß sind, so bemühet sich unsere ängstliche Bekümmerniß einen bestimten Begriff davon zu erlangen; und sie findet keinen bessern Weg, als daß man sich dieselben als verständige und freyhandelnde Wesen vorstelle, die uns ähnlich, und nur der Macht und Weisheit nach etwas höher sind. Der eingeschränkte Einfluß dieser Wesen, und ihre grosse Verwandschaft mit menschlicher Schwachheit, giebt Anlaß zu der mannigfaltigen Aus- und Eintheilung ihrer Gewalt; und dadurch zur Allegorie. Nach eben diesen Grundsätzen vergöttert man sterbliche Menschen, die an Kraft, Herzhaftigkeit oder Verstand andere übertreffen; und daraus entsteht die Verehrung der Helden, nebst den fabelhaften Geschichten und mythologischen Ueberlieferungen, in allen ihren wilden und unzählbaren Gestalten. Und da ein unsichtbares, geistiges Wesen für eine gemeine Fassung zu sein

f) Diog. Laert. B. 2.

sein ist, so verbinden es die Menschen natürlicher Weise mit einer sinnlichen Vorstellung; dergleichen entweder die merkwürdigsten Theile der Natur sind; oder die Bilder, Statuen und Gemählde, die ein feineres Zeitalter von seinen Gottheiten gemacht hat.

Fast alle Abgötter, aus allen Zeiten und Gegenden, kommen in diesen allgemeinen Grundsätzen und Begriffen überein; ja auch die besondern Charaktere und Provinzen, die sie ihren Gottheiten beylegen, sind nicht sehr von einander verschieden. g) Die Griechischen und Römischen Reisebeschreiber und Eroberer, fanden ohne viel Schwierigkeit, ihre eigene Gottheiten allenthalben; und sagten, das ist der **Merkur**; das ist **Venus**; das **Mars**; das **Neptun**; mit welchem Titel die fremden Götter auch benennt seyn mochten. Die Göttin Hertha unserer Sächsischen Vorfahren scheint nach dem Tacitus h) nichts anders als die *Mater Tellus* der Römer gewesen zu seyn, und seine Muthmassung ist augenscheinlich richtig. (S)

g) Man sehe den Caesar von der Religion der Gallier. *de bello Gall. L. VI.*

h) *de moribus Germ.*

(S) Griechen und Römer konnten sehr leicht Aehnlichkeiten zwischen fremden und einheimischen Sachen finden, wenn ihnen jene gefielen; aber auch fremde Sitten und Gebräuche desto mehr verspotten und verachten, wenn sie ihren Beyfall nicht hatten. Doch das ist fast ein allgemeiner National-Fehler. Aus ihren unvollkommenen

§. 6.

Die Lehre von einer höchsten Gottheit, welche der Urheber der Natur ist, ist sehr alt, und
hat

nen Nachrichten und Vergleichungen aber läßt sich nicht viel gewisses schliessen. Wenn der Verfasser behauptet, daß die allgemeinen Grundursachen der Vielgötterey in der menschlichen Natur gegründet sind; so verwechselt er offenbar zufällige Eigenschaften des Menschen mit seiner wesentlichen Natur; Unwissenheit und vorschnelle Vergleichung unbekannter Wesen mit uns selbst ist zum Theil in der Natur gegründet, in so fern jene, Gränzen im menschlichen Verstande, diese, die Fertigkeit nach Aehnlichkeiten zu schliessen, voraussetzt; aber die Unwissenheit selbst, und die Falschheit oder Eilfertigkeit des Urtheils im vergleichen rühret von äussern Ursachen her, als der Mangel der Erziehung, des Unterrichts, u. s. w. Sollen sie auf die Natur gegründet seyn, so muß der Verfasser beweisen, daß der Mensch, wenn er aus den Händen der Natur kömt, und in solche Welt gesetzt wird, als die gegenwärtige ist, in der Religion nicht anders als diesen Grundursachen gemäß verfahren kann. Der Verfasser thut aber nichts anders, als daß er fast von allen uns bekannten Völkern des Alterthums Erfahrungen samlet, und von ihrem gleichstimmigen Polytheismus wahrscheinliche Quellen anführt, deren verschiedene wahr seyn können, ohne andere auszuschliessen; aber doch die erste ursprüngliche Quelle nicht enthalten, weil alle seine gesammelte Erfahrungen noch lange nicht bis zum ersten Ursprung der Abgötterey reichen, und die Nachrichten davon viel zu mangelhaft und ungewiß sind. Die Geschichte des barbarischen Zeitalters der Unwissenheit und des Aberglaubens in der Römischen Kirche würde just eben der Erklärung fähig seyn, welche der Verfasser hier giebt, wenn man setzt, daß wir sie nur so ausser der Verbindung mit den vorhergehenden Zeiten kenneten,
und

hat sich über grosse und volkreiche Nationen ausgebreitet, und unter diesen bey Leuten von allerley Stande und Ansehen Beyfall gefunden: Wer aber glaubt, daß man der überwiegenden Stärke dieser unwiedersprechlichen Gründe, worauf sie unzweifelhaft gegründet ist, diesen Beyfall schuldig sey, der zeiget, daß ihm die Unwissenheit und Dummheit des Pöbels, und dessen unheilbare Vorurtheile für seinen besondern Aberglauben, sehr wenig bekannt sind. Man frage auch noch heut zu Tage, und in Europa einen aus dem Pöbel, warum er an einen allmächtigen Schöpfer der Welt glaube; so wird er niemals der Schönheit der Endursachen gedenken, mit denen er gar nicht bekannt ist: so wird er nicht seine Hand herhalten, und euch sagen, daß ihr die Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit der Gelenke an seinen Fingern anschauen sollet, wie sie alle nach einerley Richtung gespannt sind, wie ihnen der Daum zum Gegengewicht dienet, wie weich und fleischigt die inwendige Seite seiner Hand sey, nebst allen andern Umständen, welche dieses Glied zu dem Gebrauch, wozu es bestimt ist, geschickt machen. Hieran hat er sich schon lan-

und uns diese eben so finster wären, als uns die Zeiten sind, die vor der Römischen und Griechischen Herrschaft vorhergegangen. Eben diese Geschichte belehret uns, daß ein Unterricht von einer richtigen Erkenntniß GOttes vorhergehen kann, und doch die Menschen in einen solchen Aberglauben verfallen können, der nach des Verfassers Behauptung in ihrer Natur gegründet seyn müsse.

lange gewöhnt, und er siehet es unaufmerksam und ungerührt an. Er wird euch aber den plötzlichen und unerwarteten Tod von diesem; den Fall und die Zerschmetterung von jenem; die unmäßige Trockenheit dieser Witterung; und jener Regen und Kälte anführen. Dieses schreibt er der unmittelbaren Wirkung der Vorsicht zu: und solche Begebenheiten, welche einem scharfen Nachdenker die größte Schwierigkeiten machen, ein höchstes verständiges Wesen zu glauben, sind ihm die einzigen Beweisgründe dafür.

Manche Deisten (T) ja auch die eifrigsten und feinesten, haben eine besondere Vorsehung geläugnet, und behauptet, nachdem der höchste Verstand oder die erste Grundursach aller Wesen, allgemeine Gesetze festgesetzt habe, nach welchen die Natur regieret werde; so lasse er diesen Gesetzen einen freyen und ununterbrochenen Lauf, und verrücke nicht alle Augenblicke, die festgesetzte Ordnung der Begebenheiten, durch besondere Entschlüsse. (volitions) Den stärksten Beweisgrund für ein höchstes Wesen, leiten wir, sagen sie, aus der schönen Verknüpfung, und aus der genauen Beob-

(T) Der Verfasser verstehet unter diesem Namen solche, welche den wahren GOtt erkennen; und scheinet es, daß er diesen Namen durch den Gegensatz, worin er ihn immer zu stellen sucht, ehrwürdig machen will. Sed verba valent sicut nummi. Nur muß man es nicht im Gegensatz eines Christen hier verstehen, der selbst nach des Verfassers Sinn nicht ausgeschlossen werden kann.

Beobachtung der einmal festgesetzten Regeln her; und diese Grundsätze verschaffen uns allein hinlängliche Antworten auf die vornehmsten Einwürfe gegen diese Wahrheit. Allein dieses verstehet der gemeine Haufen so wenig, daß sie gleich geneigt sind, denjenigen wegen des gröbsten Unglaubens in Verdacht zu haben, der alle Begebenheiten natürlichen Ursachen zuschreibt, und die besondere Dazwischenkunft einer Gottheit nicht annimmt. **Ein wenig Philosophie, sagt der Lord Bakon; macht die Menschen zu Atheisten: viel Philosophie aber macht sie der Religion zu Freunden.** Denn Menschen, die so unterrichtet sind, daß sie aus abergläubigen Vorurtheilen, die Kraft des Beweises auf einen seichten Grund legen; deren ganzer Glaube wird wankend und gar umgeworfen, wenn dieser Nachdruck einmal zu Boden fällt, und sie durch weniges Nachdenken entdecken, daß der Lauf der Natur immer gleichförmig und regelmäßig ist. Sind sie aber mit mehrerem Nachdenken unterrichtet worden, daß eben diese Regelmässigkeit und Gleichförmigkeit der stärkste Beweis von Absicht und von einem höchsten Verstande ist, so wenden sie sich wieder zu dem Glauben, den sie verlassen hatten; und sind nun im Stande, ihn auf einem festern und dauerhaftern Grunde zu erbauen. (U)

Zer-

(U) Der Verfasser verfährt hier nicht ganz redlich mit seinen Lesern, weil er es ihm auf eine unvermerkte Art bey-

Zerrüttungen in der Natur, Verwirrungen, seltsame Fälle und Wunder, prägen dem Menschen die stärkste Empfindung der Religion ein, ob sie gleich dem Plan eines weisen Aufsehers am meisten zuwider sind; weil die Ursachen der Begebenheiten alsdenn am wenigsten erkannt und erklärt zu werden scheinen. (W)

Toll-

beyzubringen sucht; daß die Wahrheit und Gewißheit von einem höchsten Wesen durch den Glauben an eine besondere Vorsehung, und also auch durch den Glauben an Wunder und besondere Veranstaltungen GOttes über den Haufen geworfen werde. Der Verfasser muß muß ja wissen, daß, so viel Schwierigkeiten es auch haben mag, die besondere Vorsehung GOttes aus Gründen der Vernunft ganz unwidersprechlich und bis zur Demonstration darzuthun, doch auch auf der andern Seite nie bewiesen werden kann, daß GOtt nothwendig nach den einmal festgesetzten Gesetzen der Natur handeln müsse, oder daß diese Gesetze nothwendig seyn, und GOtt den Plan derselben stets zu befolgen habe; noch weniger, daß er diesen Gesetzen ungestörten Lauf lasse, und sich als der Gott Epikurs nicht weiter um seine Schöpfung bekümmere. In der moralischen Welt, welche doch das vortreflichste des Ganzen ist, und um dessentwillen alles übrige sein Daseyn und seine Einrichtung hat, finden wir diese allgemeine Gesetze nicht, oder wissen sie nicht; und diese Gesetze der moralischen Welt sind doch viel höhere Gesetze, als die in der physikalischen Welt: und erfordern jene eine Ausnahme von diesen, so muß sie auch nach den Regeln der Weisheit erfolgen; ob wir gleich die Fälle nicht zu bestimmen im Stande sind.

(W) Wunder und ausserordentliche Zufälle müssen bey denen Menschen, welche schon eine Gottheit glauben, entweder die Frage erwecken, ob noch eine höhere Gottheit

Tollheit, Wut, Raserey und eine erhitzte Einbildungskraft, welche doch den Menschen näher zum Vieh versetzen, sind aus gleicher Ursach, oft für die einzige schickliche Gemüthsfassung angesehn worden, um mit der Gottheit eines unmittelbaren Umganges geniessen zu können.

Wir können also überhaupt schliessen, da der Pöbel unter den Nationen, welche die Lehre von dem wahren GOtte angenommen haben, sie noch auf unvernünftige und abergläubige Meynungen gründet, so sind sie auf diesen Glauben nicht durch eine Kette von Schlüssen, sondern durch eine gewisse Denkungsart gera-

heit als die ihrige sey; oder was die ihrige zu einem so ausserordentlichem Betragen bewogen habe. Die Aufmerksamkeit wird daher rege; man forscht nach; und hier bestätigt es eine fast allgemeine Erfahrung, daß die Menschen in ihrem sittlichen Verhalten einen Grund zu finden geglaubt haben, warum die Gottheit also mit ihnen umgehe. Die Furcht und das Schrecken bey anscheinenden Wundern ist die Geburt eines bösen Gewissens, und woher hatten alle Menschen dieses böse Gewissen? Das ist eine Frage, die der Verfasser aus der Natur des Menschen hätte auflösen sollen, wenn er den ersten Ursprung der Religion aus der menschlichen Natur herleiten wollte. Menschen, welche keinen GOtt glauben, müssen durch Wunder zu der Frage gebracht werden: woher dieses? welches Wesen und warum hat es dieses gethan? Fragen, deren Untersuchung der Religion vortheilhaft seyn können; Endzwecke also von Wundern, die eines weisen und gütigen GOttes nicht unwürdig sind.

gerathen, die ihrem Genie und ihrer Fähigkeit weit angemessener ist. (X)

Es

(X) Die Philosophen können aus der Betrachtung der Welt ohne andere Beyhülfe nicht zu einer ungezweifelten Erkenntniß GOttes und der Religion gelangen; sie verwickeln sich oft in unauflößliche Zweifel, und besonders leitet sie das Anschauen der moralischen Welt von einer scheinbaren Gewißheit zu drückenden Zweifeln, von Furcht zu Hofnung, von Ruhe auf Verzweifelung. Der gemeine Mann hat nicht Fähigkeit und Aufmerksamkeit, und Wissenschaft genug, eben diesen Weg zu betreten; es fehlt ihm an Unterricht, oder er könnte ihn nicht fassen: das würden also nach Bakons Ausdruck lauter halbe Philosophen und ganze Atheisten werden. Der Mensch wird seiner Natur nach auf das am ersten und leichtesten aufmerksam, was seinem Schicksal angelegentlich ist; Furcht und Hofnung sind der mächtigste Sporn zur Untersuchung. Die Ursachen seines Glücks und Unglücks sind ihm unbekannt; sie sind ihm aber die wichtigsten; wer ihm diese entwickelt und anzeigt, der findet Gehör; auf diesem Wege findet der Unterricht von einem GOtt sichern Eingang in sein Herz. Das sind alles Sätze, die der Verfasser zugestehn muß, und zum Theil selbst behauptet hat. Und daraus können wir schliessen: Die Betrachtung der Welt ist nicht der leichteste, sicherste noch allgemeinste Weg für die Menschen zur Erkenntniß des höchsten Wesens: Die Religion, die bey allen Menschen Eingang finden soll, muß die Quellen seines Schicksals anzeigen, und ihm von seinen Angelegenheiten sichern Unterricht ertheilen; sie muß ihm seine eigene Zukunft, was er in der Folge seines Lebens zu fürchten oder zu hoffen hat, deutlich machen; sie muß ihn das Unglück vermeiden, das Glück erlangen lehren: Solche Religion können Philosophen nicht lehren; durch lange Beobachtung und langes Nachdenken können sie sich wohl

Es kann sich bey einem abgöttischen Volke leicht zutragen, daß die Menschen zwar das Daseyn verschiedener eingeschränkter Gotthei-
ten

wohl manche Furcht benehmen, und manche angenehme Aussicht eröfnen; aber ihre Hofnungen sind unsicher; die Zukunft ist für sie eben so finster als für andere Menschen; die Quellen der Begebenheiten können sie nicht anzeigen; noch vielweniger sichere Aussichten in unserm Leben eröfnen: Philosophen können also keinen Unterricht in der wahren Religion ertheilen, der für alle Menschen allgemein genug sey. Ist es nicht der Weisheit und Güte GOttes anständig zu glauben, daß er selbst diesen nothwendigen Unterricht ertheilt habe? Wenn wir eine Religion antreffen, die dem Menschen die Aussicht in seine Schicksale eröfnet, ihn bey seiner Furcht und Hofnung lenkt; die seiner schwachen Fähigkeit und dem Mangel seines Nachdenkens dadurch zu Hülfe komt, daß sie dem Menschen bezeugt: dieß ist die Wahrheit, glaube es, denn GOtt hat es gesagt; die dem Vernünftigen, der GOtt aus der Betrachtung der Natur sucht, Anleitung giebt; die ihm da, wo er in der Natur Finsterniß sieht, Licht giebt; die seine Zweifel hebt; die ihn vor Irrthümern bewahrt oder davon zurück bringt; die ihm die Schlußsätze zum voraus giebt, deren Bestätigung er in der Natur suchen und finden kann: Sollte dieser Unterricht der wahren Religion, nicht allgemeiner, nicht der Natur aller und jeder Menschen gemässer; nicht dem Regenten der Menschen anständig seyn? Und giebt sich eine Religion für solchen göttlichen Unterricht aus, müssen wir nicht vernünftiger Weise ein gutes Vorurtheil dafür haben, müssen wir nicht das Zeugniß von ihrer Göttlichkeit und Wahrheit sorgfältig untersuchen; zumal wenn es uns wahrscheinlich ist, daß die Welt diesem Unterricht allein die beste Erkenntniß des wahren GOttes zu danken habe? Das sind alles Folgen, die der

ten glauben, aber auch einen gewissen Gott annehmen, den sie ganz besonders zum Gegenstande ihrer Anbetung und ihres Dienstes erwählen. Sie können entweder glauben, daß ihre Nation, nach der Austheilung der Gewalt und der Gegenden unter den Göttern, der Gerichtsbarkeit dieser besondern Gottheit unterworfen sey; oder sie können himmlische Dinge nach dem Muster der Dinge hier auf Erden beurtheilen, und sich einen Gott als den Fürsten oder die höchste Obrigkeit unter den übrigen vorstellen, der zwar gleiche Natur mit ihnen habe, sie aber mit ohngefähr eben solchem Ansehen regiere, als ein Monarch hier auf Erden über seine Unterthanen und Vasallen ausübt. Es mag also dieser Gott als ihr besonderer Patron, oder als der allgemeine Monarch im Himmel betrachtet werden, so werden seine Anbeter sich jedesmal bemühen, sich bey ihm in Gunst zu setzen; und da sie glauben, daß er eben so als sie, an Lob und Schmeicheley Gefallen findet, so werden sie in ihren an denselben

Verfasser nach seinen eigenen Sätzen auch zugestehen muß, wenn er redlich seyn will; und deren Untersuchung man in seiner Geschichte der Religion mit Recht zu erwarten hatte; da ihn alle seine behauptete Sätze darauf führen konnten. Seine Absicht bey diesem Werke sey welche sie wolle; so dienen doch seine Untersuchungen gar sehr zum Besten des Christenthums; und geben einen Leitfaden, nicht allein für die Wahrheit desselben einen neuen Beweis zu führen, sondern auch die Nothwendigkeit eines göttlichen Unterrichts höchst wahrscheinlich und annehmungswürdig zu machen.

selben gerichteten Gebeten keine Lobeserhebung, kein Herausstreichen sparen. Je nachdem die Furcht oder das Elend der Menschen dringender wird, erfinden sie auch immer neue Töne der Schmeicheley; und so gar der, welcher seine Vorgänger darin übertrift, die Ehrentitel seiner Gottheit zu vergrössern, kann versichert seyn, daß er in neuern und prächtigern Lobeserhebungen von seinen Nachfolgern werde übertroffen werden. Und so gehen sie immer weiter fort, bis sie zuletzt auf das unendliche selbst kommen, wo man nicht weiter gehen kann: und es ist ein Glück, wenn sie bey immer weiterm Bestreben, es einander zuvor zu thun, und eine majestätische Einfalt vorzustellen, nicht auf unauflößliche Geheimnisse gerathen, und die vernünftige Natur ihrer Gottheit zerstören; worauf allein eine vernünftige Anbetung und Gottesdienst gerichtet seyn kann. So lange sie sich an den Begriff eines vollkommenen Wesens, dem Schöpfer der Welt, halten, so lange stimmen sie durch ein Ohngefähr mit den Grundsätzen der Vernunft und einer wahren Philosophie überein; ob sie gleich nicht durch die Vernunft auf diesen Begriff geleitet worden sind, dazu sie in sehr hohem Grade unfähig sind, sondern durch die Schmeicheley und Furcht des allergemeinsten Aberglaubens. (Y)

(Y) Die Menschen können auch diesen Begriff von einem allerhöchsten Wesen aus Ueberlieferung haben, ob es gleich

Wir finden oft bey den barbarischen, ja auch manchmal bey den gesitteten Nationen; daß wenn sie alle Arten der Schmeicheley gegen willkührliche Fürsten erschöpft haben; wenn jede menschliche Eigenschaft aufs äusserste herausgestrichen worden ist; so stellen sie endlich ihre sklavische Hofleute als wirkliche Gottheiten vor, und machen sie bey dem Pöbel zu Gegenständen der Anbetung. Wie viel mehr ist es also natürlich, daß eine eingeschränkte Gottheit, die man erst nur für den unmittelbaren Urheber der besondern Glücks- oder Unglücksfälle im Leben gehalten hat, endlich als der unumschränkte Schöpfer und Regent der Welt vorgestellet wird?

Auch da, wo dieser Begriff von einer höchsten Gottheit bereits festgesetzt ist, und er natürlicher Weise jeden andern Gottesdienst vermindern, und jeden Gegenstand der Ehrerbietung herunter setzen sollte, so findet man doch, wenn eine Nation die Meynung von einer untergeordneten Schutzgottheit, von einem Heiligen oder Engel gehegt hat; daß ihre Gebete an dieses Wesen nach und nach steigen, und der

gleich der Verfasser nicht für rathsam gehalten, zu erwähnen. Leute aber, denen der Verfasser so sehr den Gebrauch der Vernunft abspricht, werden nie auf den wahren und richtigen Begriff der Unendlichkeit gelangen können, der selbst dem Philosophen so schwer ist, und so selten in seinem Verstande richtig und ohne Irrthum bestimmt werden kann, wenn er sich selbst gelassen ist, wie es das Beyspiel der heydnischen Philosophen durchgehends beweißt.

der schuldigen Anbetung ihrer höchsten Gottheit Eintrag thun. Ehe die Jungfrau **Maria** durch die Religionsverbesserung zurückgesetzt ward, stieg sie von der Ehre einer frommen Frau so weit hinauf, daß sie auch so gar mancher Eigenschaften des Allmächtigen theilhaftig ward: a) GOtt und der heilige **Nikolaus** gehen in allen Bitten und Gebeten der **Moskowiter** zu gleichen Theilen.

So wurde die Gottheit, welche sich aus Liebe in einen Stier verwandelte, die **Europa** zu entführen, und aus Ehrgeitz seinen Vater Saturn vom Thron stürzte, der *Optimus maximus* der Heyden. So scheinen viele gemeine Juden, aller der erhabenen Begriffe ohn-

a) Die Jakobiner, welche die unbefleckte Empfängniß läugneten, sind immer mit ihrer Lehre sehr unglücklich gewesen, ob auch gleich politische Ursachen die Römische Kirche abhielten, dieselbe zu verdammen. Die Franziskaner haben den ganzen Pöbel auf ihrer Seite gehabt. Aber im 15ten Jahrhundert behauptete ein Franziskaner aus Italien, wie uns Boulainvilliers berichtet; daß die hypostatische Vereinigung in den drey Tagen da Christus begraben war, aufgehoben gewesen, und seine menschliche Natur in dieser Zeit kein schicklicher Gegenstand der Anbetung gewesen sey. Man kann ohne Zauberey voraussagen, daß es nicht fehlen konnte, solche grobe und abscheuliche Gotteslästerung muste von dem Pöbel verdammt werden. Dies gab den Jakobinern zu triumphirenden Spöttereyen Anlaß; welche nun einige Vergeltung vor ihr Unglück genossen, das sie in dem Kriege über die unbefleckte Empfängniß erlitten hatten. Man sehe dessen Histoire abregée p. 499.

ohnerachtet, die ihnen vom Moses und den heiligen Schriftstellern eingeflößt wurden, das höchste Wesen blos als eine Gottheit ihres Landes oder als einen Beschützer ihres Volks angesehen zu haben. (3)

Die Religionsverwandten aller Zeiten haben sich lieber in die grössesten Ungereimtheiten und Widersprüche gestürzt, als daß sie diesen Hang zur Schmeicheley hätten sollen fahren lassen.

Homer nennet an einem Ort den Oceanus und die Thetis, nach der angenommenen Mythologie und Ueberlieferung der Griechen, die ursprünglichen Stammeltern aller Dinge: An einem andern Orte aber kann er sich nicht entbrechen, den regierenden Gott, Jupiter, mit dieser prächtigen Benennung zu beehren; und nennet ihn dem zu Folge den Vater der Götter und Menschen. Er vergißt, daß jeder Tempel,

(3) Nach ihrem Gesetz konnten die Juden nicht so denken, und so bald sie es thaten, setzten sie ihrem GOtte auch andere Götter an die Seite, und wurden Abgötter, und von GOtt durch seine Propheten bestraft. Wer untergeordnete sinnliche Wesen als göttlich verehrt, dessen Verehrung des wahren GOttes nimt in eben der Proportion ab, als die andere Verehrung wächst, und so kann nach und nach der wahre GOtt ganz vergessen und die Abgötterey allein getrieben werden. Aus diesem Hange zur Verehrung sinnlicher Wesen, der bey allen Menschen anzutreffen ist, erhellet die Nothwendigkeit eines allgemeinen und beständigen Unterrichts in der wahren Religion. Sollte der Optimus maximus nicht ein verstelltes Ueberbleibsel der Erkenntniß des wahres GOttes seyn?

LB Coburg

pel, jede Strasse von den Vorfahren, Vettern, Brüdern und Schwestern dieses Jupiters voll war; der in der That nichts anders als ein schnell emporgekommener Vatermörder und unrechtmäßiger Besitzer war.

Gäbe es eine Religion (und wir können bey der Mahometanischen diesen Widerspruch argwohnen,) welche die Gottheit manchmal mit den erhabensten Farben, als den Schöpfer Himmels und der Erden, abschilderte; und sie manchmal wieder in ihren Kräften und Fähigkeiten näher zur Gleichheit mit menschlichen Kreaturen herabsetzte, indem sie derselben eben auch gleichmäßige Schwachheiten, Leidenschaften und Partheylichkeiten von moralischer Art beylegte: so würde diese Religion, nachdem sie ausgegangen wäre, gleichfals als ein Beweis von den Widersprüchen seyn angeführet worden, die aus den groben, pöbelhaften und natürlichen Begriffen der Menschen entstehen, im Gegensatz ihrer beständigen Neigung zur Schmeicheley und zum ausschweifenden Lobe. Nichts würde in der That den göttlichen Ursprung einer Religion stärker beweisen, als wenn man fände, (und zum Glück verhält es sich auch so mit dem Christenthum;) daß sie von einem Widerspruche frey sey, der der menschlichen Natur so gewöhnlich ist.

§. 7.

Es scheinet ausgemacht zu seyn, daß zwar die ursprünglichen Begriffe des Pöbels die Gottheit als ein sehr eingeschränktes Wesen vorstel-

len, und sie nur als die besondere Ursach der Gesundheit und Krankheit; des Mangels und Ueberflusses; des Glücks oder Unglücks betrachten; derselbe es doch für gefährlich halte, wenn ihm erhabnere Begriffe eingeschärft werden, seinen Beyfall zu versagen. Wollet ihr sagen, daß eure Gottheit endlich und begränzt in ihren Vollkommenheiten ist; daß sie durch eine grössere Macht überwältiget werden könne; daß sie menschlichen Leidenschaften, Schmerzen und Schwachheiten unterworfen sey; einen Anfang habe, und aufhören könne? Das unterstehen sie sich nicht zu bejahen; sondern sie halten es für sicherer den höhern Lobsprüchen beyzustimmen, und bemühen sich, durch ein erzwungenes Erstaunen und Andacht derselben Gunst zu gewinnen. Zur Bestätigung dieser Anmerkung können wir beobachten, daß der Beyfall des Pöbels, in diesem Fall, blos in Worten bestehet, und daß er die erhabenen Eigenschaften nicht zu begreifen im Stande ist, welche er der Gottheit beyzulegen scheint. Ihr wahrer Begriff von derselben ist, aller ihrer pomphaften Sprache ohnerachtet, noch immer eben so armselig und nichtswürdig als jemals. (Aa)

Der

(Aa) In dem Stück sind alle Menschen Pöbel. Alle unsere Begriffe von GOtt und seinen wesentlichen Eigenschaften bestehen nur in Worten, die meistentheils blos anzeigen, was wir nicht von ihm denken, oder nicht denken sollen, oder die Gränzen unserer ähnlichen Begriffe

Der ursprüngliche Verstand, sagen die Magi, welcher die erste Quelle aller Dinge ist, offenbaret sich dem Gemüthe und Verstande allein unmittelbar; aber er hat die Sonne als sein Bild in die sichtbare Welt gesetzt; und wenn dieses glänzende Gestirn über das Firmament und die Erde seine Stralen verbreitet, so ist es eine schwache Abbildung von der Herrlichkeit, welche in den höhern Himmelsgegenden ihren Sitz hat. Wollet ihr den Unwillen dieses göttlichen Wesens vermeiden, so müßt ihr euch sorgfältig hüten, euren blossen Fuß nie auf den Boden zu setzen, noch in ein Feuer zu spucken, noch Wasser hinein zu gies-

 sen,

griffe erweitern, ohne sie genau zu bestimmen. Sobald wir uns wirkliche Begriffe von einer göttlichen Eigenschaft machen wollen, müssen wir entweder die Wirkung derselben gedenken, und je ausgebreiteter die anschauende Erkenntniß davon ist, desto mehr wahre Vorstellung läßt sie von der Eigenschaft selbst in der Seele zurück, die aber doch immer ein gewisses dunkles oder undeutliches Gefühl bleibt; und dieses ist der richtigste und sicherste Weg: oder wir können uns nicht entbrechen, dieselbe in einem sinnlichen Bilde zu gedenken, ob wir schon dabey zugleich mit Worten oder in Gedanken verneinen, daß dieses sinnliche Bild nicht statt habe. Was also hier der Verfasser blos dem Pöbel Schuld giebt, ist allen Menschen natürlich und eigen. Sie bejahen in Worten alle Vollkommenheiten, die man der Gottheit beylegen kann, und in ihren Vorstellungen davon müssen sie sich immer zu sinnlichen Bildern herablassen, oder sie bleiben dabey, daß sie nichts als die bejahende Worte oder die verneinte Schranken mit dem Namen solcher Vollkommenheit verknüpfen.

sen, und sollte es auch eine ganze Stadt verzehren. a) Wer kann die Vollkommenheiten des Allmächtigen ausdrucken? sagen die Mahometaner: Auch das erhabenste seiner Werke ist in Vergleichung mit ihm, nur Staub und Schutt. Wie viel mehr muß ein menschlicher Verstand seine unendlichen Vollkommenheiten verfehlen? Seine Gunst und sein freundlicher Blick machen die Menschen ewig glücklich; und wollt ihr sie für eure Kinder erhalten, so ist es das beste Mittel dazu, wenn ihr ihnen in der ersten Kindheit ein kleines Stückchen Haut abschneidet, das ohngefähr halb so breit ist als ein Pfenning. Nimm zwey Stücken Zeug, b) sagen die Römisch-Katholischen, ohngefähr einen Zoll oder anderthalb Zoll lang, mache an den Enden zwey Streifen oder Stücken Band, ohngefähr sechszehen Zoll lang, feste, wirf es dir über den Kopf, und mache daß das ein Stücke Zeug auf deine Brust und das andere auf deinen Rücken zu liegen komme, und trage es auf der blossen Haut. Es giebt kein besseres Geheimniß, dich dem unendlichen Wesen zu empfehlen, das von Ewigkeit zu Ewigkeit lebet. (Bb)

Die

a) *Hyde de Rel. vet. Pers.*
b) Das *Scapularium.*

(Bb) Ein jeder siehet, daß der Verfasser hier den Widerspruch des Aberglaubens und der richtigen Erkenntniß in einer und eben derselben Religion lächerlich mache; und dagegen haben wir nichts einzuwenden. Wir wol-

Die Geten, welche gemeiniglich um ihres festen Glaubens willen von der Unsterblichkeit der Seele, die unsterblichen genannt wurden, waren ächte Deisten und Unitarier. Sie behaupteten, ihr Gott, Zamolxis, sey der einzige wahre Gott; und der Gottesdienst aller anderer Nationen sey an blosse Erdichtungen und Chimären gerichtet. Waren aber ihre gottesdienstlichen Grundsätze um dieser prangenden Ansprüche willen, wohl feiner? Alle fünf Jahr opferten sie einen Menschen, den sie als einen Boten zu ihren Göttern sandten, um ihn von ihren Mängeln und Bedürfnissen Nachricht zu geben. Und wenn es donnerte, so wurden sie so sehr dadurch aufgebracht, daß sie die Ausforderung erwiederten, und Pfeile gegen ihn fliegen liessen, und das Gefecht nicht als ungleich zu vermeiden suchten. Solche Nachricht giebt wenigstens Herodotus von der Religion der unsterblichen Geten. c)

§. 8.

wollen hier nur anmerken, daß man daraus keine boshafte Deutung auf die Beschneidung der Juden zu machen habe, die zwar ein äusserliches Zeichen des Bundes mit GOtt war, aber für und an sich niemanden nach allen Aussprüchen der heil. Schrift, zur Gnade GOttes fähig machte, sondern vornemlich zum Unterscheidungszeichen dieses Volkes von allen übrigen und zur Erinnerung des Bundes mit GOtt dienen sollte. Das Zeichen haben die Mahometaner beybehalten, aber die bezeichnete Sache bey ihnen nicht statt finden können.

c) Buch 4.

§. 8.

Es ist merkwürdig, daß die Grundsätze der Religion eine Art von Ebbe und Fluth in der menschlichen Seele haben, und daß die Menschen einen natürlichen Hang besitzen, von der Abgötterey zum Deismus hinaufzusteigen, und wiederum vom Deismus in die Abgötterey zu sinken. Der gemeine Haufen, und das sind, nach der Wahrheit, alle Menschen, sehr wenige ausgenommen, ist unwissend und ohne Unterricht, und erhebt also weder seine Betrachtung bis zum Himmel, noch dringt er mit seinen Untersuchungen in die geheime Struktur der vegetablen oder thierischen Körper; daß er einen höchsten Verstand oder eine ursprüngliche Vorsehung entdecken sollte, welche über jeden Theil der Natur Ordnung verbreitet. Sie betrachten diese bewundernswürdige Werke in einem eingeschränktern und eigennützigern Gesichtspunkt; und da sie finden, daß ihr eigen Glück und Unglück von dem geheimen Einfluß und von dem unvorhergesehenen Zusammenfluß äusserer Gegenstände abhängt, so sehen sie mit beständiger Aufmerksamkeit auf die unbekannten Ursachen, welche alle diese natürliche Begebenheiten regieren, und durch ihre mächtige, aber geheime Wirkung, Schmerz und Freude, Gutes und Böses austheilen. Bey jedem unvermutheten Zufall beruft man sich auch auf diese unbekannte Ursachen; und in diesem allgemeinen Schimmer oder verwirrtem Bilde, befinden sich durchgehends alle Gegenstände der

Furcht und Hofnung, der Wünsche und Besorgnisse der Menschen. Nach und nach fängt die wirksame Einbildungskraft der Menschen an, mit dieser abstrakten Vorstellung der Gegenstände, womit sie sich beständig beschäftiget, unzufrieden zu seyn, und macht sie specieller, und kleidet sie in solche Gestalten, die ihrer natürlichen Fassung gemässer sind. Sie stellet sie als sinnliche, verständige und dem Menschen ähnliche Wesen vor; die durch Liebe und Haß in Bewegung gesetzt, und durch Gaben und Fürbitten, durch Opfer und Gebete erweicht werden können. Das ist der Ursprung der Religion: und daher entspringt die Abgötterey und Vielgötterey. (Ec)

Eben die ängstliche Bekümmerniß um die Glückseligkeit, welche den Begriff dieser unsichtbaren, verständigen Kräfte erzeugt, verstattet dem Menschen nicht, lange bey der ersten einfachen Vorstellung zu bleiben, daß es mächtige, aber eingeschränkte Wesen, Herren des menschlichen Schicksal, aber Sklaven des Verhängnisses und des Laufs der Natur sind. Der Menschen ausschweifende Lobeserhebungen und Komplimente schwellen ihren Begriff davon immer mehr

(Ec) Ja, wenn der Mensch sich ganz und gar selbst gelassen ist, so geben wir es zu. Daraus folgt aber nicht, daß der Ursprung der Religion wirklich so sey; daß GOtt die Hände dabey gleichsam in den Schooß gelegt; oder die ersten Menschen nicht mehr Veranlassung zur wahren Religion gefunden haben, als die nachfolgenden Völker, die uns bekannt sind.

mehr auf; und indem sie ihre Gottheiten bis zu den äussersten Gränzen der Vollkommenheit erheben, erzeugen endlich die Eigenschaften der Einheit und Unendlichkeit, des einfachen und geistigen Wesens. Da solche feinere Begriffe der Fassung des Pöbels nicht sehr angemessen sind, so bleiben sie auch nicht lange in ihrer ursprünglichen Reinigkeit; sondern müssen durch den Begriff von niedrigern Mitler, oder untergeordneten Werkzeugen unterstützt werden, die sich zwischen dem Menschen und der höchsten Gottheit ins Mittel stellen. Da diese Halbgötter oder Mitteldinge mehr von der menschlichen Natur an sich haben, und uns bekannter sind, so werden sie auch die vornehmsten Gegenstände der Andacht, und bringen nach und nach die Abgötterey wieder zurück, welche durch die eifrigen Gebete und Loblieder der furchtsamen und bedürftigen Sterblichen verbannet worden. Da aber diese abgöttische Religionen täglich in gröbere und pöbelhaftere Begriffe verfallen, so richten sie sich endlich selbst zu Grunde, und verursachen durch die niederträchtige Vorstellungen, die sie von ihren Gottheiten geben, daß sich der Strom wieder zum Deismus wendet. Aber der Hang zur Abgötterey wieder zurück zu kehren, ist so groß bey seiner abwechselnden Veränderung der menschlichen Gesinnungen, daß auch die äusserste Behutsamkeit nicht einmal im Stande ist, demselben nachdrücklich vorzubeugen. Und hierauf sind einige Deisten, insbesondere die Juden und Mahometaner aufmerksam gewesen;

welches daraus erhellet, weil sie alle Mahler- und Bildhauerkünste verbannet, und es nicht zugegeben haben, auch nicht einmal von menschlichen Figuren im Marmor oder in Farben, Abschilderungen zu machen; damit nicht aus der allgemeinen Schwachheit der Menschen Abgötterey entstehen möchte. Die schwache Fassung der Menschen kann mit dem Begriff ihrer Gottheit, als eines reinen und vollkommen verständigen Geistes nicht zufrieden seyn; und doch hält sie ihre natürliche schreckhafte Furcht ab, derselben den geringsten Schatten von Unvollkommenheit und Einschränkung beyzulegen. Sie wanken zwischen diesen entgegenstehenden Meynungen hin und her. Einerley Schwachheit reisset sie immer von einer allmächtigen und geistigen Gottheit zu einer eingeschränkten und körperlichen, und von einer körperlichen und eingeschränkten Gottheit zu einer Statue oder sichtbaren Abbildung hinab. Einerley Bestreben zur Lobeserhöhung treibt sie immer wieder von der Statue oder dem materiellen Bilde zu der unsichtbaren Kraft; und von der unsichtbaren Kraft zu der unendlich vollkommenen Gottheit, dem Schöpfer und Beherrscher der Welt hinauf. (Dd)

Ist die christl. Kirche nicht frei davon? Was sind die Crucifixe in allen Kirchen anderes? (Von plastischen Darstellungen der Heiligen in kathol. Kirchen ganz abgesehen)

§. 9.

(Dd) Warum hat doch der Verfasser diesen Hauptsatz seines Systems nicht auch mit Beyspielen bestätiget, wenn dieser Auf- und Niedergang von der Abgötterey zum Deismus und umgekehrt, dem Menschen so natürlich ist? Zum Unglück hat ihm die ganze Weltgeschichte keine Probe von dieser sinnreich erfundenen Ebbe

und

§. 9.

Da die Vielgötterey oder der Götzendienst gänzlich auf Ueberlieferungen des gemeinen Haufens gegründet ist, so ist er dieser grossen Unbequemlichkeit unterworfen, daß auch die barbarischste

und Fluth der menschlichen Meynungen darbieten wollen. Die Griechen und besonders die Athenienser haben es gewiß unter allen Völkern im Loben und Komplimentiren der Götter am höchsten gebracht; aber in keinem Zeitpunkte ihres höchsten Lobes haben sie sich ihren Jupiter optimus maximus als einen reinen, allmächtigen, ewigen Geist gedacht, noch auch mitten im Lobe seine irrdische Herkunft, seine liederliche Neigungen und niederträchtige Aufführung gelängnet, oder von seiner Vorstellung abgesondert; nie haben sie in ihrem Gottesdienste eine Spur davon gezeigt, daß sie einem reinen und einfachen Geiste dieneten. Ihre prächtigsten Hymnen, die noch vorhanden sind, mahlen uns die Gottheiten so ab, daß sich auch ein halbdenkender Mensch unter uns schämen würde, sie göttlich zu verehren. Es ist auch nicht möglich, daß aus solchem übertriebenen Lobe, das eine Geburt der Einbildungskraft ist, ein reiner und richtiger Begriff der wahren Gottheit entstehen könne; denn dieser setzt nach des Verfassers eigener Meynung so viel Aufmerksamkeit auf die Ordnung und Endursachen der Theile der Welt, eine so sehr von Vorurtheilen geläuterte Seele, so viel Scharfsinn und Erhebung des Geistes, und eine solche Kette vernünftiger Schlüsse voraus, daß keine erhitzte Einbildungskraft, sondern ein fleißiges, ungestörtes und von der Sinnlichkeit abgezogenes Nachdenken dazu gehört, diesen Begriff zu finden, und von der Richtigkeit desselben überzeugt zu werden. Gesetzt auch, man geriethe von ohngefähr durch solch ausschweifendes Lob auf den Begriff eines höchst vollkommenen Wesens, (welches doch nicht möglich ist, wie ich hernach zei-

rischste und verderbteste Meynungen oder Gebräuche, dadurch autorisirt werden können; und der Schelmerey ein offenes Feld gelassen wird, die Leichtgläubigkeit zu hintergehen, bis Sitt-

zeigen will;) so würde doch das noch nicht die Verehrung des wahren GOttes ausmachen; theils weil sie praktisch seyn muß; theils auch weil ein solcher Mensch nicht weiß oder überzeugt ist, daß er jetzt in diesem Augenblick den wahren GOtt erkenne; welche Ueberzeugung doch zum rechtschaffenen Deisten nothwendig ist. Ich sage aber, es ist nicht möglich, auf diesem Wege zum Begriff des wahren GOttes zu gelangen; weil, zum Beyspiel, ein Mensch, der den Jupiter in seinen Lobeserhebungen zum Optimo maximo macht, doch immer den Jupiter mit allen seinen Zufälligkeiten, Begebenheiten und Eigenschaften zum Gegenstande seines Lobes macht, und indem er ihm durch sein Lob auf der einen Seite eine unendliche Eigenschaft beylegt, zugleich durch den Glauben an seine Zufälligkeiten, den er nicht aufhebt, diese Unendlichkeit wieder hinwegnimt; und sich also in seinem Gott immer einen Mischmasch von Unendlichkeit und Schranken, von Weisheit und Thorheit, und folglich ein widersprechendes Unding vorstellt, das nicht GOtt seyn kann. Soll er aber in eben dem Maasse, da er dem Jupiter eine unendliche Vollkommenheit zuschreibt, die entgegenstehenden Zufälligkeiten desselben aufheben; so bleibt es auf die letzt nicht Jupiter, sondern es wird der Begriff von einem andern höchst vollkommenen Wesen herauskommen, das mit diesem Jupiter gar keine Aehnlichkeit hat: wo bleibt aber alsdann das Lob des Jupiters? Wie kann er von dem Lobe des Jupiters auf das Lob eines Wesens gerathen, dagegen ihm sein Jupiter höchst verächtlich werden muß? Und wie kann er ohne Beyhülfe der Vernunft; blos aus Eigensinn seinen Gott über andere Götter zu erheben; blos in der Wut einer

Sittlichkeit und Menschlichkeit aus dem gottesdienstlichen System der Menschen verbannet ist. Zugleich aber führt der Götzendienst den augenscheinlichen Vorzug mit sich, daß er ganz

durch Furcht und Schrecken aufgebrachten Einbildungskraft; blos durch das Bestreben, seinem Gott, von dem er alles hofft und fürchtet, noch mehr abzuheucheln; wie kann er, sage ich; auf den reinen und überzeugenden Begriff eines unendlich vollkommenen, geistigen, einfachen und unendlichen Wesens gelangen; womit die Eigenschaften des Gottes, den er verehret, ganz im Widerspruch stehen? Die Beyspiele, welche der Verfasser im vorigen §. beybringt, streiten selbst gänzlich gegen diese seine Behauptung.

Mich dünkt, dieser scheinbare Beweis ist so zur Welt gekommen. Der Hr. Verfasser merkte den Vorwurf, den man ihm machen könnte, daß er eine Hauptsache zu erklären vorbeygelassen, wie nemlich die Erkenntniß des wahren GOttes unter den Menschen entstanden sey. Diesen Vorwurf muste er von sich ablehnen. Zur Offenbarung des Christenthums scheint er nicht Lust gehabt zu haben, sich zu wenden; und die Geschichte der heydnischen Völker wollte ihm kein Beyspiel darbieten, das seinem System zuträglich seyn könnte. Er sahe sich also gezwungen, seinem Scharfsinn und seiner Einbildungskraft Gewalt anzuthun, und etwas zu erfinden, das unachtsame Leser befriedigte. Mich dünkt, ich sehe ihn nach langer Bemühung über den scheinbaren Einfall sehr froh seyn, daß man wohl von dem immer höher steigenden Lobe, das die Menschen wahrscheinlicher Weise ihren Götzen zueignen müsten, einen verwegenen und unbemerkten Sprung zu dem Begriff der höchsten Gottheit wagen, und das Entstehen desselben, und durch einen andern Sprung den Ursprung der wahren Religion daraus herleiten könne. Und an der guten Einkleidung hat es auch nicht gefehlt. Ich traue es

ganz natürlich die Götter anderer Nationen und Sekten an der Göttlichkeit Theil nehmen läßt, und die verschiedenen Gottheiten sowohl, als auch die verschiedenen Gebräuche, Cerimonien und Ueberlieferungen mit einander verträglich macht, indem er die Macht und Verrichtung ihrer Gottheiten einschränkt. a) Der

es aber dem Scharfsinn des Verfassers selbst zu, daß man ihn mit solcher Erklärung nicht befriedigen würde. Denn obgleich solches ausschweifende Lob zu einer unabsehlichen Höhe getrieben werden mag, daß der unachtsame und unwissende Pöbel zwischen der Lobeserhebung und dem wahren Begriff des Unendlichen, den er selbst nach des Verfassers Geständniß gar nicht zu fassen im Stande ist, keinen Unterschied gewahr wird; so bleibt doch zwischen solcher chimärischen und widerspruchsvollen Abschilderung eines Götzen oder Untergottes, und dem Begriff des wahren, unendlichen GOttes, ein so wesentlicher und unendlich weiter Abstand, daß jeder vernünftiger Mensch sich schämen würde, den Ausspruch zu thun, dieses aufgeschwollene Lob enthalte den Begriff des wahren GOttes, und sey in dem Augenblick, die wahre Religion, oder, wie sich der Verfasser ausdruckt; sey der Deismus. Nichts zu gedenken, daß kein ganzes Volk, nicht einmal eine Stadt oder ein Dorf, auf diesem Wege zu einer nur etwas gegründeten, dauerhaften und richtigen Erkenntniß GOttes gelangen, oder dadurch zu einem gemeinschaftlichen Dienste desselben geleitet werden kann.

a) Verrius Flaccus, der vom Plinius B. 28. K. 2. angeführt wird, versichert, daß es bey den Römern gebräuchlich war, ehe sie eine Stadt belagerten, zuvor die Schutzgottheit des Orts anzurufen, und sie durch das Versprechen einer gleichen oder noch grössern Ehre, als sie gegenwärtig genösse, zu bestechen, daß

Deismus hat ganz entgegengesetzte Vortheile und Unbequemlichkeiten. Da dieses System eine einzige Gottheit, die Vollkommenheit der Vernunft und Güte, annimt, so sollte es, wenn es recht befolget würde, alles nichtswürdige, unvernünftige, oder unmenschliche aus dem Gottesdienst verbannen, und den Menschen das ruhmwürdigste Beyspiel, und die dringendsten Bewegungsgründe zur Gerechtigkeit und Menschenliebe vor Augen stellen. Diese herrlichen Vortheile werden durch gewisse Unbequemlichkeiten zwar nicht überwogen, (denn das ist unmöglich,) aber doch etwas vermindert, welche aus den Lastern und Vorurtheilen der Menschen entstehen. Da nur ein einziger Gegenstand göttlicher Verehrung angenommen wird, so wird auch der Dienst anderer Gottheiten für ungereimt und gottlos angesehen. Ja, diese Einheit des Gegenstandes scheinet auch ganz natürlich die Einheit des Glaubens und der Ceremo-

daß sie ihre alte Freunde und Anbeter verrathen möchte. Deshalb wurde der Name der Schutzgottheit von Rom als das heiligste Geheimniß verschwiegen gehalten; damit sie von den Feinden der Republick nicht auf gleiche Art zu ihrem Dienst abtrünnig könnte gemacht werden. Denn ohne solchen Namen, glaubten sie, könne nichts dergleichen unternommen werden. Plinius sagt, die gebräuchliche Anrufungs-Formel sey zu seiner Zeit in der Kirchenordnung (ritual) der Pontifen verwahret worden. Und Makrobius hat eine Abschrift davon aus den geheimen Sachen des Sammonikus Serenus aufgezeichnet.

remonien zu erfordern, und giebt listigen Leuten einen Vorwand an die Hand, ihre Gegner als Schänder der Religion und als Gegenstände göttlicher so wohl als menschlicher Rache vorzustellen. Denn da jede Sekte darauf bestehet, daß ihr eigener Glaube und Gottesdienst der Gottheit vollkommen angenehm sey, und sich niemand einbilden kann, daß ein und eben dasselbe Wesen an verschiedenen und entgegengesetzten Gebräuchen und Grundsätzen Gefallen haben sollte; so verfallen die verschiedenen Sekten ganz natürlich in Feindseligkeit, und schütten den heiligen Eifer und Groll gegen einander aus, welcher unter allen menschlichen Leidenschaften der wütendeste und unversöhnlichste ist.

Der Geist der Duldung unter den Abgöttern sowohl alter als neuer Zeiten, fället einem jeden, der nur etwas mit den Schriften der Geschicht- und Reisebeschreiber bekannt ist, sehr leicht in die Augen. Als das Orakel zu Delphi befraget ward, welche Gebräuche oder welcher Gottesdienst den Göttern am angenehmsten wären? so antwortete das Orakel; b) diejenigen, welche in jeder Stadt nach den Gesetzen festgesetzt sind. Auch Priester konnten, wie es scheint, zu denen Zeiten einer verschiedenen Sekte die Seligkeit zugestehn. Die Römer nahmen gemeiniglich die Götter eines eroberten Volks mit unter die ihrigen auf; und bestritten niemals die Eigenschaften dieser Na-

b) *Xenoph. Memor. L. II.*

tional- und Lokalgottheiten, in deren Gegenden sie sich aufhielten. Die Religionskriege und Verfolgungen der Egyptischen Abgötter sind zwar eine Ausnahme von dieser Regel; es werden aber von den alten Schriftstellern gar besondere und merkwürdige Ursachen davon angegeben. Verschiedene Gattungen der Thiere waren die Gottheiten der verschiedenen Sekten der Egypter; und da diese Gottheiten im beständigen Kriege mit einander waren, so zogen sie ihre Anbeter mit in den Streit hinein. Die Anbeter der Hunde konnten mit den Verehrern der Katzen und Wölfe nicht lange in Frieden leben. c) Wo aber diese Ursach nicht statt hatte, da war der Egyptische Aberglaube nicht so unverträglich, als man sich gemeiniglich einbildet; denn wir sehen aus dem Herodotus; d) daß Amasis zur Wiederaufbauung des Tempels zu Delphi einen sehr reichen Beytrag that.

Der Mangel der Duldung fast aller Religionen, welche die Einheit GOttes behauptet haben, ist eben so merklich, als der entgegengesetzte Grundsatz der Vielgötter. Der unversöhnliche, kleine Geist der Juden ist bekannt genug. Die **Mahometanische** Religion kam noch mit blutigern Grundsätzen zum Vorschein; und theilet auch noch heut zu Tage allen andern Sekten, zwar nicht mehr Feuer und Schwerdt, aber doch die Verdammniß zu. Und wenn

c) *Plut. de Iside & Osiride.*
d) B. 2. gegen das Ende.

wenn unter den Christen, die Engelländer und Holländer die Grundsätze der Duldung angenommen haben, so rührt diese Ausnahme von dem standhaften Entschlusse der bürgerlichen Obrigkeit her, den beständigen Bemühungen der Priester und abergläubigen Heuchler zu widerstehen.

Die Schüler des Zoroasters verschlossen die Thüren zum Himmel vor jedermann, ausser vor die Magier. e) Nichts muste den Fortgang der Persischen Eroberungen mehr hemmen, als der wütende Eifer dieser Nation gegen die Tempel und Bilder der Griechen. Und nach der Ueberwältigung dieses Reichs, finden wir, daß Alexander, als ein Vielgötter, gleich darauf den Gottesdienst der Babylonier wieder hergestellt habe, den ihre vorigen Fürsten, als Anbeter einer Gottheit, sorgfältig abgeschafft hatten. f) Auch die blinde und andächtige Anhänglichkeit dieses Eroberers an den Griechischen Aberglauben hielt ihn nicht ab, sondern er opferte selbst nach den Gebräuchen und Cerimonien der Babylonier. g)

So gesellig ist die Vielgötterey, daß auch die äusserste Wildheit und Abscheu, welche sie in einer entgegengesetzten Religion antrift, kaum im Stande ist, ihr ein Mißfallen zu erregen, und sie entfernt zu halten. Augustus lobete ungemein die Zurückhaltung seines Enkels Kajus Cäsar, daß er es nicht für werth geachtet,

e) *Hyde de Rel. vet. Pers.* f) *Arrian. de Exped. L. III. id. L. VII.* g) Ebendas.

tet, nach dem Jüdischen Gesetz zu opfern, als er durch Jerusalem ging. Aber warum billigte Augustus diese Aufführung so sehr? Blos deswegen, weil diese Religion bey den Heyden für unedel und barbarisch gehalten ward. h)

Ich kann es wohl wagen zu behaupten, daß wenige Verderbnisse der Abgötterey und Vielgötterey der politischen Gesellschaft schädlicher sind, als diese Verderbniß des Deismus, i) wenn sie aufs höchste getrieben wird. Die Menschenopfer der Karthaginienser, Mexikaner und anderer barbarischen Völker k) übertreffen kaum das Blutgericht und die Verfolgungen von Rom und Madrit. Denn auf-

h) *Sueton. in vita Aug. c. 93.*

i) *Corruptio optimi pessima.*

k) Viel Völker haben sich dieser Grausamkeit schuldig gemacht; obgleich dieser gottlose Aberglauben vielleicht niemals bey einer gesitteten Nation sehr im Schwange gegangen ist, wenn wir die Karthaginienser davon ausnehmen. Denn die Tyrier schafften ihn bald ab. Ein Opfer stellet man sich als ein Geschenk vor; und jedes Geschenk wird der Gottheit so überreichet, daß es zerstöret, und für die Menschen unbrauchbar gemacht wird; was dicht ist, wird verbrannt; was flüßig ist, wird ausgegossen; und was lebend ist, getödtet. Aus Mangel eines bessern Mittels ihm Dienste zu leisten, thun wir uns selbst Schaden; und bilden uns ein, daß wir dadurch wenigstens die Aufrichtigkeit unsers guten Willens und unserer Anbetung zu erkennen geben. So betriegt uns unsere lohnsüchtige Andacht selbst, und glaubt doch die Gottheit zu betriegen.

ausserdem, daß das Blutvergiessen im erstern Fall nicht so groß seyn kann als in dem letztern, ausserdem, sage ich; werden die Menschenopfer durchs Loos oder durch gewisse äussere Zeichen gewählt, und rühren den übrigen Theil der Gesellschaft nicht in so hohem Grade. Hingegen sind Tugend, Erkenntniß, Liebe zur Freyheit, diejenigen Eigenschaften, welche die unglücksvolle Rache der Blutrichter auffordern; und sind diese vertrieben, so lassen sie die Gesellschaft in der schändlichsten Unwissenheit, Verderbniß und Knechtschaft. Die unrechtmäßige Ermordung eines Menschen durch einen Tyrannen ist weit verderblicher, als der Tod von tausend, die durch Pest, Hunger, oder eine andere Landplage, die keinen Unterschied macht, hingerafft sind.

Wer in dem Tempel der Diana zu Aricia nahe bey Rom, den zeitigen Priester ermordete, erlangte ein gesetzmäßiges Recht zu seinem Nachfolger bestellet zu werden. l) Eine gar sonderbare Verfassung! Denn, so barbarisch und blutig der gemeine Aberglauben auch oft für die Layen ist, so pflegt er doch gemeiniglich zum Vortheil des heiligen Ordens auszuschlagen.

§. 10.

Aus der Vergleichung des Deismus und der Abgötterey können wir noch einige andere Anmerkungen ziehen, welche gleichfals die gemeine Anmerkung bestätigen werden, daß aus

l) *Strabo L. V. Sueton. in vita Cal.*

der Verderbniß der besten Dinge die schlimmsten entstehn.

Wo die Gottheit als unendlich über den Menschen erhaben vorgestellt wird, da ist dieser Glaube, der zwar ganz und gar richtig ist, im Stande, das menschliche Gemüth in die niedrigste Unterwerfung und Niederträchtigkeit zu versenken, und die Mönchtugenden der Kasteyung, der büssenden Züchtigung, der Demuth und des geduldigen Leidens, als die einzigen Eigenschaften vorzustellen, die ihr angenehm sind, wenn er mit abergläubigen Schrecken verknüpft ist. Wo man sich aber die Götter nur etwas höher als die Menschen gedenkt, und so, daß viele derselben, von diesem niedrigern Rang höher hinauf gestiegen sind, so können wir leichter zu ihnen beten, ja auch ohne Entheiligung, denselben nachzueifern trachten. Daraus entstehen Thätigkeit, Feuer, Herzhaftigkeit, Grosmuth, Liebe zur Freyheit und alle die Tugenden, die ein Volk vergrössern.

Die Helden im Heydenthum stehen ganz genau mit den Heiligen im Pabstthum und mit den heiligen Dervischen in der Mahometanischen Religion in Verhältniß. Die Stellen des Herkules, des Theseus, Hektors und Romulus sind nun durch den Dominikus, Franziskus, Antonius und Benediktus besetzt. Und anstatt der Ausrottung der Ungeheuer, der Ueberwältigung der Tyrannen, der Vertheidigung des angebohrnen Vaterlandes; erlanget man nun durch Fasten und Weinen,

durch

durch Niederträchtigkeit und Demuth, durch verächtliche Unterwerfung und sklavischen Gehorsam, himlische Ehrenstellen.

Die Nacheiferung des Herkules und Bacchus diente dem frommen Alexander in seinen kriegerischen Unternehmungen zur grossen Triebfeder, die er mit Recht übertroffen zu haben glaubte. a) Brasidas, dieser grosmüthige und edle Spartaner, erhielt von den Einwohnern zu Amphipolis, deren Vertheidigung er unternommen hatte, heroische Ehrenbezeugungen, nachdem er in der Schlacht geblieben war. b) Und überhaupt alle Stifter der Staaten und Pflanzörter unter den Griechen wurden zu diesem niedrigern Range der Göttlichkeit erhoben, von denjenigen, welche die Früchte ihrer Bemühungen eingeerndtet hatten.

Dieses gab dem Machiavell c) zu der Anmerkung Anlaß, daß die Lehren der Christlichen Religion, (worunter er die Katholische verstand; denn er kannte keine andere;) die blos einen erduldenden Muth und eine leidende Gesinnung empfehle, den Geist der Menschen niedergedruckt, und ihn zur Sklaverey und zur Unterwürfigkeit hingelenkt habe. Und diese Anmerkung würde gewiß richtig seyn, wenn es nicht noch viele andere Umstände in der menschlichen Gesellschaft gäbe, welche dem Genie und dem Charakter einer Religion zuwider sind.

Bra-

a) *Arrianus, passim.* b) *Thucyd. L. V.*
c) *Discorsi L. VI.*

Brasidas griff eine Maus, und ließ sie wieder laufen, als er von ihr gebissen ward. Es ist nichts so verächtlich, sprach er; das nicht sicher seyn könnte, wenn es nur das Herz hat sich zu vertheidigen. d) Bellarmin ließ die Flöhen und anderes häßliches Gewürme geduldig und demüthig auf seinem Leibe fressen. Wir sollen zur Belohnung unserer Leiden, sagt er; den Himmel erlangen: Aber diese armen Geschöpfe haben nichts weiter als den Genuß dieses gegenwärtigen Lebens. e) Solch eine Verschiedenheit war unter einem Griechischen Helden und einem Katholischen Heiligen. (Ee)

§. 11.

d) *Plut. Apophtheg.* e) Bayle. Artik. Bellarm.

(Ee) Ob man gleich alles dieses zugestehn kann, so muß man doch sagen, daß die Vergleichung nicht ganz ehrlich gemacht sey. Auf der einen Seite hat man die Verderbnisse genommen, darin die bösen Neigungen oder irrigen Vorurtheile der Menschen die wahre Religion versetzen können; auf der andern Seite aber Vortheile, welche zufälliger Weise aus dem Götzendienst entstehen können. Man muß aber Verderbnisse gegen Verderbnisse, Vortheile gegen Vortheile, Helden gegen Helden, Priester gegen Priester rechnen, und wenn man auf beyden Seiten alles zusammengerechnet hat, alsdann den Ueberschlag machen, und sehen auf welcher Seite das Uebergewicht ist. Diese Rechnung wird bey jedem Unpartheyischen stets zum Vortheil des wahren Gottesdienstes ausschlagen, und jedem Vernünftigen wird es auch bey geringer Untersuchung gleich in die Augen leuchten, worin dieser Vorzug bestehe. Die Induktion des Verfassers ist nichts weni-

§. 11.

Hier ist eine andere Anmerkung zu gleicher Absicht und ein neuer Beweis davon, daß die Verderbniß der besten Dinge die schlimmsten erzeuget. Wenn wir die alte heydnische Götterlehre, so wie sie in den Dichtern enthalten ist, ohne Vorurtheil untersuchen, so werden wir in derselben keine solche ungeheure Ungereimtheit entdecken, als wir anfangs besorgt haben mögen. Was hat es denn für Schwierigkeit sich vorzustellen, daß eben die Kräfte oder Grundursachen, sie mögen auch seyn welche sie wollen, die diese sichtbare Welt, Menschen und Thiere machten, auch eine Gattung verständiger Geschöpfe hervorbrachten, die ein feineres Wesen und eine grössere Gewalt hätten als die übrigen? Daß diese Geschöpfe eigensinnig, heftig, rachgierig und wollüstig seyn können, mag man sich auch leicht vorstellen; und es kann auch nichts solche Laster unter uns selbst erzeugen, als die Ungebundenheit einer unbeschränkten Gewalt. Und mit einem Wort, das ganze mythologische System ist so natürlich, daß es in der grossen Mannigfaltigkeit der Planeten und Welten, mehr als wahrscheinlich zu seyn scheint, daß es in einem oder andern Theile der Welt wirklich in Ausübung gebracht worden sey.

weniger als vollständig, und wäre sie es auch, so würde doch das gemeine Sprüchwort: Abusus non tollit usum; alle Gründe des Verfassers unkräftig machen.

Der Haupteinwurf gegen diesen unsern Planeten ist der, daß es durch keinen richtigen Grund oder Zeugniß bestätiget wird. Die alte Sage, worauf sich die heydnischen Priester und Götterlehrer berufen, dienet nur zu schwachem Grunde; und sie überliefert uns zugleich eine solche Menge widersprechender Nachrichten, die sie alle mit eben so starkem Zeugnisse bestätiget, daß es schlechterdings unmöglich ist, einer vor dem andern sichern Vorzug zu geben. Wenige Bände musten also alle polemische Schriften der heydnischen Priester enthalten. Und ihre ganze Theologie muste mehr in überlieferten Geschichten und abergläubischen Uebungen, als in philosophischen Beweisgründen und Streitfragen bestehen.

Wo aber die Religion eines Volks den Deismus zur Grundlage hat, so ist solche Lehre der gesunden Vernunft so gemäß, daß sich die Philosophie gar gern einem solchen theologischen System einzuverleiben pflegt. Und wenn die andern Lehrsätze dieses Systems in einem heil. Buche, z. B. im Koran enthalten, oder durch eine sichtbare Autorität, dergleichen das Ansehen des Römischen Pabstes ist, bestimt sind, so geben spekulativische Untersucher einer Theorie ganz natürlich ihren Beyfall, und nehmen sie an, welche ihnen in der frühesten Erziehung eingeflößt worden, und gleichfals einen gewissen Grad von Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit besitzt. Da aber alle diese Scheinbarkeiten oft betrüglich sind, so wird die Philosophie

sich

sich gar bald mit ihrem neuen Bundesgenossen ungleich gepaart finden; und anstatt jeden Grundsatz zu bestimmen, nach dem Maaß, daß sie zusammen weiter gehen, so wird sie alle Augenblick verdreht, um den Absichten des Aberglaubens zu dienen. Denn nicht zu gedenken der unvermeidlichen Widersprüche, welche verglichen und berichtiget werden müssen; so kann man auch sicher behaupten, daß die gemeine Theologie, besonders aber die scholastische eine Art von Begierde nach Ungereimtheit und Widerspruch hat. Wenn diese Theologie nicht über die Vernunft und den gemeinen Menschenverstand ginge, so würden ihre Lehren zu leicht und zu bekannt scheinen. Es muß nothwendig Erstaunen erweckt; Geheimnisse vorgegeben; Finsterniß und Dunkelheit gesucht; und den andächtigen Glaubensgenossen ein Grund zum Verdienst an die Hand gegeben werden, welche nach einer Gelegenheit Verlangen tragen, ihre rebellische Vernunft unter den Glauben der unverständlichsten Sophismen zu beugen.

Die Kirchengeschichte bestätiget diese Anmerkungen genugsam. Wenn sich eine Streitigkeit erhebt, so wollen manche Leute allezeit mit Gewißheit den Ausgang vorhersehen. Die Meynung, welche der gesunden Vernunft, sagen sie, am meisten zuwider ist, wird sicherlich die Oberhand behalten; wenn auch gleich der allgemeine Nutzen des Systems solche Entscheidung nicht erfordert Wenn sich auch die streitende Partheyen eine Zeitlang wechselsweise der

Ketze-

Ketzerey beschuldigen sollten, so bleibt doch dieser Vorwurf endlich auf Seiten der Vernunft hängen. Ein jeder, behauptet man; der nur so viel gelernt hat, daß er die Erklärung der Namen Arrianer, Pelagianer, Erastianer, Socinianer, Sabellianer, Eutychianer, Nestorianer, Monotheliten, und andere kennet; nicht zu gedenken der Protestanten, deren Schicksal noch ungewiß sey, der werde von der Wahrheit dieser Anmerkung überzeugt seyn. Und auf diese Weise wird ein System am Ende blos daher ungereimter, weil es im Anfang vernünftig und philosophisch gewesen war.

Wer dem Strom der scholastischen Religion solche schwache Grundsätze entgegensetzen wollte, als diese sind; daß Ein Ding unmöglich zu gleicher Zeit seyn und nicht seyn könne; daß das Ganze grösser sey als sein Theil; daß zwey und drey fünfe sind; der würde das Weltmeer mit einem Strohwisch zu stopfen suchen. Willst du die unheilige Vernunft gegen geheiligte Geheimnisse erheben? Keine Strafe ist groß genug für deine Gottlosigkeit. Und eben das Feuer, welches für Ketzer angezündet worden, wird auch zur Ausrottung der Philosophen dienen. (Ff)

§. 12.

(Ff) Der Mangel der Ehrlichkeit des Verfassers ist hier noch sichtbarer: denn auf Seiten des Heydenthums nimt er die bestmöglichste Erklärung ihrer Götterlehre, und glaubt die Ungereimtheiten derselben durch sein Stillschweigen dem Leser zu verbergen, da er sie doch zuvor

§. 12.

Wir treffen täglich solche Zweifler in Absicht der Geschichte an, daß sie behaupten, es sey unmöglich, daß jemals eine Nation solche unge-

zuvor gröſtentheils selbst zugestanden und entwickelt hat. Auf Seiten der wahren Religion vergleicht er damit die schlimmsten Verderbnisse, womit sie menschliche Unwissenheit, Thorheit oder Bosheit anstecken kann, und diese sucht er noch dazu recht mit Fleiß zu vergrößsern. Wenn man auf diese Weise mit dem Verfasser richtig schliessen kann, so ist auch der Dienst des Teufels besser als der Dienst des wahren GOttes; denn jener kann eine Furcht erzeugen, die dem gemeinen Wesen zuträglich ist, und dieser kann die Betrachtung der Güte GOttes zu nachtheiligen Lastern mißbrauchen: So ist es besser dumm als verständig seyn; denn jener sieht weniger Reizungen zum Bösen als dieser; so ist es besser ein Vieh als ein Mensch zu seyn. Wenn man aber, wie billig, beyde Religionen im Ganzen mit einander vergleicht, und Einfluß gegen Einfluß, Misbrauch gegen Misbrauch rechnet, so ist des Verfassers Vorgeben ganz falsch. Das Heydenthum autorisirte alle Laster und hatte einen offenbaren Einfluß auf die Verderbniß der Sitten; und wo dieses auch nicht geschahe, so konnte doch die Sittlichkeit des Menschen keine Folge seiner Religion seyn. Der heydnische Kaufmann lernte von seinem Gott Merkurius betriegen, und der Wollüstling, der Ungerechte vom Jupiter huren oder unterdrucken. Wo der Keim zu einem Laster schon im Herzen war, bekam er durch die Religion gewiß Nahrung, und die Menschen wurden in den wichtigsten Dingen in Irrthum, Ungewißheit und groben Ungereimtheiten erhalten; und kein Heyde hat sich sein System jemals so vernünftig vorgestellt, noch es sich nach des Verfassers vorigen Sätzen selbst vorstellen können, als er es hier abgeschildert hat; denn die Lehre

 von

ungereimte Grundsätze habe glauben können, als die Griechische und Egyptische Götterlehre ist; und die zugleich in Absicht der Religion so sicher von ihrem Glauben sind, daß sie sich

von den Engeln als Unterregenten GOttes rührt erst aus Erklärungen der christlichen Offenbarung her.

Daß nicht viel Streitigkeiten über die heydnische Religion entstanden sind, rühret wohl daher, weil die Philosophen und überhaupt alle vernünftige Leute die Untersuchung derselben nicht für wichtig genug hielten; und die Priester sich wenig um andere Religionen bekümmerten, so lange ihr und ihres Gottes Vortheil nicht darunter litte. Ihr Verfahren mit den Christen aber beweiset es, daß sie eben so wenig Duldung verstattet haben, so bald ihr Nutzen dabey in Gefahr war, und überhaupt wird eine jede Religion, von welcher Art sie auch sey, den Verfolgungsgeist hegen, so lange es noch eigennützige und eigensinnige Menschen und abergläubigen Pöbel darunter giebt.

Die Streitigkeiten in der Theologie sind nicht blos daher entstanden, weil die Philosophie dem theologischen System hat dienen sollen; sondern oft auch daher, weil man dieses System oft nach den Meynungen der Modephilosophie hat zwängen, und der davon eingenommenen Welt annehmlicher machen wollen. Und es ist noch die Frage, welches von beyden der wahren Religion mehr Schaden gethan. Der Modephilosoph brüstet sich mit seinen Meynungen als mit ausgemachten Wahrheiten, der gutherzige Theologe will sie gern mit seinen Sätzen vergleichen, und häufet Erklärungen mit Erklärungen, Dunkelheit mit Dunkelheit, daß die Wahrheit selbst Schifbruch leidet. So bald aber die Modephilosophie wieder abkömt, veralten auch solche Erklärungen endlich, und man siehet die Geschichte derselben und der Streitigkeiten darüber mit eben den Augen an, womit man die Nachrichten von den Alterthümern

sich einbilden, dergleichen Ungereimtheiten würden bey keiner andern Kirche gefunden. Kambyses hegte gleiche Vorurtheile; und verspottete, ja verwundete so gar recht gotklos den Apis, den grossen Gott der Egyptier, der seinen unheiligen Sinnen blos als ein grosser sprenglichter Ochse vorkam. Herodotus a) aber schreibet diese ausschweifende Hitze mit vieler Einsicht einer wahren Raserey oder Zerrüttung des Kopfes zu: Sonst, sagt dieser Geschichtschreiber, würde er nie einen eingeführten Gottesdienst öffentlich beschimpft haben. Denn in diesem Stück, fährt er fort, ist jede Nation mit ihrem eigenen am besten zufrieden, und glaubet darin vor jeder andern Nation einen Vorzug zu haben.

Man muß gestehen, daß die Römisch-Katholischen eine sehr gelehrte Sekte sind; und daß keine Gemeine, die Englische Kirche ausgenom-

thümern unserer Vorfahren betrachtet; nur daß jene mehr intereßirt, weil es zugleich eine Geschichte des Verstandes und Herzens der Menschen ist, und oft unser Erstaunen ja unsere Betrübniß rege macht. Wenn das theologische System für sich bliebe, oder die Menschen Einsicht genug und weniger Eigendünkel hätten, das wenige wahre von dem falschen, scheinbaren, irrigen in der Modephilosophie abzusondern, so würde eine grosse Quelle der unseligen Streitigkeiten und ihrer bösen Folgen verstopft werden. Das wird im allgemeinen auf die besondere Einfälle des Verfassers genug geantwortet seyn, darauf man sich, ohne allzuweitläuftig zu seyn, nicht einlassen kann.

a) B. 3. Kap. 38.

nommen, ihr den Rang der gelehrtesten unter allen christlichen Kirchen streitig machen kann: Und doch behauptet der berühmte Araber, Averroes, der ohne Zweifel von dem Egyptischen Aberglauben gehört hatte, daß diejenige unter allen Religionen die ungereimteste und unvernünftigste sey, deren Verehrer ihre Gottheit essen, nachdem sie sie gemacht haben. (Gg)

Ich glaube in der That, daß kein Lehrsatz im ganzen Heydenthum sey, der so gut zum Ziel des Spottes dienen könne, als dieser von der wirklichen Gegenwart: Denn er ist so ungereimt, daß er der Stärke fast aller Beweisgründe entwischt. Es giebt auch manche lustige Geschichten von der Art, welche zwar etwas ungeziemend sind, aber doch gemeiniglich von den Katholiken selbst erzählt werden. Ein Priester gab einsmals, wie man sagt, aus Unachtsamkeit einen Zahlpfenning anstatt des Sakraments, der von ohngefähr unter die heilige Oblaten gerathen war. Der Kommunikant wartete eine Zeitlang ganz geduldig, daß er sich auf seiner Zunge auflösen sollte; als er aber fand, daß es immer ganz blieb, so nahm er es heraus, und rief dem Priester zu: Ich wün=

(Gg) Wie kann doch der Verfasser so schliessen? Jetzt ist die Römische Kirche sehr gelehrt; und doch beschuldiget sie Averroes sehr grosser Ungereimtheiten. Zu seiner Zeit war ja keine andere Spur der Gelehrsamkeit unter ihnen vorhanden, als die sie etwa von den Arabern selbst empfangen hatten. Vermischt der Verfasser die Zeiten mit Fleiß also, oder geschieht es aus Unwissenheit?

wünsche, daß ihr euch nicht möget vergriffen haben: ich wünsche, daß ihr mir nicht Gott den Vater gegeben haben möget: Er ist so hart und zähe, daß man ihn nicht herunter bringen kann.

Ein berühmter General der in Moskowitischen Diensten stand, und nach Paris gekommen war, sich an seinen Wunden heilen zu lassen, brachte einen jungen Türken mit sich, den er zum Gefangenen gemacht hatte. Einige der Lehrer der Sorbonne, (welche insgesamt eben so für ihre Lehre eingenommen sind, als die Dervische zu Konstantinopel,) hielten es für erbarmenswürdig, daß der arme Türk aus Mangel des Unterrichts verlohren gehen sollte, und drungen stark in den Mustapha sich zum Christenthum zu wenden, und versprachen ihm zu mehrerer Aufmunterung, einen Ueberfluß an gutem Wein in dieser Welt, und das Paradieß in der zukünftigen. Diese Reizungen waren zu mächtig, als daß er ihnen hätte widerstehen können; und nachdem er also wohl unterrichtet worden und den Katechismus gelernt hatte, so wurde er endlich zur Taufe und zum heiligen Abendmahl angenommen. Der Priester aber, der alles sicher und gründlich ausführen wollte, setzte seine Unterweisungen doch noch fort; und fing seine Katechismus-Lehre am folgenden Tage mit der gewöhnlichen Frage an: Wie viel sind Götter? Gar keiner; antwortete Benedikt; denn das war sein neuer Name. Wie? rief der Priester:

Gar keiner! Ganz gewiß; versetzte der ehrliche Proselyt: Ihr habt mir immer gesagt, daß nur ein Gott sey: Und gestern habe ich ihn aufgegessen.

So sind die Lehren unserer Brüder, der Katholiken beschaffen. Wir sind aber so gewöhnt daran, daß wir uns nicht mehr darüber verwundern: ob es gleich in einem künftigen Alter nach aller Wahrscheinlichkeit schwer seyn wird, manche Völker zu überreden, daß ein menschliches, zweyfüßiges Geschöpf jemals solche Grundsätze habe annehmen können. Und man kann tausend gegen eins wetten, daß eben diese Nationen eben so was vollkommen ungereimtes in ihrem eigenen Glauben haben werden, dem sie noch ehrerbietigern und blindern Beyfall zu geben im Stande sind.

Ich wohnte einst zu Paris mit dem Gesandten von Tunis in einem Hause, der durch diese Stadt nach Hause zurückkehrte, nachdem er einige Jahre in London gewesen war. Einsmals sahe ich seiner Mohrischen Excellenz unter der Hausthür stehen, und sich an dem Anblick der prächtigen Kutschen, die vorbey fuhren, ergötzen. Es traf sich aber, daß auch einige Kapucinermönche vorbey kamen, die niemals einen Türken gesehen hatten, so wie er seines Theils niemals die groteske Figur eines Kapuciners gesehn hatte, ob er gleich der Europäischen Trachten gewohnt war: und die beyderseitige Bewunderung ist nicht zu beschreiben,

ben, die sie sich einander einflößten. Wenn sich der Kaplan des Gesandten mit diesen Franziskanern in Disputen eingelassen hätte, so würde ihr gegenseitiges Erstaunen eben so groß gewesen seyn. Und so stehen alle Menschen, und sehen sich einander mit starren Augen an, und man kann es ihnen nicht aus dem Kopfe bringen, daß der Turban des Afrikaners nicht eine eben so gute oder schlechte Mode sey, als die Mönchskutte des Europäers. Er ist ein recht braver Mann, sagte der Prinz von Sale von dem berühmten Ruyter; es ist Schade, daß er ein Christ war.

Wir wollen mahl setzen, ein Lehrer der Sorbonne sagt zu einem Priester von Sais: Wie könnet ihr Lauch und Zwiebeln göttlich verehren? Wenn wir sie verehren, erwiedert der letztere; so essen wir sie wenigstens nicht zugleich. Was sind aber Katzen und Affen für sonderbare Gegenstände der Anbetung, sagt der gelehrte Doktor? Sie sind wenigstens, antwortet sein nicht weniger gelehrter Gegner, eben so gut als die Reliquien oder die vermoderten Gebeine der Märtyrer. Seyd ihr nicht verrückt, versetzt der Katholike, daß ihr euch einander über den Vorzug eines Kohlstrunks oder einer Gurke die Kehle abschneidet? Ja, sagt der Heyde; ich gestehe es, wenn ihr zugeben wollet, daß alle die noch verrückter sind, welche über den Vorzug unter Bänden von Sophisterey fechten, deren zehntausend nicht so

 viel

viel werth sind, als ein Kohlstrunk oder als eine Gurke. b) (Hh)

Jeder Zuschauer (aber zum Unglück sind der Zuschauer nur wenig,) wird leicht einsehen, daß,

b) Es ist sonderbar, daß die Egyptische Religion, so ungereimt sie auch ist, doch mit der Jüdischen eine so grosse Aehnlichkeit gehabt haben soll, daß auch die alten Schriftsteller vom grössesten Genie nicht im Stande waren, einen Unterschied unter ihnen zu bemerken. Denn es ist sehr bemerkenswerth, daß Tacitus sowohl als Suetonius diese Religionen ausdrücklich für einerley halten, da sie von dem Schlusse des Raths Nachricht geben, wodurch die Jüdischen und Egyptischen Proselyten von Rom verbannet wurden; und es scheinet, daß der Rathsschluß selbst sich auf diese Vermuthung gründete. Actum & de sacris *Aegyptiis, Judaicisque* pellendis; factumque patrum consultum, ut quatuor millia libertini generis *ea superstitione* infecta, quîs idonea aetas, in insulam Sardiniam veherentur, coërcendis illic latrociniis; & si ob gravitatem coeli interissent, *vile damnum;* ceteri cederent *Jtalia*, nisi certam ante diem profanos ritus exuissent. *Tacit. Annal. L. II.* c. 85. Externas caeremonias, *Aegyptios, Judaicos*que ritus compescuit; coactis qui *superstitione ea* tenebantur, religiosas vestes cum instrumento omni comburere &c. *Sueton. Tiber.* c. 36. Diese weise Heyden bemerkten etwas in dem allgemeinen Genie, Geiste und der Gestalt beyder Religionen, das einerley war, und hielten den Unterschied ihrer Lehrsätze für zu nichtswürdig, als daß er Aufmerksamkeit verdienen sollte.

(Hh) Es ist augenscheinlich, daß der Verfasser zu dieser Anmerkung nicht durch seinen Text verleitet worden ist, und

daß, wenn nichts weiter dazu erforderlich ist, unter einem Volke ein System einzuführen, als daß man die Ungereimtheiten der übrigen Systeme aufdeckt, so könnte jeder Anhänger eines

und daß man sie als einen Beweis seiner Verkleinerung der Jüdischen Religion ansehen kann, und weil sie so listig eingekleidet ist, müssen wir darauf antworten. Leute von dem grösten Genie können unrichtig urtheilen, wenn es Geschichte betrift, davon sie keine hinlängliche Kenntniß haben; und ich möchte wohl wissen, ob der Verfasser mit allem seinem Genie die Religion der Kalmucken beurtheilen könne, wenn er zuvor keine authentische Nachrichten davon gelesen hat. Das war der Fall der Römischen Geschichtschreiber. Juden und Egypter waren in ihren Augen so geringschätzig und so verhaßt, daß sie sich weiter nichts um ihre Lehrsätze bekümmerten, als was die ältere Geschichte von diesen aufgezeichnet hatte, und sie durch mündliche Erzählungen von jener Gottesdienste erfahren konnten. Denn die eigentliche Beschaffenheit des Jüdischen Gottesdienstes muste seiner Natur nach einem Fremden ein Geheimniß bleiben, weil er nicht hinzunahen durfte; wie konnten sie denn gründlich von dieser Religion urtheilen, da sie sich weder Mühe gaben, gewisse Erkundigung davon einzuziehen; noch ihre Bemühung den Zweck erreicht haben würde. Und es ist glaublich, daß der Stolz eines Römers sehr beleidiget worden ist, daß ein so geringschätziges und ihm so verhaßtes Volk seine Religion den Lehren aller andern noch so mächtigen Völker vorziehen, und ein solches Geheimniß daraus machen wollen; und dieser Stolz hat wahrscheinlicher Weise alle ihre nachtheiligen Urtheile zur Welt gebracht.

Ueberdem verwechselt der Verfasser wiederum die Zeiten gewaltig mit einander. Die Egypter zur Zeit des Tacitus und Suetonius, waren nicht mehr die

jeden Aberglaubens von seiner blinden und abergläubigen Anhänglichkeit an die Grundsätze, worin er erzogen worden, hinlänglichen Grund angeben. Sondern ohne solche ausgebreitete Erkenntniß, worauf diese Zuversicht zu gründen

Egypter, deren Götterlehre uns Herodot hinterlassen hat. Sie waren mit Griechen, asiatischen Völkern und mit Juden untermischt, zumal in denen Haupt- und Handelsstädten, welche den Römern am bekanntesten waren. Nun hat die Mischung der Völker von je her auch die Mischung gottesdienstlicher Gebräuche nach sich gezogen; und dieses wird in diesem Fall mehr als wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Juden an allen Orten, wo sie wohnten, Proselyten machten, die wenigstens ihre Hauptlehrsätze annahmen, wenn sie auch gleich nicht alle ihre Gebräuche mitmachten; daß die Juden in Egypten sehr zahlreich waren, und folglich daselbst noch mehr Bekenner ihres Glaubens erwarben, oder wenigstens ihre Mitbürger zur Nachahmung verschiedener Gebräuche bewogen; ja daß die Jüdische Kirche in Egypten sich aus Eifer Proselyten zu machen, so sehr nach der Denkungsart der Egypter zu bequemen suchte, daß sie auch deshalb vornemlich von der Kirche zu Jerusalem oft nicht für ächt erkannt worden zu seyn scheinet. Ein Fremder hat also leicht beyde Religionen für eins halten, und beyde, aus allen diesen Ursachen verächtlich ansehen können. Wenn also gleich die Jüdische und Egyptische Religion von den Römischen Geschichtschreibern für einerley gehalten worden sind, so folget doch daraus nicht, daß sie wirklich einerley gewesen sind; und wenn sie einem unachtsamen oder nicht sattsam unterrichteten Forscher, ja auch einem uneingenommenen Beurtheiler zu derselben Zeit gleichförmig zu seyn geschienen haben; so folgt doch daraus nicht, daß beyde ursprüngliche einerley sind, und der neuere gemisch-

den ist, (und vielleicht noch besser,) fehlet es den Menschen nicht an einem hinlänglichen Vorrath gottesdienstlichen Eifers und Glaubens. Diodorus Sikulus c) giebt ein merkwürdiges Beyspiel, das hieher gehört, wovon er selbst ein Augenzeuge war. Als die Egypter in dem grössesten Schrecken vor dem Römischen Namen waren, und ein gemeiner Soldat sich unversehens einer gotteslästerlichen Ruchlosigkeit schuldig gemacht und eine Katze getödtet hatte, so fiel aller Pöbel mit der äussersten Wut über ihn her; und alle Bemühungen ihres Fürsten waren nicht im Stande ihn zu retten. Ich bin versichert, der Rath und das Volk zu Rom, würde zu der Zeit in Absicht ihrer Nationalgötter nicht so zärtlich gewesen seyn. Wenige Zeit darnach beschlossen sie dem Augustus sehr freygebig eine Stelle in den himmlischen Wohnungen, und würden um seinetwillen jeden Gott im Himmel vom Thron gesetzt haben, wenn er es nur zu verlangen geschie-

gemischte Gottesdienst mit dem alten und ursprünglichen verwechselt werden müsse. So wenig kann hier das Zeugniß eines Tacitus und Suetonius, dieser weisen Heyden, von Gewicht seyn, und den Verfasser in der Herabsetzung der Jüdischen Religion unterstützen. Und was sollen wir endlich dazu sagen, wenn es aus beyden angeführten Stellen nicht einmal erweislich ist, daß beyde Religionen einerley gewesen, sondern der Verfasser hat es nur daraus erweisen wollen, wie es der Augenschein lehret: denn zwey Sachen, die in einer Erzählung mit einander verbunden werden, sind deshalb nicht einerley.

c) Buch 1.

schienen hätte. Præsens divus habebitur Augustus, sagt Horaz. Das ist ein sehr wichtiger Punkt: und bey andern Nationen und zu andern Zeiten, sind eben solche Umstände nicht ganz gleichgültig angesehen worden. d)

Aller der Unverletzlichkeit unserer heiligen Religion ohnerachtet, sagt Tullius, e) ist doch kein Verbrechen gemeiner unter uns, als die Beraubung der Tempel. Hat man aber jemals gehört, daß ein Egypter den Tempel einer Katze, eines Ibis, oder eines Krokodils entheiliget habe? Ein Egypter, sagt eben dieser Schriftsteller an einem andern Orte, f) würde lieber allerley Arten der Quaalen ausstehen, als daß er einen Ibis, eine Katze, einen Hund, eine Schlange oder einen Krokodill beleidigen sollte. So genau ist es wahr, was Dryden anmerkt:

„Von welcher Abkunft auch ihre Gottheit sey,
„Holz, Stein oder einem andern unpolirten Stamme,
„So

d) Als Ludwig der vierzehnte die Beschützung des Jesuiter-Collegii von Clermont selbst über sich nahm, so befahl der Orden, daß das Wapen des Königs über ihr Thor aufgehangen, und das Kreuz herunter genommen werden sollte, damit Platz genug dafür da wäre: dies gab zu folgender Sinnschrift Gelegenheit:

Sustulit hinc Christi, posuitque insignia Regis:
Impia gens, alium nescit habere Deum.

e) *De nat. Deor. L. I.* f) *Tusc. Quæst. L. V.*

„ So sind doch ihre Diener in ihrer Vertheidigung eben so kühn,
„ Als wenn sie aus gediegenem Golde gemacht wäre.

Absalom und Achitophel.

Ja, je schlechter die Materialien sind, daraus die Gottheit gemacht ist, desto grössere Andacht kann sie auch in dem Herzen ihrer betrognen Verehrer erwecken. Sie sind frölich in ihrer Schande, und machen sich bey ihrer Gottheit ein Verdienst daraus, daß sie um ihretwillen allem Schimpf und Spott ihrer Feinde Trotz bieten. Zehn tausend Kreutzbrüder sammlen sich unter die heilige Fahnen, und triumphiren auch öffentlich mit denen Theilen ihrer Religion, die ihre Gegner als die schimpflichsten ansehen.

Es kömmt zwar, ich gestehe es, in dem System der Egyptischen Götterlehre eine Schwierigkeit vor; wie denn in der That wenige Systeme gänzlich von Schwierigkeiten frey sind. Es ist aus der Fortpflanzung der Katzen augenscheinlich, daß ein Paar in funfzig Jahren, ein ganzes Königreich erfüllen würden, und würde ihnen alsdann noch die gottesdienstliche Ehrerbietung erwiesen, so müßte es zwanzig Jahre später, nicht nur in Egypten leichter seyn einen Gott als einen Menschen zu finden, welches, wie Petronius sagt, in einigen Gegenden von Italien, eingetroffen ist; sondern die Götter müßten auch zuletzt die Menschen gänzlich aushungern, und sich weder Prie-

ster noch Anbeter übrig lassen. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese weise Nation, die in dem Alterthum wegen ihrer Klugheit und vernünftigen Polizey die berühmteste ist, solche gefährliche Folgen vorausgesehen, und ihren Dienst nur auf die völlig ausgewachsene Gottheiten eingeschränkt, und sich die Freyheit genommen habe, die heiligen Eyer oder die kleine saugende Gottheiten ohne Skrupel und Gewissensbiß zu ersäufen. Und also ist der Gebrauch, die Lehrsätze der Religion so zu drehen, daß sie zum zeitlichen Nutzen dienen müssen, keinesweges als eine Erfindung dieser letztern Zeiten anzusehen.

Der gelehrte, philosophische **Varro**, dünkt sich, wenn er von der Religion spricht, nichts mehr als Wahrscheinlichkeiten und scheinbare Sätze vortragen zu können: So groß war seine gesunde Vernunft und seine Mäßigung! Aber der heftige, der eifrige Augustinus, verspottet den edlen **Römer** wegen seiner Zweifelmüthigkeit und Zurückhaltung, und preiset, daß der Glaube und die Zuversicht nun meist durchgängig sey. g) Ein heydnischer Dichter, ob er gleich mit dem Heiligen zu gleicher Zeit lebte, hielt doch ungereimter Weise das gottesdienstliche System für so falsch, daß auch die Leichtgläubigkeit der Kinder, sagte er, sie nicht zum Glauben an dasselbe bewegen könne. h)

Ist

g) *De civitate Dei L. III. c. 17.*

h) *Claudii Rutilii Numitiavi iter Lib. I. lin. 386.*

Ist es sonderbar, daß man jemanden findet, der steif und zuversichtlich an sein System glaubt, da die Irrthümer so gewöhnlich sind? Und daß der Eifer oft nach dem Maasse des Irrthums steiget? Moverunt, sagt Spartian, & ea tempestate Iudæi bellum, quod vetabantur mutilare genitalia. i) (Ji).

Wenn jemals eine Nation oder eine Zeit war, wo der öffentliche Gottesdienst alle sein Ansehen über die Menschen verlohr, so könnten wir erwarten, daß der Unglaube in Rom zur Zeit des Cicero seinen Thron öffentlich aufgerichtet, und Cicero selbst in allen seinen Reden und Handlungen, der offenbarste Verfechter desselben gewesen seyn würde. Aber es erhellet,

i) *in vita Adriani.*

(Ji) Schon wieder ein Beweis von des Verfassers Hasse gegen die Jüdische Religion; oder soll etwa die angeführte Stelle Spartians dem zuvor behaupteten Satze des Verfassers ganz natürlich und unpartheyisch zum Beweise dienen? Eine eigene Vernunftkunst des scharfsinnigen Verfassers! Ueberhaupt häuft er hier verschiedene Beyspiele zusammen, von denen man selbst nicht weiß, wie sie dahin kommen; er streuet sceptische oder räzelhafte Sätze mit ein, die unter sich noch weniger zusammenhängen; und am Ende wird er so wie unsere Demonstranten mit ihrem Q. E. D., im Triumphgeschrey den Satz anhängen, davon er seine Leser überreden will; und weil er am Ende steht, und der Verfasser sagt, daß es eine Schlußfolge sey, so muß der Leser der sich aus dieser Mischung wahrer, scheinbarer und falscher Sätze nicht herausfinden kann, schon glauben, daß der behauptete Satz wahr und erwiesen sey. Dieses habe ich einmal erinnern wollen, weil es dem Verfasser gar zu gewöhnlich ist.

hellet, daß er in seinem gewöhnlichen Lebenswandel, doch die Beschuldigung des Deismus und der Ohngötterey vermied, so viel sceptische Freyheiten sich dieser grosse Mann auch in seinen Schriften und in seinem philosophischen Umgange nahm. Ja selbst in seiner eigenen Familie und gegen seine Frau, Terentia, in welche er grosses Vertrauen setzte, wollte er ein andächtiger Verehrer der Götter zu seyn scheinen; und es ist noch einer seiner Briefe an dieselbe vorhanden, worin er ganz ernsthaft von ihr verlanget, zur Dankbarkeit wegen ihrer Wiedergenesung dem Apoll und Aeskulap ein Opfer zu bringen k)

Die Gottesfurcht des Pompejus war noch aufrichtiger: in seiner ganzen Aufführung bewies er die bürgerliche Kriege hindurch, eine grosse Achtung für Augurien, Träume und Prophezeyhungen. l) Augustus war von aller Art des Aberglaubens angesteckt. So wie vom Milton erzählet wird, daß sich sein poetisches Genie niemals im Frühling leicht und überflüßig ergoß; so bemerkte Augustus, daß sein Genie zum Träumen nie in dieser Jahrszeit so vollkommen wäre, noch daß man sich so sehr darauf verlassen könne, als in der übrigen Zeit des Jahres. Dieser grosse und geschickte Kayser war gleichfals sehr verlegen, wenn er seine Schuhe von ohngefähr umtauschte, und den rechten Schuh an den linken Fuß zog.

k) *Lib. XIV. Epist. 7.*

l) *Cicero de Divin. L. II. c. 24.*

zog. m) Mit einem Wort, man kann nicht daran zweifeln, daß die Anhänger des festgesetzten Aberglaubens des Alterthums nicht in jedem Staate eben so zahlreich gewesen, als es die Anhänger der neuern Religion gegenwärtig sind. Sein Einfluß war eben so allgemein; ob er gleich nicht so stark war. Eben so viel Leute gaben demselben Beyfall; obschon dieser Beyfall nicht so stark, nicht so bestimmt und ausdrücklich zu seyn schien.

Wir können bemerken, daß die Ueberzeugung der Religionsbekenner aller Zeiten, der gebieterischen und positiven Schreibart des Aberglaubens ohnerachtet, mehr eine verstellte als wirkliche Ueberzeugung sey, und kaum jemals dem gegründeten Glauben und der Ueberredung in einigem Grade gleich kommt, die uns in den gemeinen Geschäften des Lebens regiert. Die Menschen dürfen selbst ihrem eigenen Herzen die Zweifel nicht gestehen, die sie über solche Materien hegen: sie machen sich aus dem blinden Glauben ein Verdienst, und verheelen sich ihren wirklichen Unglauben durch die stärksten Betheurungen und die beharrlichste Scheinheiligkeit. Die Natur aber ist für alle ihre Bemühungen zu hart, und leidet nicht, daß das dunkle, glimmende Licht, welches in diese schattigte Gegenden gebracht wird, den starken Eindrücken gleich komme, welche die gesunde Vernunft und die Erfahrung macht. Der

 gewöhn-

m) *Sueton. Aug. cap.* 90-92. *Plin. lib. II. c.* 7.

gewöhnliche Lebenslauf der Menschen straft ihre Worte Lügen, und zeiget, daß ihr Beyfall in diesen Dingen eine gewisse nicht zu erklärende Operation der Seele zwischen Unglauben und Ueberzeugung sey, die aber dem erstern weit näher komme als der letztern. (Kk)

Da

(Kk) Daß die Ueberzeugung der Menschen in Religionssachen mehr verstellt als wirklich sey, das kann der Verfasser nicht ohne Vermegenheit behaupten, denn man muß entweder ein Herzenskündiger seyn, oder das Bekänntniß der meisten Menschen vor sich haben: sonst verdienet man mit solchem Vorgeben den Spott der Vernünftigen. Daß aber dieses die Geschichte des Herzens des Verfassers und vieler andern ihm ähnlichen sey, ist glaublich und aus ihren Handlungen wahrscheinlich. Es ist aber die Frage, ob der Mangel der Ueberzeugung von dem Mangel der Gründe, oder von dem Mangel der Aufmerksamkeit und der Betrachtung derselben herrühre; das ist eine Frage, die alle solche halbüberzeugte ohne Eigendünkel untersuchen sollten. Ausser dieser Gattung Menschen giebt es noch unter dem Pöbel sehr viele, deren Aufführung ihren Glauben widerlegt; wo aber ihre schwache Ueberzeugung nicht in der Schwäche ihres Religionssystems selbst, sondern theils in ihrer Unwissenheit und verderbten Erziehung, theils in gewissen abergläubigen Vorurtheilen zu suchen ist, die sie ihrem System andichten, und hinter welchen sie ihren Wandel entweder verbergen, oder sich gegen die in ihrem System angedrohete üble Folgen zu schützen glauben. Eine dritte Gattung sucht die Ueberzeugung seines Glaubens-Systems zu schwächen und auszurotten, weil es ihrem beliebten Wandel nicht gemäß ist, und deren Anzahl ist nicht klein. Es hat übrigens der gelehrte Bischof Buttler in seiner Analogie der Religion und der

Natur

Da also das menschliche Gemüth von so lockerm und wandelbaren Gewebe zu seyn scheint, daß auch jetzt, da so viele Personen einen Vortheil dabey finden, stets den Meissel und Hammer darin zu beschäftigen, doch nicht im Stande sind, theologische Lehrsätze mit einigem dauerhaften Eindruck einzugraben; wie viel mehr muß dieses in ältern Zeiten der Fall gewesen seyn, da der Helfershelfer zu der heiligen Verrichtung vergleichungsweise so viel weniger waren? Da ist es nicht zu verwundern, daß die Wahrscheinlichkeiten dann sehr gegen einander liefen; und daß die Menschen bey manchen Gelegenheiten, ausgemachte Unglaubige und Feinde der öffentlichen Religion zu seyn schienen, ohne daß sie es wirklich waren; oder wenigstens, ohne daß sie ihre eigene Herzen in diesem Stück kannten.

Noch eine andere Ursach, welche die alten Religionen wandelbarer macht als die neuere, ist diese; daß jene auf Ueberlieferung, diese aber auf Schriften gegründet ist; und die Ueberlieferung war in den erstern verwickelt, widersprechend, und in manchen Fällen zweifelhaft; so daß es nicht möglich war, es auf eine Grundregel und Richtschnur zusammen zu ziehen, oder gewisse bestimmte Glaubens-Artikel

Natur auf das überzeugendste dargethan, daß die Gründe für die natürliche sowohl als geoffenbarte Religion an sich selbst ungleich stärker sind, als alle die uns in den wichtigsten Geschäften dieses Lebens leiten und unsern Entschlüssen das Gewicht geben.

festzusetzen. Die Geschichte von den Göttern waren so unzählich als die päbstliche Legenden; und wenn auch fast jedermann einen Theil von diesen Geschichten glaubte, so konnte doch kein einziger das Ganze glauben oder wissen: Indeß, daß alle zugleich eingesehen haben müsten, daß kein Theil auf bessern Gründen stehe als das übrige. Die Ueberlieferungen verschiedener Städte und Völker waren sich auch in manchen Fällen schnurstracks entgegen; und es war kein Grund zu finden, warum man eine der andern vorziehen sollte. Und so wie es eine unendliche Menge von Geschichten gab, wovon die Ueberlieferung gar nichts gewisses sagte; so war auch die Gradation von den gegründetesten Glaubens-Artikeln bis zu diesen unstatthaften und ohne Grund angenommenen Erdichtungen unmerklich. Die heydnische Religion scheinet deshalb, gleich einer Wolke, zu verschwinden, wenn man sich ihr nur nähert, und sie stückweise untersucht. Sie konnte nie durch einige feste Lehr- und Grundsätze gewiß gemacht werden. Nun zog dieses zwar den gemeinen Haufen der Menschen nicht von solchem ungereimten Glauben ab; denn wann wird wohl der Pöbel vernünftig seyn? aber es machte ihn irriger und zweifelmüthiger in Behauptung seiner Grundsätze, und konnte auch in gewissen Gemüthern, leicht gewisse Uebungen und Meynungen hervorbringen, die den Schein eines offenbaren Unglaubens hatten.

Zu diesem können wir noch hinzusetzen, daß die Fabeln der heydnischen Religion an sich selbst leicht, bequem und bekannt waren; ohne Teufel oder Schwefelströme, oder andere Dinge, welche die Einbildungskraft sehr erschrecken könnten. Wer konnte sich des Lächelns enthalten, wenn er an die Liebesgeschichte des **Mars** und der **Venus** dachte; oder an die verliebten Ergötzlichkeiten des **Jupiters** und **Pans**? In dieser Absicht, war es eine wirklich poetische Religion; wo sie nicht für die ernsthaften Arten der Dichtkunst zu viel Leichtigkeit hat. Wir finden, daß sie von den heutigen Barden angenommen worden ist; und diese haben von den Göttern nicht mit grösserer Freyheit und Unehrerbietigkeit gesprochen, als es die alten von den wirklichen Gegenständen ihrer Andacht gethan haben.

Der Schluß ist keinesweges richtig, weil ein Religionssystem keinen tiefen Eindruck auf die Gemüther des Volks gemacht hat, so müsse es deshalb auch von allen Leuten von gesundem Verstande ausdrücklich verworfen, und aller Vorurtheile der Erziehung ohnerachtet, entgegenstehende Grundsätze durch Beweise und Vernunftschlüsse festgesetzt worden seyn. Je weniger eine Art des Aberglaubens überlästig und anmaßlich zu seyn scheint, desto weniger wird sie der Menschen Verdruß und Unwillen rege machen, oder ihn zu Untersuchungen wegen ihres Grundes und Ursprungs vermögen. Dies ist indessen bekannt, daß die Herrschaft alles

gottesdienstlichen Glaubens über den Verstand wankend und ungewiß ist, allen Veränderungen der Gemüthsart unterworfen, und von gegenwärtigen Vorfällen, welche die Einbildungskraft rühren, abhängig ist. Der Unterschied besteht blos in den Graden. Einer der Alten wird wechselsweise in einer ganzen Rede einen gottlosen und einen abergläubigen Gedanken anbringen: n) ein Neuerer denkt oft eben so, ob er gleich in seinen Ausdrücken vorsichtiger seyn kann.

Lucianus sagt uns ausdrücklich, o) daß derjenige von dem Volke für unheilig und gottlos sey gehalten worden, der nicht die lächerlichsten Fabeln des Heydenthums glaubte. War-

n) Zum Beweise kann diese merkwürdige Stelle des Tacitus dienen: Praeter multiplices humanarum rerum casus, coelo terraque prodigia, & fulminum monitus, & futurorum praesagia, laeta, tristia, ambigua, manifesta. Nec enim unquam atrocioribus populi Romani cladibus, magisque justis judiciis approbatum est, non esse curae Diis securitatem nostram, esse ultionem. *Hist.* lib. 1. Des Augustus Streit mit dem Neptun ist ein Beyspiel von eben der Art. Hätte der Kayser den Neptun nicht für ein wirkliches Wesen und für den Beherrscher des Meeres gehalten, woher wäre denn sein Verdruß hergerührt? Und glaubte er ihn, was für ein Unsinn war es, diese Gottheit noch mehr zum Zorn zu reizen? Eben die Anmerkung kann man über des Quintilians Ausrufungen wegen des Todes seiner Kinder machen. B. 6. Praef.

o) *Philopseudes.*

Warum würde denn sonst dieser angenehme Schriftsteller die ganze Stärke seines Witzes und seiner Satire gegen die National-Religion angewandt haben, wenn diese Religion nicht durchgehends von seinen Landsleuten und Zeitgenossen wäre geglaubt worden?

Livius p) gestehet eben so offenherzig, als es nur ein Geistlicher jetzt thun würde, den gemeinen Unglauben seiner Zeit; aber dann verdammt er ihn auch eben so strenge. Und wer kann sich einbilden, daß ein National-Aberglauben, der einen so grossen Mann betriegen konnte, nicht auch den gemeinen Haufen des Pöbels ebenfals hintergehen werde?

Die Stoiker legten ihrem Weisen viele prächtige, ja auch gottlose Beywörter bey; daß er allein reich, frey, ein König und den unsterblichen Göttern gleich sey. Sie vergassen hinzu zu setzen, daß er an Klugheit und Verstand keinem alten Weibe etwas nachgebe. Denn gewiß nichts kan erbärmlicher seyn, als die Meynungen, welche diese Sekte von allem Aberglauben des Pöbels hegte; indem sie sehr ernsthaft mit den gemeinen Augurs eins waren, daß wenn ein Rabe von der linken Seite schreye, so sey es von guter Bedeutung; aber von schlimmer Bedeutung, wenn sich eine Krähe von eben der Seite hören lasse. Panätius war der einzige Stoiker unter den Griechen, der in Absicht der Augurien und Wahrsagun-

p) B. 10. Kap. 14.

gen noch zweifelhaft blieb. q) **Markus Antoninus** erzählt uns, r) daß er selbst manche Erinnerungen von den Göttern im Schlaf erhalten habe. Es ist wohl wahr, **Epiktet** s) verbietet uns, auf die Sprache der Krähen und Raben zu achten; aber nicht deshalb, weil sie nicht die Wahrheit sprechen: sondern nur darum, weil sie uns nichts vorhersagen können, als etwa daß wir den Hals stürzen, oder unsers Vermögens verlustig gehn werden, welches solche Umstände sind, die uns, wie er sagt, nichts angehen. So verbindet der Stoiker einen philosophischen Enthusiasmus mit einem religiösen Aberglauben. Die Stärke ihrer Seele ist gänzlich auf die Seite der Moral hingewandt, und erschlaffet auf der Seite der Religion. t)

Plato u) führet den **Sokrates** also redend ein, daß die Anklage seiner Gottesverläugnung einzig und allein daher entstanden sey, weil er solche und ähnliche Fabeln verworfen; daß **Saturnus** seinen Vater **Uranus** verschnitten, und **Jupiter** den **Saturn** vom Thron gestossen habe: In einem folgenden Gespräch aber v) gestehet **Sokrates**, daß die Lehre von der Sterblichkeit

q) *Cicero de Divinat. L. I. cap.* 3. *&* 7.

r) *Lib.* 1. §. 17. s) *Enchirid* §. 17.

t) Ich gestehe es, die Stoiker waren nicht ganz orthodox in der eingeführten Religion; man kann aber aus diesen Beyspielen sehen, daß sie sehr weit gingen; und das Volk ging ohne Zweifel so weit, es konnte.

u) *Eutyphro.* v) *Phaedo.*

lichkeit der Seele die angenommene Meynung des Volks wäre. Ist denn hier einiger Widerspruch? Ja gewiß; aber der Widerspruch ist nicht im Plato; er ist im Volke, dessen gottesdienstliche Grundsätze insgemein allezeit aus den widerwärtigsten Theilen zusammengesetzt sind; insbesondere in einem Zeitalter, wo der Aberglauben dasselbe so geschwinde und leicht überwältigen konnte. w)

H 5 Eben

w) Xenophons Aufführung, so wie sie von ihm selbst beschrieben wird, ist auf einmal ein unwidersprechlicher Beweis von der allgemeinen Leichtgläubigkeit der Menschen in dieser Zeit, und von den Widersprüchen menschlicher Meynungen in Religions-Materien, zu allen Zeiten. Dieser grosse Feldherr und Philosoph, der Schüler des Sokrates, und der einige der die allerfeinsten Meynungen von einer Gottheit vorgetragen hat, gab alle die folgenden Zeichen von dem gemeinen, heydnischen Aberglauben. Auf den Rath des Sokrates befrug er das Orakel zu Delphi, ehe er sich mit dem Feldzug des Cyrus einlassen wollte, de exped. Lib. III, p. 294. ex edit. Leuncl. Er siehet einen Traum die Nacht darauf, da die Feldherren gefangen genommen worden, darauf er viel achtet, ihn aber doch für zweydeutig hält. Id. p. 295. Er und die ganze Armee sehen das Niesen für ein sehr glückliches Zeichen an. Id. p. 300. Er hat einen andern Traum, als er an den Fluß Centrites kömmt, darauf sein Nebenfeldherr, Chirosophus, gleichfals viel achtet. Id. lib. IV. p. 323. Da die Griechen von einem kalten Nordwinde viel ausstehen musten, so opfern sie demselben, und der Geschichtschreiber merkt an, daß er sich gleich darauf gelegt habe. Id. p. 329. Xenophon suchet insgeheim bey den Opfern Rath, ehe er über der

Eben der Cicero, der sich zwang, in seiner eigenen Familie so voll andächtiger Religion zu scheinen, machte sich kein Bedenken, die Lehre von einem künftigen Zustande auf öffent-

der Errichtung einer Pflanzstadt seinen Entschluß fassen will. Lib. V. p. 359. Er ist selbst ein sehr erfahrner Augur. Id. p. 361. Er wird durch die Beschaffenheit der Opfer dazu bewogen, das höchste Kommando der Armee, das ihm angetragen ward, abzuschlagen. Lib. VI. p. 373. Kleander, der Spartaner, schlägt es aus gleicher Ursach ab, ob er gleich ein grosses Verlangen darnach trägt. Id. p. 392. Xenophon erwähnet eines alten Traumes und der ihm davon gegebenen Auslegung, als er sich zuerst mit dem Cyrus vereinigte. p. 373. Er erwähnt auch des Orts, wo Herkules zur Hölle hinabgegangen, als wenn er es glaubte, und setzt hinzu, die Zeichen davon wären noch zu finden. Id. p. 375. Er hat fast die Armee lieber verhungern lassen, als daß er sie wider die Weissagung aus dem Vogelflug ins Feld führen sollte. Id. p. 382, 383. Sein Freund, Euklides, der Augur, wollte nicht glauben, daß er kein Geld aus dem Feldzuge mitgebracht hätte; bis er (Euklides) opferte, und dann sahe er es ganz deutlich in den Eingeweiden. Lib. VII. p. 425. Eben dieser Philosoph schlug ein Projekt von Minen zur Vermehrung der Atheniensischen Einkünfte vor, räth ihnen aber, erst das Orakel zu befragen. de rat. red. p 932. Daß aber alle diese Andacht kein Blendwerk zu Erreichung politischer Absichten war, das erhellet theils aus den Handlungen selbst; theils auch aus dem Genie der damaligen Zeit, wo wenig oder nichts durch Heucheley gewonnen werden konnte. Ausserdem war Xenophon, wie man aus seinen Merkwürdigkeiten sehen kann, eine Art von Ketzer derselben Zeit,

fentlichem Gerichtsplatze, für die lächerlichste Fabel auszugeben, die niemand einiger Aufmerksamkeit würdigen könne. x) Sallustius meldet vom Cäsar, y) daß er im öffentlichen Rath eben die Sprache geführet habe. z)

Daß aber diese Freyheiten keinen gänzlichen und allgemeinen Unglauben und Zweifelsucht unter dem Volke enthielten, das ist zu klar, als daß man es läugnen sollte. Wenn gleich einige Theile der National-Religion über die Gemüther der Menschen schwebend hingen, so

Zeit, das kein politischer Andächtiger jemals ist. Aus eben der Ursache behaupte ich, daß Newton, Locke, Klarke ꝛc. ꝛc. sehr aufrichtig den Glauben hatten, den sie bekannten, weil sie Arrianer oder Socinianer waren: und diesen Beweisgrund setze ich allezeit einigen Freygeistern entgegen, die es nothwendig haben wollen, daß es unmöglich sey, daß diese grossen Philosophen etwas anders als Heuchler gewesen wären.

x) *Pro Cluentio cap.* 61. y) *De bello Catil.*

z) Cicero (Tusc. Quaest. lib. I. cap. 5, 6) und Seneka (Epist. 24.) wie auch Juvenal (Satyr. 2.) behaupten, daß kein Knabe und kein altes Weib so lächerlich wäre, daß sie den Dichtern in ihren Erzählungen von einem zukünftigen Zustand Glauben beymessen sollten. Warum erhebt denn Lukretius seinen Lehrmeister so sehr, daß er uns von diesen Schrecken befreyet hat? Vielleicht waren die meisten Menschen damals in eben der Gemüthsfassung als der Cephalus im Plato (de Republ. lib. I.) der diese Fabeln lächerlich machen konnte, so lange er noch jung und gesund war, so bald er aber alt und schwach ward, so fing er an Furcht wegen der Wahrheit derselben zu hegen. Welches auch heut zu Tage eben so ungewöhnlich nicht ist.

so waren doch andere Theile fester damit vereiniget: und das war das grosse Geschäft der skeptischen Philosophen, zu zeigen, daß das eine so wenig Grund habe als das andere. Dies ist der Kunstgriff des Kotta in den Gesprächen über die Natur der Götter. Er widerlegt das ganze System der Mythologie, indem er den Orthodoxen stuffenweis von den wichtigern Geschichten, welche man glaubte, zu den verächtlichern führt, die jedermann verlachte: Von den Göttern zu den Göttinnen; von den Göttinnen zu den Nymphen; von den Nymphen zu den Faunen und Satiren. Sein Lehrmeister Karneades, hat sich eben dieser Methode bedient. a)

Ueberhaupt giebt es zwey der grösten und merklichsten Verschiedenheiten zwischen einer überlieferten, mythologischen, und einer systematischen, scholastischen Religion: Die erstere ist oft vernünftiger, weil sie in einer Menge von Geschichten besteht, die, wenn sie auch ungegründet sind, doch keine ausdrückliche Ungereimtheit und demonstrativischen Widerspruch in sich fassen; und sie sitzt gleichfals so leicht in der Menschen Seelen, daß wenn sie auch gleich eben so allgemein angenommen würde, so würde sie doch auf das Herz und auf den Verstand, keinen so tiefen Eindruck machen, als die letztere.

§. 13.

a) *Sextus Empir. advers. Mathemat. lib. VIII.*

§. 13.

Die ursprüngliche Religion der Menschen entsteht hauptsächlich von einer ängstlichen Furcht wegen der künftigen Begebenheiten; und was für Begriffe sich die Menschen wohl natürlicher Weise von unsichtbaren und unbekannten Kräften machen können, wenn sie von kleinen Besorgnissen einiger Art gequält werden, das kann man sich leicht vorstellen. Jedes Bild der Rache, der Strenge, Grausamkeit und Bosheit muß dem Schrecken und Schaudern einfallen und es vermehren, welche den bestürzten Religionsbekenner drücken. Wenn sich eine panische Furcht einmal der Seele bemächtiget hat, so vervielfältiget die geschäftige Einbildungskraft die Gegenstände des Schreckens noch mehr; indem die tiefe Dunkelheit, oder was noch ärger ist, das schimmernde Licht, womit wir umgeben sind, die Gestalten der Gottheit unter den möglichst furchtbaren Erscheinungen vorstellet. Und es kann keine verkehrte Ruchlosigkeit gedacht werden, welche diese erschreckten Anbeter nicht geschwinde ihrer Gottheit, ohne Bedenken, beylegen sollten.

Dieses scheinet der natürliche Zustand der Religion zu seyn, wenn man sie auf einer Seite betrachtet. Wenn wir aber auf der andern Seite den Geist des Lobes und Preises betrachten, der nothwendig in allen Religionen Platz hat, und der eine Folge eben dieser Schrecknisse ist, so müssen wir vermuthen, daß ein ganz entgegengesetztes System der Theologie die

Ober-

Oberhand haben müsse. Jede Tugend, jede Vortreflichkeit muß der Gottheit zugeschrieben, und kein übertriebenes Lob für hinlänglich gehalten werden, die Vollkommenheiten zu erreichen, womit sie begabt ist. Was man nur für Lobgesänge erfinden kann, die werden gleich, ohne nach Beweisgründen oder äussern Kennzeichen zu fragen, angenommen. Und man hält sie schon dadurch für sattsam bestätiget, daß sie uns erhabnere Begriffe von dem göttlichen Gegenstande unseres Dienstes und unserer Anbetung ertheilen.

Hier findet sich also eine Art des Widerspruchs unter den verschiedenen Grundursachen der menschlichen Natur, die in die Religion Einfluß haben. Unser natürliches Schrecken stellt uns den Begriff einer teufelischen und boshaften Gottheit dar: Unsere Neigung zum Lobe leitet uns auf die Erkenntniß einer vortreflichen und göttlichen. Und der Einfluß dieser entgegenstehenden Grundtriebe ist nach der verschiedenen Beschaffenheit des menschlichen Verstandes mannigfaltig.

Bey sehr barbarischen und unwissenden Nationen, als die Afrikaner und Indianer, ja auch die Japoneser sind, welche sich von Macht und Erkenntniß keine ausgebreitete Begriffe machen können, kann ein Wesen göttlich verehret werden, das sie selbst für boshaft und abscheulich halten; ob sie sich schon vielleicht in Acht nehmen mögen, dieses Urtheil öffentlich, oder in seinem Tempel, von ihm zu fällen, wo

sie glauben könnten, daß er ihre Vorwürfe höre.

Solche rohe, unvollkommene Begriffe von der Gottheit hängen allen Abgöttern lange an; und man kann sicher behaupten, daß die Griechen selbst niemals ganz frey davon gewesen sind. Xenophon merkt es zum Lobe des Sokrates an, a) daß dieser Philosoph die gemeine Meynung nicht angenommen, welche von den Göttern sagt, daß sie einige Dinge wissen, und andere nicht wissen: Er behauptete, daß sie alles wüßten; was gethan, gesagt, ja auch gedacht wird. Da dieses aber ein philosophischer Gedanke b) war, der gar weit über die Fassung seiner Landsleute ging, so dürfen wir uns nicht verwundern, daß sie in ihren Schriften und Umgange die Gottheiten ganz frey tadelten, die sie in ihren Tempeln anbeteten. Es ist merkwürdig, daß Herodotus insbesondere sich kein Bedenken macht, den Göttern in manchen Stellen **Mißgunst** zuzuschreiben; eine Gesinnung, die unter allen andern, einer niederträchtigen und teufelischen Natur am gemässesten ist. Indessen enthielten die heydnischen Loblieder, die bey dem öffentlichen Gottesdienst gesungen wurden, nichts als preiswürdige Eigenschaften; auch dann,

a) *Mem. lib.* 1.

b) Es wurde bey den Alten für ein gar ausserordentliches, philosophisches Paradoxon gehalten, daß die Gegenwart der Götter nicht in dem Himmel eingeschränkt sey, sondern sich allenthalben erstrecke; wie wir es aus dem Lucianus sehen: *Hermotimus sive de sectis.*

dann, wann die Handlungen, welche den Göttern zugeschrieben wurden, die grausamsten und abscheulichsten waren. Als der Dichter, Timotheus, der Diana einen Lobgesang hersagte, wo er alle die Handlungen und Eigenschaften dieser grausamen und eigensinnigen Göttin, mit den grösten Lobeserhebungen herzählte, so sagte einer von den Umstehenden zu ihm: **Möchte doch eure Tochter eben so werden, als die Gottheit die ihr preiset.** c)

So wie aber die Menschen den Begriff von ihrer Gottheit weiter erhöhen; so ist es oft nur ihre Vorstellung von seiner Macht und seinem Verstande, nicht aber von seiner Güte, die vergrössert wird. Im Gegentheil nehmen ihre Schrecken nach dem Maasse zu, als sie ihren Glauben von seiner Wissenschaft und Gewalt mehr ausbreiten; indem sie alsdann glauben, daß sie kein geheimer Ort vor seinem forschenden Blick verbergen kann, ja daß auch das innerste ihres Herzens offen vor ihm liegt. Dann müssen sie sich sorgfältig hüten, keine deutliche Empfindung des Tadels oder Mißfallens zu hegen. Alles muß Beyfall, Bewunderung, Entzückung seyn. Und da sie durch ihre trübe Besorgnisse veranlasset werden, ihm oft solche Maaßregeln zuzuschreiben, die an menschlichen Geschöpfen aufs höchste getadelt werden würden, so müssen sie sich doch noch zwingen, diese Maaßregeln an dem Gegenstande ihrer andächtigen Gebete zu preisen und zu bewundern.

Und

c) *Plutarch. de Superst.*

Und also kann man sicher behaupten, daß manche National-Religionen, nach der Vorstellung ihrer gewöhnlichsten Verehrer, wirklich eine Art von Teufelanbetung sind; und je höher die Gottheit an Macht und Erkenntniß erhoben wird, desto tiefer wird sie oft gewöhnlich an Güte und Wohlwollen herabgesetzt; was ihr auch sonst ihre erstaunte Anbeter für Lobeserhebungen ertheilen mögen. Unter den Abgöttern kann der Mund falsch sprechen, und gegen die geheime Meynung lügen: aber unter erhabenern Religionsbekennern, erhält oft die Meynung selbst eine Art der Falschheit, und straft die innere Empfindung Lügen. Das Herz verabscheuet insgeheim solche Maaßregeln einer grausamen und unversöhnlichen Rache; die Beurtheilung aber unterstehet sich nicht, es anders als vollkommen und anbetenswürdig zu finden. Und der Zusatz von Elend, welchen dieser innere Kampf verursacht, macht alle übrige schreckhafte Vorstellungen noch schwerer, wodurch diese unglückselige Opfer des Aberglaubens immer geplagt werden.

Lucian merkt an, d) daß ein junger Mensch, der die Göttergeschichte im Homer oder Hesiodus lieset, und ihre Kabalen, Kriege, Ungerechtigkeit, Blutschande, Ehebruch, und andere Gottlosigkeiten so hoch gepriesen findet, hernach sehr verwundert ist, wenn er in die Welt kömmt, und gewahr wird, daß die Gesetze auf eben diese Handlungen gesetzt haben,

d) *Necyomantia.*

welche er höhern Wesen beyzulegen gelehrt worden ist. Der Widerspruch ist vielleicht noch stärker unter den Vorstellungen, die uns einige neuere Religionen geben, und unsern natürlichen Begriffen von Grosmuth, Sanftmuth, Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit; und nach dem Maaß der vervielfältigten Schrecknisse dieser Religionen, werden auch die barbarischen Vorstellungen von der Gottheit bey uns vervielfältiget. e) Nichts kann die ächten Grundsätze der

e) Bacchus, ein göttliches Wesen, wird in der heydnischen Mythologie als der Erfinder des Tanzens und des Theaters vorgestellt. Die Spiele waren in den alten Zeiten, auch ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes bey den feyerlichsten Gelegenheiten, und wurden oft zu Pestzeiten gehalten, die beleidigten Gottheiten zu versöhnen. Aber von den gottseligen Leuten neuerer Zeiten sind sie eifrig verbannet worden; und die Schaubühne ist nach der Meynung eines gelehrten Geistlichen, die Pforte der Hölle.

Um aber noch deutlicher zu zeigen, daß es einer Religion möglich ist, die Gottheit in einem noch unsittlichern, und unfreundlichern Lichte vorzustellen, als die alte, so wollen wir aus einem Verfasser von gutem Geschmack und Denkungsart eine lange Stelle anführen, der gewiß kein Feind des Christenthums war. Dies ist der Ritter Ramsay, ein Schriftsteller, der eine so löbliche Begierde hatte orthodox zu seyn, daß seine Vernunft auch in denen Lehren keine Schwierigkeit fand, welche die Freydenker am bedenklichsten finden, nemlich in der Dreyeinigkeit, der Menschwerdung und der Genugthuung: Blos seine Menschenliebe, die er in grossem Maaß scheint besessen zu haben, empörete sich gegen die Leh-

der Sittlichkeit in unserm Urtheil über das menschliche Verhalten unverderbt bewahren,

Lehren einer ewigen Verdammniß und gegen die Predestination. Er drukt sich also aus: „Was für „sonderbare Begriffe, „ sagt er; „ muß ein In„dianischer oder Chinesischer Philosoph von un„serer heil. Religion haben, wenn sie nach den Ab„rissen davon urtheilen sollen, die unsere heutigen „Freydenker, und pharisäische Lehrer aller Sekten „davon machen? Nach diesem verhaßten und nur „gar zu gemeinen System dieser unglaubigen „Spötter und leichtgläubigen Schmierer; ist der „GOtt der Juden das grausamste, ungerechteste, „partheyischste und fantastischste Wesen. Er schuf „vor ohngefähr 6000. Jahren, Mann und Weib, „und setzte sie in einen schönen Garten in Asien, wo„von keine Ueberbleibsel mehr da sind. Dieser Gar„ten war mit allen Arten von Bäumen, Quellen „und Blumen versehen. Er erlaubte ihnen den „Gebrauch aller Früchte dieses schönen Gartens, „eine einzige ausgenommen, die in der Mitte dessel„ben gepflanzt war, und eine verborgene Tugend „an sich hatte, sie in beständiger Gesundheit und „Kräften Leibes und der Seele zu erhalten, indem „sie ihre natürlichen Kräfte vermehrte und sie weise „machte. Der Teufel fuhr in den Körper einer „Schlange, und trieb das erste Weib an, von die„ser verbotenen Frucht zu essen; und sie vermochte „ihren Mann auch dazu. Zur Strafe für diese ge„ringe Neubegierde und die natürliche Begierde „zum Leben und zur Erkenntniß, trieb GOtt nicht „allein unsere erste Eltern aus dem Paradiese, son„dern er verdammte auch alle ihre Nachkommen„schaft zu zeitlichem Elend, und einen grossen Theil „derselben zu ewigen Schmerzen, obgleich die See„len dieser unschuldigen Kinder mit der Seele

„Adams

als die unumgängliche Nothwendigkeit dieser Grundsätze zum Daseyn der Gesellschaft. Wenn die

„Adams nicht mehr Verbindung hatten, als mit „der Seele des Nero oder Mahomets; indem „alle Seelen, nach dem Ausspruch der scholastischen „Schwätzer, Fabulisten und Mythologisten, rein „erschaffen sind, und unmittelbar mit den sterblichen „Körpern vereiniget werden, so bald der Foetus „formirt ist. Um den barbarischen und partheyischen „Entschluß der Predestination und Verwerfung „recht zu vollziehen, überließ GOtt alle Völker der „Finsterniß, der Abgötterey und dem Aberglauben, „ohne einige heilsame Erkenntniß und errettende „Gnade; eine besondere Nation ausgenommen, „die er zu seinem eigenthümlichen Volk erwählte. „Dieses auserwählte Volk war aber doch, das „dummste, undankbarste, widerspenstigste und „treuloseste unter allen Völkern. Nachdem nun „GOtt den allergrößten Theil des menschlichen Ge„schlechts, beynahe 4000. Jahre lang, also in ei„nem verworfenen Zustande gehalten hatte, so än„derte er alles plötzlich, und bekam auch Lust zu an„dern Nationen ausser den Juden. Da sandte er „seinen eingebohrnen Sohn in die Welt unter mensch„licher Gestalt, um seinen Zorn zu besäuftigen, sei„ner rächenden Gerechtigkeit genug zu thun, und zur „Vergebung der Sünden zu sterben. Doch haben „sehr wenig Nationen von diesem Evangelio gehört; „und alle übrigen sind ohne Ausnahme oder ohne „einige Möglichkeit der Erlassung verdammt, ob „sie gleich in unüberwindlicher Unwissenheit gelassen „worden sind. Der gröste Theil derjenigen, die es „gehört haben, haben nur gewisse spekulativische „Begriffe von GOtt, und gewisse äussere Formen „des Gottesdienstes verändert: denn in anderer „Absicht, ist der größte Hause der Christen in seinen „Sit-

die gemeine Meynung Fürsten ein System der Sittlichkeit verstatten kann, das von demjeni-

„Sitten noch ferner eben so verderbt geblieben, als „die übrigen Menschen; ja noch um so viel ruchlo-„ser und strafbarer, als ihre Einsichten grösser sind. „Und ausser einer sehr kleinen Anzahl, werden alle „andere Christen, eben als die Heyden, auf ewig „verdammt; das grosse Opfer, das für sie darge-„bracht worden, wird vergeblich und ohne Wir-„kung seyn. GOtt wird ewiglich an ihren Quaalen „und Gotteslästerungen Gefallen finden; und ob er „gleich mit einem *Fiat* ihr Herz umwenden kann, „so werden sie doch ewig unbekehrt und unbekehrlich „bleiben, weil er ewig unversöhnlich und unerbittlich „seyn will. Es ist wahr, daß dieses alles GOtt ver-„haßt, und vielmehr zum Hasser als zum Freunde „der Seelen macht; vielmehr zu einem grausamen „und rachsüchtigen Tyrannen, zu einem ohnmächti-„gen oder grimmigen Dämon, als zu einem all-„mächtigen und wohlthätigen Vater der Geister: „aber das ist alles Geheimniß. Er hat geheime „Ursachen zu seinem Verfahren, die unergründlich „sind; und wenn er gleich ungerecht und barbarisch „scheint, so müssen wir doch das Gegentheil glauben, „weil das, was an uns Ungerechtigkeit, Verbre-„chen, Grausamkeit, und die schwärzeste Bosheit „ist, an ihm Gerechtigkeit, Gnade und höchste Gü-„te ist. „So haben die unglaubigen Freydenker, die „jüdischgesinnten Christen, und die fatalistischen „Lehrer, die erhabenen Geheimnisse unsers heiligen „Glaubens entstellt und entehret; so haben sie die „Natur des Guten und Bösen mit einander ver-„mischt; die ungeheuresten Leidenschaften in gött-„liche Eigenschaften verwandelt, und die Heyden „an Gotteslästerung übertroffen, indem sie der ewi-„gen Natur solche Dinge, als Vollkommenheiten,

gen etwas verschieden ist, darnach sich Privatpersonen richten sollen; wie viel mehr denn diesen höheren Wesen, deren Eigenschaften, Einsichten und Natur uns so gänzlich unbekannt sind? Sunt superis sua jura; f) die Götter haben Grundsätze der Gerechtigkeit, die ihnen eigen sind.

§. 14.

„beygelegt, die unter den Menschen die abscheulichsten Verbrechen sind. Die gröbern Heyden „begnügten sich daran, Wollust, Blutschande und „Ehebruch zu vergöttern; die Lehrer der Predestination aber haben Grausamkeit, Grimm, Wut, „Rache, und die schwärzesten Laster vergöttert.„ Man sehe des Ritters Ramsay Philosophische Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion Theil. 2. S. 401.

Eben der Verfasser behauptet an andern Orten, daß die Arminianischen und Mölinistischen Systeme die Sache wenig besser machen: Und nachdem er sich also von allen eingeführten Sekten der Christenheit losgemacht hatte, so muß er ein eigenes System vortragen, das eine Art von Origenismus ist, und die Pre-Existenz der Seelen beyde von Menschen und Thieren, und die ewige Seligkeit und Bekehrung aller Menschen, Thiere und Teufel annimmt. Da ihm aber diese Gedanken ganz und gar eigen sind, so brauchen wir nicht, davon zu handeln. Ich hielt die Meynungen dieses scharfsinnigen Schriftstellers sehr bemerkenswürdig; ich verlange aber für die Richtigkeit derselben nicht die Gewähr zu leisten. (Ll)

f) *Ovid. Metam. lib. IX. l.* 501.

(Ll) Wenn diese Vorwürfe nichts weiter als die Lehre der Predestination treffen sollen, so brauchen wir uns nicht darauf einzulassen; daß aber ein eben so schwarzer und ver-

§. 14.

Ich kann hier nicht unterlassen eine Sache zu bemerken, die die Aufmerksamkeit dererjeni-

J 4 gen

verkleinerlicher Eifer hier die Feder regiere, als bey dem wildesten Orthodoxen, wird jeder Unpartheyischer leicht einsehen. So viel giebt eine gemäßigte Vernunft ihm und dem Verfasser zur Antwort; daß die moralischen Grundregeln der Gerechtigkeit zwar in GOtt auch statt finden müssen; daß wir aber wegen des unendlichen Unterschiedes, wegen der Mannigfaltigkeit und Unergründlichkeit der göttlichen Absichten, wegen unserer mangelhaften und unvollständigen Einsicht in seinen Plan, nicht ohne grosse Gefahr von dem Menschen die Anwendung solcher Gesetze auf GOtt machen können. Es ist uns gesagt: Du sollt nicht tödten, wenn aber GOtt zu einem Menschen sagte: Tödte diesen; so hat er eben das Recht dieses zu thun, als ein König, der durch einen andern an dem Verbrecher die Todesstrafe vollziehen läßt; und verletzet eben so wenig die höchste Pflicht der Gerechtigkeit. Ueberhaupt werden wir immer über seine Absichten, seine Entwürfe, seine Rathschlüsse, seine Weisheit und über die Gründe seiner Regierung über die Menschen pro und contra disputiren; und am Ende doch wohl alle unsere Meynungen abgeschmackt finden, wenn uns mehr von dem Plan GOttes wird aufgeschlossen seyn, und wir recht einsehen werden, wie blinde Maulwürfe wir hier auf Erden gewesen sind. Ein jeder Mensch bauet sich sein eigen Religionssystem, und keiner wird wohl mit dem andern ganz gleichförmig denken; wer es so viel möglich zu seiner mehreren Rechtschaffenheit anwenden wird, wird wohl am redlichsten und sichersten dabey verfahren; wer sich vorsichtig daran wagt, und es der Wahrheit wieder aufopfern kann, und so viel möglich, nur bey der deutlichen Wahrheit stehen bleibt; der handelt wohl der Natur GOttes und seiner eigenen Natur am gemässesten.

gen verdienen wird, welche sich mit der Untersuchung der menschlichen Natur beschäftigen. Es ist ganz gewiß, daß viele Anhänger jeder Religion, und vielleicht die grösseste Anzahl, noch immer die Gnade GOttes, nicht durch Tugend und gute Sitten suchen werden, die einem vollkommenen Wesen allein angenehm seyn können; sondern entweder durch nichtswürdige Gebräuche, durch unmäßigen Eifer, durch hinreissende Entzückungen, oder durch den Glauben geheimnißreicher und ungereimter Meynungen: so erhaben auch übrigens die Worterklärung seyn mag, welche solche Religion von ihrer Gottheit giebt. Der geringste Theil des Korans sowohl, als des Pentateuchs bestehet in sittlichen Vorschriften; und wir können versichert seyn, daß der Theil auch allezeit am wenigsten beobachtet und geachtet worden ist. Wenn die alten Römer von einer Pest heimgesucht wurden, so schrieben sie diese Plagen niemals ihren Lastern zu, oder liessen sich einige Busse und Besserung einfallen. Sie dachten nie daran, daß sie die allgemeinen Räuber der Welt waren, deren Geitz und Ehrsucht die Erde verwüstete, und reiche Völker in Mangel und Dürftigkeit stürzte. Sie wählten blos einen Diktator, a) der in eine Thür einen Nagel einschlagen muste; und hierdurch glaubten sie, ihre erzürnte Gottheit hinlänglich versöhnt zu haben.

In

a) *Dictator clavis figendae causa* genannt, *T. Liv. Lib. VII. c.* 3.

In Aegina machte eine Parthey eine Verschwörung, und ermordete barbarischer und verrätherischer Weise sieben hundert ihrer Mitbürger; und sie trieben ihre Wut so weit, daß sie einem elenden Flüchtling, der in den Tempel geflohen war, seine Hände abhieben, womit er sich an den Thüren fest hielt; und nachdem sie ihn von dem heiligen Boden weggeschleppt, gleich darauf umbrachten. Durch diese Gottlosigkeit, sagt Herodotus, b) (nicht durch die vielen andern grausamen Ermordungen,) beleidigten sie die Götter, und luden eine unversöhnliche Verschuldung auf sich.

Ja, wenn wir auch annehmen, was doch selten geschicht, daß eine National-Religion gefunden würde, worin die ausdrückliche Erklärung gethan worden, daß blos die sittliche Rechtschaffenheit die göttliche Gnade erlangen könne; wenn ein Priesterorden errichtet wäre, diese Meynung täglich in ihren Predigten, und mit aller Ueberredungskunst einzuschärfen; so sind doch die Vorurtheile des Pöbels so eingewurzelt, daß sie in Ermangelung eines andern Aberglaubens, eben das Anhören solcher Predigten selbst eher zum Wesen der Religion machen, als es in Tugend und guten Sitten setzen würden. Die erhabene Einleitung zu den Gesetzen des Zaleukus c) begeisterte die Lokrier nicht, so viel wir sehen können, mit einigen gesundern Begriffen von den Mitteln der

b) *Lib. VI.* c) Diodor. Sik. B. 12.

Gottheit wohlgefällig zu werden, als unter den übrigen Griechen gewöhnlich waren.

Diese Beobachtung gilt also allgemein: aber noch wird man nicht wissen, wie man sie erklären soll. Es ist nicht genug, daß man anmerkt, daß der Pöbel seine Gottheiten allenthalben zu einer Aehnlichkeit mit sich selbst herabsetzt, und sie blos als eine Art menschlicher Kreaturen betrachtet, die etwas mächtiger und verständiger sind. Das wird die Schwierigkeit nicht heben. Denn es ist kein Mensch so dumm, daß er nicht, nach dem Urtheil seines natürlichen Verstandes, Tugend und Rechtschaffenheit für die würdigsten Eigenschaften halten sollte, die ein Mensch besitzen kann. Warum schreibt er seiner Gottheit nicht eben die Gesinnung zu? Warum läßt er nicht alle Religion, oder den hauptsächlichsten Theil derselben, in diesen Eigenschaften bestehen?

Es thut auch kein Genüge, wenn man sagt, die Ausübung der Sittenlehre sey schwerer als die Uebung des Aberglaubens; und sey deshalb verworfen. Denn, der ausschweifenden Bußübungen der Brachmanen und Talapoins nicht zu gedenken; so ist es gewiß, daß der Rhamadan der Türken, in welchem die armen Tröpfe, oft in den heissesten Monaten des Jahrs, und in manchen von den heissesten Gegenden der Welt, viele Tage lang vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne ohne essen und trinken bleiben müssen; daß dieser Rhamadan, sage ich, härter seyn muß, als die

Uebung

Uebung einiger moralischen Pflicht, auch selbst für die verderbteste und lasterhafteste Menschen. Die vier Fastenzeiten der Moskowiter, und die strenge Lebensart mancher Römisch=Katholischen scheint unangenehmer als Sanftmuth und Menschenliebe zu seyn. Kurz alle Tugenden sind angenehm, wenn die Menschen nur durch noch so geringe Ausübung dazu gewöhnt worden sind: Aller Aberglauben ist immer verhaßt und beschwerlich. (Mm).

Viel-

(Mm) Diese Anmerkung des Verfassers scheint nicht ganz richtig zu seyn. Die abergläubigen Uebungen sind wohl beschwerlich; aber doch den meisten Menschen nicht so sehr, als die Ausübung der Tugend. Bey jenen können sie alle ihre Lieblingsneigungen beybehalten, dieser aber müssen sie oft aufgeopfert werden. Jene verstatten eine Erholung, oder gar den Genuß anderer Annehmlichkeiten, welche die Tugend verbeut. So wird nach langem Fasten desto mehr und desto besser gegessen und getrunken; und nach einer Kasteyung kann der Wollüstige wieder seine Lust büssen. Solche Menschen also, denen Tugend und Rechtschaffenheit beschwerlich ist, finden zwar solche äusserliche Uebungen schwer; aber doch noch leichter als jene, und leicht genug, um auf solche Weise GOttes Gunst und den Himmel zu verdienen. Es giebt aber noch andere, denen die Tugend zu leicht scheint, und die sich in der That grössere Lasten des Aberglaubens aufladen. Bey diesen aber rührt es, so zu sagen, aus einem Ueberfluß heiliger Empfindungen her; sie verwerfen die Tugend nicht, sondern die pure und einfältige Tugend ohne Zusatz scheint ihnen nur nicht Gewicht genung zu haben, und sie wollen sie noch übersteigen. Sobald man diesen ihren Irrthum benehmen, und sie die Schwäche

ihrer

Vielleicht kann folgende Erklärung als eine richtige Auflösung dieser Schwierigkeit angenommen werden. Die Pflichten, welche ein Mensch als Freund oder Vater leistet, scheinet er blos seinem Wohlthäter oder seinen Kindern schuldig zu seyn; und er kann auch diese Pflichten nicht unterlassen, ohne alle Bande der Natur und der Sittlichkeit zu zerreissen. Eine starke Zuneigung kann ihn zur Erfüllung derselben antreiben: eine Empfindung der Ordnung und moralischen Schönheit vereinigt ihre Stärke mit diesen natürlichen Banden: Und der ganze Mensch, wenn er wahrhaftig tugendhaft ist, wird ohne Mühe oder Anstrengung zu seiner Pflicht gelenkt. Auch bey denen Tugenden, die strenger und mehr auf Nachdenken gegründet sind, als der Eifer für das gemeine Beste, die kindliche Pflicht, die Mäßigkeit oder Redlichkeit sind; nimt die moralische Verbindlichkeit dazu, allen Anspruch auf ein gottesdienstliches Verdienst in unsern Gedanken hinweg; und das tugendhafte Verhalten wird blos so angesehen, daß wir es der Gesellschaft und uns selbst schuldig sind. In diesem allen findet ein abergläubiger Mensch nichts, das er eigentlich um der Gottheit willen gethan hätte; oder das ihn der göttlichen Gnade und seinem Schutze ganz besonders empfehlen könnte. Er erwegt nicht,

daß

ihrer selbst erfundenen Tugend belehren kann; werden sie gleich tugendhaft seyn, weil die Anlagen dazu schon in ihrem Herzen vorhanden sind.

LB Coburg

daß es der ächteste Gottesdienst sey, wenn man die Glückseligkeit seiner Geschöpfe befördert. Er siehet sich also nach einem unmittelbarern Dienste des höchsten Wesens um, um sich die Schrecken zu erleichtern, davon er gequält wird. Und werden ihm nun Uebungen anempfohlen, die weder im Leben wozu dienlich sind, oder seinen natürlichen Neigungen die gröste Gewalt anthun; so wird er um eben dieser Ursachen willen, solche Uebungen desto williger übernehmen, um derentwillen er sie doch schlechterdings verwerfen sollte. Es scheint desto reiner Gott zu Ehren zu geschehen, da es von keiner Vermischung mit einigen andern Bewegungsgründen oder Betrachtungen herrührt. Opfert er nun um seinetwillen mehr von seiner Bequemlichkeit und Ruhe auf, so scheinet sein Anspruch auf Verdienst desto höher zu steigen, je mehr er ihm Eifer und Andacht zu Tage legt. Seine Gottheit ist ihm nicht dafür verbindlich, wenn er das geliehene wieder giebt, oder eine Schuld bezahlet; weil er zur Erfüllung dieser Pflichten der Gerechtigkeit verbunden ist, und manche dieselben erfüllt haben würden, wenn auch kein GOtt in der Welt wäre. Wenn er aber einen Tag fastet, oder sich derbe abpeitscht; so hat dieses seiner Meynung nach eine direkte Beziehung auf den Dienst GOttes. Kein anderer Bewegungsgrund könnte ihn zu solchen strengen Uebungen vermögen. Durch diese unterscheidende Kennzeichen der Andacht, hat er nun die göttliche Gunst erworben; und kann in dieser Welt Schutz und Sicherheit, in

jener aber die ewige Seligkeit dafür zur Belohnung erwarten. (N n).

Da-

(N n) Das ist wahr, daß diese Denkungsart bey vielen Menschen abergläubige Zusätze zur Sittenlehre veranlassen könne, um dadurch GOttes Gnade und den Himmel zu erwerben; aber der Mangel der Verdienstlichkeit bey GOtt, den sich die Menschen in Absicht anderer Pflichten der Gerechtigkeit und Mäßigkeit einbilden sollen, kann wohl nicht die Ursach der Unterlassung solcher Pflichten seyn; und in so fern scheinet die Erklärung des Verfassers sehr gezwungen zu seyn. Denn kein Mensch wird wohl, auch nur bey sich insgeheim, also mit einiger Vernunft denken können: durch Gerechtigkeit und Mäßigkeit erlange ich kein Verdienst bey GOtt, und thue nichts um seinetwillen; also kann ich sie wohl füglich unterlassen. Ich sage, kein vernünftiger Mensch wird so denken können, wo er nicht durch die schon eingeführte Religion dazu verleitet wird. Der Verfasser muß sich aber erinnern, daß er nicht erklären will, wie abergläubige Religionen der Sittlichkeit schädlich werden können; sondern wie der Mensch vermöge seiner Natur auf solchen Aberglauben gerathen könne, der der Sittlichkeit schädlich ist. In dieser Absicht kann ihn der Eifer, seines Gottes Gnade zu erlangen, wohl dahin bringen, daß er die Uebungen allen andern vorzieht, die unmittelbarer auf seinen Gott Beziehung haben; so lange er aber seinen Gott noch für ein gerechtes und tugendliebendes Wesen hält, kann er die Tugend auch nicht gering schätzen.

Die Ursach solcher Unterlassung liegt vielmehr, wie schon vorher erinnert worden, darin; daß solche Pflichten seinen herrschenden Neigungen zu sehr zuwider sind, und ihnen zu viel Lieblinge aufgeopfert werden müssen; auf der andern Seite aber der Aberglauben, der Diener verderbter Leidenschaften, geschäftig ist, Versöhnungen oder leichtere Ersetzungsmittel solcher Pflich-

ten

Daher kömmts, daß man in manchen Fällen gefunden hat, daß die grösseſten Verbrechen mit einer abergläubigen Frömmigkeit und Andacht bestehen können: darum hat man es mit Recht für unsicher gehalten, aus dem Eifer und der Genauigkeit der gottesdienstlichen Uebungen eines Menschen, eine gewisse Folgerung zum Vortheil seiner Sittlichkeit zu machen, auch dann, wann er sie selbst für aufrichtig hält. Ja, man hat angemerkt, daß die abscheulichsten und schwärzesten Thaten vielmehr abergläubige Schrecken hervorzubringen, und die religiöse Hitze zu vermehren im Stande gewesen sind. Als Bomilkar eine heimliche Verschwörung gemacht hatte, den ganzen Rath von Karthago auf einmal zu ermorden, und die Freyheit seines Vaterlandes zu unterdrucken, so verlohr er die bequeme Gelegenheit dazu, weil er beständig auf Vorbedeutungen und Weissagungen aufmerksam war. Diejenigen, welche die strafbarsten und gefährlichsten Dinge unternehmen, sind gemeiniglich am meisten abergläubig; wie ein alter Geschichtschreiber bey dieser Gelegenheit anmerkt. d) Ihre Andacht und ihr feuriger Glaube nimt mit ihrer Furcht zugleich zu. Katilina begnügte sich nicht an den ein-

ten ausfündig zu machen, welche der Gottheit an ihrer Stelle gegeben werden; und alles äusserliche Ansehen grösserer Beschwerlichkeit haben, auch wohl eine Art der Büssung dafür seyn können; dem verderbten Herzen selbst aber lange so viel nicht kosten, als die genaue und reine Erfüllung solcher Pflichten selbst.

d) Diod. Sik. B. 20.

eingeführten Gottheiten, und den angenommenen Gebräuchen seiner National-Religion: Seine ängstliche Besorgnisse trieben ihn an, neue Erfindungen dieser Art aufzusuchen; e) die er sich zweifelsohne nie im Traum würde haben einfallen lassen, wenn er ein guter Bürger, und den Gesetzen seines Vaterlandes gehorsam geblieben wäre.

Hierzu können wir noch setzen, daß auch nach Begehung der Verbrechen, Gewissensbisse und geheime Schrecken entstehen, die der Seele keine Ruhe lassen, sondern machen, daß sie zu gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien, als zu Aussöhnungsmitteln ihrer Beleidigungen ihre Zuflucht nimt. Was nur den innern Bau der Seele erschüttert oder verwirrt, das befördert den Wachsthum des Aberglaubens; und nichts gereicht mehr zu seiner Zerstörung als eine männliche, standhafte Tugend, die uns entweder vor unglücklichen und melancholischen Zufällen bewahrt, oder uns lehrt sie zu ertragen. So lange solcher sanfter Sonnenschein das Gemüth erhellet, erscheinen diese Gespenster falscher Gottheit niemals. So lange wir uns gegentheils den natürlichen und ungelehrigen Eingebungen unsers furchtsamen und ängstlichen Herzens überlassen, so macht der Schrecken, womit wir beunruhiget werden, daß wir dem höchsten Wesen allerley Art der Barbarey, und nach den Methoden, die wir ergreifen, es zu besänftigen, allerley Art des Eigensinns zuschreiben. Barbarisches

e) *Cic. Catil.* 1. *Sallust. de bello Catil.*

sches Wesen und Eigensinn; diese Eigenschaften können wir insgemein als den herrschenden Charakter der Gottheit, in den National-Religionen gewahr werden, wenn sie gleich dem Namen nach verdeckt sind. Auch Priester hat man oft bereit gefunden, solche verkehrte Begriffe der Menschen zu unterhalten und zu nähren, anstatt daß sie sie hätten verbessern sollen. Je furchtbarer die Gottheit vorgestellet wird, desto zahmer und demüthiger werden die Menschen gegen ihre Diener: und je weniger sich die Mittel ihm wohlgefällig zu seyn, erklären lassen, die er fordert, desto nothwendiger wird es, unsere natürliche Vernunft fahren zu lassen, und sich ihrer geistlichen Führung und Regierung zu überlassen. Und also kann man zugestehn, daß die Kunstgriffe der Menschen unsere natürliche Schwachheiten und Thorheiten in dieser Art zwar vermehren, aber nicht ursprünglich erzeugen. Sie schlagen ihre Wurzel tiefer in der Seele, und entspringen aus den wesentlichen und allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur. (Oo).

§. 15.

(Oo) Der Verfasser spricht nicht genug mit sich selbst übereinstimmend. Furcht und Zweifel wegen künftiger unbekannter Schicksale kann wohl eine Art des Gottesdienstes gegen eingebildete Wesen hervorbringen, von denen wir solche Schicksale abhängig glauben. Aber Schrecken und Gewissensangst wegen begangener Verbrechen kann uns nicht zum Dienst solcher Wesen antreiben, deren Gerechtigkeit wir nicht kennen, nicht

§. 15.

Ob nun gleich der Unverstand barbarischer und ununterrichteter Menschen so groß ist, daß sie

wissen ob sie über die Gesetze der Ordnung unverbrüchlich halten oder nicht; oder von denen vielmehr das Gegentheil bekannt ist; die man selbst als ungerecht, grausam, unmäßig, treulos erkennt; wie es jeder Art der Heyden von ihren Göttern ausgemacht war. Wie diese aus Angst wegen ihrer Verbrechen sich haben Mühe geben können, Götter, die selbst abscheuliche Verbrecher waren, mit sich auszusöhnen, das ist schwer zu begreifen. Will man sagen: Ja die Heyden, welche solche Götter glaubten, haben doch alle gewisse Arten von Aussöhnungsopfern für ihre Verbrechen gehabt. Das ist wahr: aber eben diese Aussöhnungsopfer können mit ihrem Glauben von der Natur der Götter nicht bestehn; und dieser Widerspruch sollte einen Vernünftigen auf die Frage bringen; ob solche Opfer nicht der heydnischen Religion ausserwesentlich waren, und einen andern Ursprung hatte; der sich theils auf die moralische Empfindung der Menschen von der Sittlichkeit und Strafbarkeit ihrer Handlungen gründete; theils als ein Ueberbleibsel von einem ältern Gottesdienste, wo ein gerechter und heiliger Gott angebetet worden, angesehen werden müsse. Denn wo keine gerechte und heilige Gottheit verehrt wird, da sind Aussöhnungsmittel lächerlich; und es aus der Natur des Menschen nicht begreiflich, wie er darauf verfallen sollte. Ueberhaupt ist der Gottesdienst durch Opfer, da man zur Ehre oder zum Vergnügen der Gottheit etwas verbrennt, das sie nicht geniessen kann, so sonderbar, daß es wohl werth gewesen wäre, hier von dem Verfasser aus der Natur des Menschen erklärt zu werden, wo er nicht etwa vorausgesehn hat, daß es ihm mit der Auflösung schlecht gelingen würde.

sie in den bekanntesten Werken der Natur, die sie am gewöhnlichsten umgeben den höchsten Urheber nicht gewahr werden; so scheint es doch kaum möglich zu seyn, daß ein Mensch von gesundem Verstande diese Idee verwerfen sollte, wenn sie ihm einmal vorgelegt worden ist. In jedem Dinge ist ein Vorsatz, eine Absicht, ein Zweck augenscheinlich; und wenn unsere Vorstellungskraft so sehr erweitert wird, daß sie den ersten Ursprung dieses sichtbaren Systems anschauen kann, so müssen wir den Begriff von einem verständigen Urheber oder einer verständigen Ursache, mit der stärksten Ueberzeugung annehmen. Nächstdem führen uns die einförmigen Grundgesetze, welche den ganzen Bau der Welt regieren, wo nicht nothwendig, doch natürlich, auf den Begriff der Einheit und Untheilbarkeit dieser verständigen Kraft, wo sich die Vorurtheile der Erziehung nicht einer so vernünftigen Theorie widersetzen. Ja auch allenthalben, wo sich Widersprüche der Natur zeigen, dienen sie zu Beweisen eines übereinstimmigen Plans, und bestätigen den einfachen Zweck oder Plan, wenn er auch gleich nicht erklärt oder begriffen werden kann.

Gutes und Böses ist durchgehends vermischt und untereinander gemenget; Glückseligkeit und Elend, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster. Nichts ist rein und ganz aus einem Stück. Alle Vortheile sind mit Beschwerlich-

keiten begleitet. In allen Ständen des Wesens und Dasens herrscht ein allgemeines Gleichgewicht. (compensation) Und es ist kaum möglich, daß wir uns durch die schwärmerischten Wünsche den Begriff von einer Stellung oder einem Zustande machen könnten, der nach allen seinen Theilen verlangenswürdig wäre. Die Züge menschliches Lebens sind, wie die Poeten dichten, allezeit aus den Gefässen beyder Hände des Jupiters untereinander gemischt: oder wird ja ein ganz reiner Becher dargereicht, so ist er doch bloß, wie eben die Dichter sagen, aus dem Gefässe in der linken Hand eingeschenkt.

Je vortreflicher ein Gut ist, davon uns etwas zu kosten gegeben wird, desto schärfer ist das Uebel, womit es versetzt ist; und von diesem einförmigen Gesetz der Natur findet man wenige Ausnahmen. Der feurigste Witz gränzet an Tollheit; die höchsten Wallungen der Freude bringen die tiefste Melancholie hervor; die entzückendesten Vergnügungen sind von der grausamsten Ermüdung und Eckel begleitet; auf die schmeichelhaftesten Hofnungen erfolgen die härtesten Schmerzen, daß sie fehlgeschlagen sind. Und überhaupt ist kein Lebenslauf so sicher, (denn vom Glück muß man sich nicht träumen lassen,) als der mäßige und der Mittelstand, der so viel als möglich, ein Mittelmaaß und eine Art von Unempfindlichkeit in allen Dingen behauptet.

So

So wie das gute, das grosse, das erhabene, das entzückende in den ächten Grundsätzen des Deismus vorzüglich angetroffen wird; so kann man nach der Analogie der Natur erwarten, daß das geringe, das ungereimte, das niederträchtige, das erschreckliche gleichfals in den erdichteten und chimerischen Religionen gefunden werden wird.

Da die allgemeine Neigung an eine unsichtbare und verständige Macht zu glauben, wo nicht ein ursprünglicher Instinkt, doch wenigstens ein durchgängiger Begleiter der menschlichen Natur ist, so kann sie als eine Art von Zeichen oder Gepräge angesehen werden, welches der göttliche Werkmeister auf seine Werke gesetzt hat; und nichts kann gewiß den Menschen verehrungswürdiger machen, als daß er auf solche Weise von allen andern Theilen der Schöpfung auserkohren sey, und das Bild oder den Eindruck des allgemeinen Schöpfers an sich trage. Man betrachte aber dieses Bild, wie es in den gemeinen Religionen der Welt gewöhnlich erscheint. Wie verstellt ist die Gottheit in unsern Vorstellungen von ihr! Was für Eigensinn, Ungereimtheit und Unsittlichkeit wird ihr beygelegt! Wie sehr wird sie auch unter solchen Charakter herabgesetzt, welchen wir im gemeinen Leben einem verständigen und tugendhaften Menschen natürlicher Weise zuschreiben sollten!

Was für ein erhabenes Vorrecht ist es für die menschliche Vernunft, die Erkenntniß des höchsten Wesens erreichen, und aus den sichtbaren Werken der Natur, einen so erhabenen Grundsatz von ihrem höchsten Schöpfer, folgern zu können? Aber man wende mal die Münze um. Man überschaue die meisten Völker und Jahrhunderte. Man untersuche die Religionsgrundsätze, die wirklich in der Welt geherrscht haben: So wird man sich kaum bereden, daß sie etwas anders als Träume kranker Menschen sind; oder vielleicht siehet man sie mehr für spielhafte Grillen von Affen in menschlicher Gestalt, als für ernsthafte, gewisse und dogmatische Behauptungen eines Wesens an, das sich mit dem Namen eines vernünftigen Wesens beehrt.

Man höre die mündlichen Versicherungen aller Menschen an: Von nichts sind sie so gewiß als von den Lehrsätzen ihrer Religion. Man untersuche ihr Leben: so wird man kaum denken können, daß sie das geringste Vertrauen darauf setzen.

Der grössește und wahreste Eifer giebt uns keine Sicherheit gegen die Heucheley: die offenbarste Gottlosigkeit ist mit geheimer Furcht und Zerknirschung verbunden.

Keine theologische Ungereimtheit ist so hellglänzend, die nicht zuweilen von Leuten von dem grössesten und geübtesten Verstande für

wahr

wahr gehalten worden wäre. Keine Vorschriften einer Religion sind so strenge, die nicht von den wollüstigsten und ruchlosesten Menschen wären angenommen worden.

Unwissenheit ist die Mutter der Andacht: Ein Satz, der zum Sprichwort geworden, und durch allgemeine Erfahrung bestätiget wird. Man sehe sich nach einem Volke um, das ganz und gar keine Religion habe: Findet man es ja überall noch, so kan man versichert seyn, daß es nur wenige Grade vom Viehe entfernt sey.

Was ist so rein, als manche Sittenlehren, die in manchen theologischen Systemen enthalten sind? Was ist so verderbt, als manche Ausübungen, die diese Lehrgebäude veranlassen?

Die tröstlichen Aussichten, die uns der Glaube einer Zukunft eröfnet, sind erfreulich und entzückend. Wie bald aber verschwinden sie bey dem Anblick ihrer Schrecknisse, die in der menschlichen Seele einen festern und dauerhaftern Besitz fassen?

Das Ganze ist ein Räzel, ein Aenigma, ein unauflößliches Geheimniß. Zweifel, Ungewißheit, Unschlüßigkeit des Urtheils scheinet der einzige Erfolg unseres genauesten Forschens über diese Materie zu seyn. Aber so groß ist das Unvermögen der menschlichen Vernunft, und so stark die unwiderstehliche Seuche der Meynung,

nung, daß auch dieser entschlossene Zweifel kaum unterstützt werden könnte; wenn wir nicht unsern Blick erweiterten, und eine Art des Aberglaubens der andern entgegensetzten, und sie mit einander in Streit brächten; indeß daß wir selbst während ihrer Wut und Heftigkeit, glücklich davon kommen, und in die ruhige, obgleich dunkle, Gegenden der Philosophie entweichen. (Pp)

(Pp) So endiget der Verfasser seinen Beweis, daß die Abgötterey die ursprüngliche Religion der Menschen sey, und sein Hang zur Zweifelsucht läßt ihn seiner Hauptsache vergessen, um seinen Lesern mit einem gewissen feyerlichen Pomp eben die Gemüthsart zu empfehlen. Ist es nicht Schade, daß ein Mann von so schätzenswürdigen Talenten sie blos dazu anwendet, sich und seine Mitbürger in immerwährende Unruhe zu stürzen, blos um sie, wie er sagt, einer andern Unruhe und andern Zweifeln zu entreissen, deren Uebergewicht er noch nicht erwiesen hat? Denn sind wohl die dunkeln Gegenden der Philosophie etwas anders, als ein System, das voller Ungewißheit, Zweifel und Räzel ist, so gut als die Religionen, denen er sie vorzieht, und vielleicht noch schlimmer? Muß er nicht nach seinen eigenen Sätzen eben so viel Geheimniß und Unbegreiflichkeit darin antreffen, wenn er aufrichtig seyn will? Und ist es also nicht besser, ruhiger und zuträglicher, ja der Natur des Menschen in aller Absicht gemässer, sich dahin zu wenden, wo die gröste Wahrscheinlichkeit und der wahrscheinlichste und edelste Vortheil und nicht der mindeste Schade ist, wenn man auch gleich irren sollte; als immer auf der Wage des Zweifels hin und her zu wanken, bald zu preisen und bald zu lästern, so wie nur ein Schein oder Eigensinn hinreißt, und am Ende weder Wahrheit noch Tugend gewiß zu besitzen? Das mag

mag die Vernunft, die uneingenommene Vernunft des Verfassers entscheiden.

Ich begnüge mich anjetzt, diesen Sen noch mit einigen mir nöthig geschienenen Anmerkungen zu beschliessen.

Die Wahrheit von einem einzigen höchsten Wesen ist der Vernunft weder so leicht zu erfinden, noch zu begreifen, als der Verfasser vorgiebt. Die Erfahrung aller Nationen und Zeiten bestätiget es, daß fast alle Philosophen zwey Principia angenommen haben, um den Ursprung der widerwärtigen Begebenheiten der Welt zu erklären. Der gute und böse Gott der alten Magier, das Fatum der Stoiker, die ewige Materie, die geläugnete Vorsehung anderer sind davon Zeugen. Je mehr auch der Mensch die Veränderungen der Welt, und insbesondere die nicht zu erklärende Widerwärtigkeit und den abgebrochenen Plan des menschlichen Lebens betrachtet hat, desto weniger hat er es ohne Unterricht begreiflich finden können, daß alles von einem Urheber herrühre. Hat er aber Unterricht darin empfangen, wer hat denselben gegeben, daß seine Zweifel hinlänglich gelöset sind? Der Verfasser befrage doch seine dunkle Philosophie, ob sie ihm hierin Beruhigung giebt? Oder ob nicht vielmehr seine Ueberzeugung von solchen Eindrücken herrührt, die er vielleicht Vorurtheile der Erziehung nennen wird. Ueberhaupt glaube ich, daß es bewiesen werden könne, daß die Vernunft so lange ein unthätiges Werkzeug bleiben müsse, so lange ihr der Unterricht nicht zu Hülfe kömt, der ihr erst Materie zur Untersuchung und Bearbeitung darlegt; oder ihr erst Wahrheiten giebt, die sie vergleichen und übereinstimmig finden, und aus der Vergleichung neue herleiten kann. So wie der Körper der sich bewegen soll, den ersten Stoß erhalten muß, wenn er nicht immer unbeweglich liegen bleiben soll.

Von der mannigfaltigen Mischung des Guten und Bösen giebt uns die Religion allein befriedigende Auflösungen, nur muß man die Religion selbst mit denen

verschiedenen daraus erbauten menschlichen Systemen nicht verwechseln. Und überdem ist die Beschreibung solcher Vermischung mehr rednerisch und poetisch als richtig. Quisquis fortunae suae faber ist auch ein Sprichwort, das die Erfahrung fast durchgehends bestätiget. Wenn wir den Misbrauch der Güter, der Vergnügungen, der Talente, abziehen, so bleibt wenig Böses übrig, das der Urheber der Natur selbst unter das Böse gemischt hat. Das Gute ist da; und die Vernunft dem Menschen gegeben, wie er es nutzen soll.

Der allgemeine Hang der Menschen an eine unsichtbare, verständige Macht zu glauben, zeiget freylich, wie der Verfasser hier selbst zugestehn muß, etwas mehreres, als eine dumme und unwissende Furcht wegen zukünftiger Begebenheiten an; es ist eine Spur von dem ersten Unterricht und der deutlichen Offenbarung des höchsten Wesens an den Menschen. Ist dieser Eindruck, dieses Bild GOttes in dem Menschen verdunkelt und verstellt worden, so haben wir eine Wahrscheinlichkeit, solchen Unterricht von ihm zu haben und zu erwarten, der uns immer wieder auf die wahren und richtigen Kennzeichen seiner Gottheit zurückführe.

Wenn ich die abgeschmackten und vernunftlosen Begriffe der meisten Völker von GOtt betrachte; wenn ich die wenige Uebereinstimmung des Glaubens und Wandels der Menschen gewahr werde; wenn ich sehe, daß sie bey dem grösten gottesdienstlichen Eifer doch manche Lieblingsfehler verheelen; daß die grösten Köpfe oft theologische Ungereimtheiten annehmen, und die liederlichsten Leute die heiligsten Gesetze verehren können; daß Unwissenheit oft die Mutter der Frömmigkeit sey, und die reinsten Sittenlehrer oft gegen ihr System leben. Und auf der andern Seite das erhabene Vorrecht fühle, ein höchstes Wesen zu erkennen, und die Gewisheit seiner Erkenntniß und seines Dienstes schätzbar finde; und auch bey den ruchlosesten

sten Empfindungen seines Eindrucks gewahr werde; und den geringen Grad der Menschlichkeit bey ununterrichteten Völkern mit Bestürzung erfahre; und eine erfreuliche oder traurige Zukunft auch nur mit Wahrscheinlichkeit erwarte: so demüthige ich mich mit Dank, Anbetung und Flehen vor meinem GOtt, und bitte ihn um Unterricht, um Licht aus diesem Labyrinthe herauszufinden; und hoffe, daß er mir nicht umsonst das herrliche Geschenk der Vernunft wird verliehen haben; und glaube, daß er wohl selbst mein Lehrmeister seyn könne; und nehme es mit Dank an, wenn man es mir wahrscheinlich macht, daß er es sey; und beuge mich unter diesen Unterricht; und suche mich vor den Abweichungen des Verstandes und Willens zu hüten, die ich an andern erblicke; folge ihren erhabenen Lehren und nicht ihren widersprechenden Sitten; reinige meine Frömmigkeit von Unwissenheit so viel ich kann, und beklage das Schicksal der Menschen, die dem Viehe verwandt sind; und halte die Zukunft meines Schicksals für allzuwichtig, als daß ich nicht auch in zweifelhaften Fällen lieber das sicherste und vortheilhafteste wählen sollte.

Soviel habe ich zu dieser Abhandlung des Verfassers anzumerken für nöthig erachtet; ich habe mich nur an die Hauptsachen gehalten, die entweder zu seinem Beweise dienen sollten, oder einer Misdeutung fähig zu seyn schienen. Vieles aber habe ich als weniger wichtig ohne Erinnerung vorbeygelassen, weil sonst die Anmerkungen den Text überstiegen hätten. Aus eben der Ursach habe ich die Richtigkeit seiner angeführten Beyspiele nicht jedesmal prüfen können, sondern sie mit dem Verfasser angenommen, und nur entweder die daraus gezogene Folgerung bestritten, oder gezeigt, daß eine entgegengesetzte Folgerung daraus statt finde. Wie ich denn noch immer der Meynung bin, daß viele von seinen Sätzen zu einem höchst wahrscheinlichen Beweis gebraucht werden können, daß GOtt dem Menschen selbst

selbst ursprünglich Unterricht in der Religion gegeben habe, welche Ausführung ich von geübtern Federn, als die meinige ist, mit Freuden annehmen würde.

Darf ich noch von dem Ganzen, das der Verfasser hier geliefert hat, mein Urtheil fällen; so ist es wohl nicht zu läugnen, daß der Verfasser viel wahre, scharfsinnige Anmerkungen eingestreuet hat, die zum Theil weiteres Nachdenken verdienen. Das Ganze aber ist oft unzusammenhängend; man siehet oft nicht, wie der Verfasser von einem auf das andere kömmt; der Ausschweifungen sind zu viel, und scheinen oft in anderer Absicht gemacht zu seyn, um den Leser zu verwirren, und über andere Wahrheiten oder Lehrsätze von ferne eine Zweifelsucht zu erregen; und endlich so ist der Verfasser reich an blendenden Trugschlüssen, da er sich entweder selbst durch das witzige, neue oder sonderbare hinreissen lässet, oder gar die Leser zu blenden sucht, daß sie die Fehler in seinem Beweise, und die Verwechselung ganz verschiedener Dinge nicht gewahr werden sollen.

Zweyte

Zweyte Abhandlung.

Von den Leidenschaften.

Erste Abtheilung.

1.

Einige Gegenstände bringen, vermöge der ursprünglichen Struktur unserer Organen, eine angenehme Empfindung unmittelbar hervor, und werden deshalb Gut genennet; und andere haben von ihrer unmittelbaren unangenehmen Empfindung, den Namen Uebel. So ist die mässige Wärme angenehm und gut; grosse Hitze unangenehm und übel.

Einige Gegenstände erregen ferner eine angenehme oder unangenehme Empfindung, weil sie ihrer Natur nach einem Affekte gemäß oder zuwider sind; und werden daher gut oder böse genennet. Die Bestrafung eines Feindes ist gut, weil sie die Rache befriediget; die Krankheit eines Gesellschafters ist böse, weil sie die Freundschaft beunruhiget.

2. Alles Gute oder Böse, woher es immer entstehen mag, bringt nach dem Lichte,

wor-

worin es erblickt wird, verschiedene Leidenschaften und Gemüthsbewegungen hervor.

Wenn das Gute gewiß oder sehr wahrscheinlich ist, verursacht es Freude: Wenn das Uebel eben so beschaffen ist, entstehet daraus Schmerz oder Bekümmerniß.

Wenn weder das Gute noch das Uebel gewiß ist, so entstehet Furcht oder Hofnung, nach den Graden der Ungewißheit auf einer oder der andern Seite.

Das Verlangen entstehet von dem Guten an sich betrachtet; und der Abscheu auf gleiche Weise vom Uebel. Der Wille wird geschäftig, wenn entweder die Gegenwart des Guten oder die Abwesenheit des Uebels durch eine Handlung der Seele oder des Körpers erhalten werden kann. (A)

3. Keiner von diesen Affekten scheinet etwas sonderbares oder merkwürdiges zu enthalten, ausgenommen Furcht und Hofnung, welche aus der Wahrscheinlichkeit eines Guts oder Uebels entspringen, und also gemischte Affekten sind, die unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Wahrscheinlichkeit entstehet aus einem Gegensatz widerwärtiger Zufälle oder Ursachen, wo-

(A) Wenn man diese Erklärungen auch für richtig halten wollte, würden sie uns doch eben keine neue Aussichten in die Natur der Leidenschaften geben. Wir haben bey unsern deutschen Philosophen richtigere und weit fruchtbarere Erklärungen, die mehr Stoff zur Untersuchung und zum Nachdenken darbieten.

wodurch die Seele abgehalten wird, sich fest auf eine Seite zu wenden; sondern unaufhörlich von einem zu dem andern geworfen wird, und in einem Augenblick bestimmt wird, einen Gegenstand als wirklich, in einem andern Augenblick aber just das Gegentheil anzunehmen. Die Einbildungskraft oder der Verstand, man nenne es wie man wolle, schwebt zwischen entgegenstehenden Aussichten; und wenn er sich vielleicht schon öfter auf die eine als auf die andere Seite lenken mag, so ist es ihm doch aus dem Grunde des Gegensatzes der Zufälle oder Ursachen unmöglich, auf einer von beyden zu beharren. Das *Pro* und *Contra* der Frage hat wechselsweise die Oberhand, und die Seele, welche die Gegenstände in ihren entgegenstehenden Ursachen erblickt, findet einen solchen Widerspruch, der alle Gewißheit oder feste Meynung gänzlich vernichtet. (B)

Gesetzt

(B) Das ist nicht Wahrscheinlichkeit, sondern Zweifelmuth. Es kann aber nach den mannigfaltigen Aussichten der Menschen die Wahrscheinlichkeit aufhören, und Zweifel und Ungewißheit an deren Stelle treten; und hinwiederum aus Ungewißheit, Wahrscheinlichkeit entstehen; wenn die Gründe auf der einen Seite wieder überwiegend werden. Wahrscheinlichkeit aber macht die Seele niemals wanken, sondern giebt ihr immer auf einer Seite das Gewicht; und solch Gewicht, das sie zur Thätigkeit bestimmt, und das entgegenstehende meist ganz aus den Augen setzt. Und so kann die Wahrscheinlichkeit durch eine Reihe einseitiger Gründe bis zur Gewißheit hinansteigen.

Gesetzt also, der Gegenstand, worüber wir zweifelhaft sind, bringt entweder Verlangen oder Abscheu hervor; so ist es klar, daß die Seele einen augenblicklichen Eindruck der Freude oder des Verdrusses fühlen muß, je nachdem sie sich auf die eine oder auf die andere Seite hinwendet. Ein Gegenstand, dessen Daseyn wir verlangen, macht uns Vergnügen, wenn wir an die Ursachen denken, die ihn hervorbringen; und um eben der Ursach willen erweckt er Schmerz oder Verdruß aus der entgegengesetzten Betrachtung. So wie also der Verstand bey wahrscheinlichen Fragen, zwischen entgegenstehenden Gesichtspunkten getheilt ist, so muß auch das Herz gleichfals zwischen entgegenstehenden Bewegungen getheilt seyn.

Wenn wir nun die menschliche Seele betrachten, so müssen wir merken, daß sie in Absicht der Affekten keinem blasenden Instrument der Musik ähnlich ist, welches über alle Noten fortläuft, und sogleich den Schall verliehrt, als das Einblasen aufhört; sondern daß sie vielmehr mit einem Säiten-Instrumente Aehnlichkeit hat, wo die Zitterungen nach jeder Berühung noch einigen Klang behalten, der sich unvermerkt und nach und nach verliehrt. Die Einbildungskraft ist ungemein hurtig und lebhaft; die Affekten aber sind in Vergleichung mit ihr, langsam und hartnäckig: Wenn nun ein Gegenstand vorhanden ist, welcher jener eine Mannigfaltigkeit von Aussichten, und diesen

eine

eine Mannigfaltigkeit von Bewegungen verursacht; so kann zwar die Fantasie ihre Aussichten mit grosser Geschwindigkeit verändern; aber jeder Strich wird aus diesem Grunde keine klare und deutliche Note des Affekts hervorbringen, sondern ein Affekt wird allezeit mit dem andern vermischt und vermenget seyn. So wie sich die Wahrscheinlichkeit zum Guten oder zum Uebel hinneigt, so hat auch der Affekt des Verdrusses oder der Freude in der Mischung die Oberhand; und diese Affekten, die immer wieder mit entgegengesetzten Aussichten der Einbildungskraft untermischt werden; bringen die Vereinigung beyder Affekten von Furcht und Hofnung hervor. (C).

4. Da diese Theorie ihre eigne Klarheit mit sich zu führen scheint, so werden wir uns in unsern Beweisen kürzer fassen.

Die Affekten der Furcht und Hofnung können entstehen, wenn die Zufälle an beyden Seiten gleich sind, und kein Uebergewicht des einen vor dem andern entdeckt werden kann. Ja in diesem Zustande sind die Affekten vielmehr am stärksten, da die Seele alsdann den geringsten Grund hat darauf zu beharren, und von der gröss=

(C) Der Verfasser beschreibt hier mehr den Zweifelmuth, welcher eine Abwechselung der Furcht und Hofnung ist, als diese Affekten selbst. Furcht und Hofnung sind zwar immer mit einander verbunden; eine jede aber für und an sich ist, so bald der Zweifelmuth geendiget ist, überwiegend. Nach dem Zweifel fürchtet man entweder das ärgste, oder hoffet das beste.

größten Ungewißheit herumgetrieben wird. Man halte ihr einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit auf Seiten des Verdrusses vor, so wird man sehen, daß sich dieser Affekt gleich über die ganze Mischung verbreitet, und sie in Furcht verwandelt. Man vermehre die Wahrscheinlichkeit, und folglich den Verdruß; so gewinnt die Furcht noch immer mehr und mehr Stärke, bis sie sich endlich, so wie die Freude immerzu abnimmt, unvermerkt in lauter Verdruß endiget. Hat man die Seele nun dahin gebracht, so verminderе man den Verdruß durch eine entgegengesetzte Operation, als man ihn vermehret hat, nemlich so, daß man die Wahrscheinlichkeit auf der melancholischen Seite geringer mache; so wird man sehen, daß sich der Affekt alle Augenblicke mehr aufkläret, bis er sich unvermerkt in Hofnung verändert; welche wiederum langsam und stuffenweise in Freude verkehret wird; nachdem man diesen Theil der Mischung durch die Vermehrung der Wahrscheinlichkeit, auch vermehrt. Sind das nicht eben so deutliche Beweise, daß die Affekten der Furcht und Hofnung, Mischungen von Freude und Verdruß sind, so wie es ein Beweis in der Optik ist, daß ein gefärbter Sonnenstrahl, der durch ein Prisma fällt, aus zween andern zusammengesetzt sey, wenn man findet, daß einer von beyden nach dem Maasse, mehr oder weniger in der Zusammensetzung die Oberhand habe, je nachdem man die Quantität des einen oder des andern vermehrt oder vermindert?

Die

Die Wahrscheinlichkeit ist von zweyerley Art; entweder wenn der Gegenstand selbst ungewiß ist, und durch ein Ohngefähr bestimmt werden muß; oder, wenn zwar der Gegenstand bereits gewiß ist, aber doch für unser Urtheil ungewiß ist, welches auf beyden Seiten der Frage eine Menge Beweise oder Vermuthungen antrifft Beyde Arten der Wahrscheinlichkeit erregen Furcht und Hofnung; welche aus der Eigenschaft herrühren müssen, worin sie beyde übereinstimmen; nemlich aus der Ungewisheit und Zweifelhaftigkeit, die sie dem Affekt aus der Widerwärtigkeit ihrer Aussichten, die beyden gemein ist, mittheilet. (D)

5. Es ist ein wahrscheinliches Gut oder Uebel, das gemeiniglich Furcht oder Hofnung verursacht; weil die Wahrscheinlichkeit, eine unbeständige und wankende Aussicht auf einen Gegenstand hervorbringt; und natürlicher Weise eine gleiche Mischung und Ungewißheit des Affekts veranlassen muß. Wir können aber bemerken; daß die Affekten der Furcht und Hofnung auch da entstehen können, wo keine Wahrscheinlichkeit ist, wenn diese Mischung durch an-

(D) Die erste Art der Wahrscheinlichkeit ist wohl dem Vernünftigen ein Unding; alle Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Zweifelmüthigkeit, (denn beydes hält der Verfasser für eins;) entstehet aus der Ungewißheit unsers Urtheils unter einer Menge widerwärtiger Gründe, darin es kein Uebergewicht entdeckt; so bald dieses entdeckt ist, ist auch die Wahrscheinlichkeit da; obgleich alle Ungewißheit dadurch nicht wegfällt; sondern in ratione minoris inaequalitatis vorhanden bleibt.

anderweitige Ursachen hervorgebracht werden kann.

Ein Uebel, das man sich blos als möglich vorstellt, erweckt manchmal Furcht; zumal wenn das Uebel sehr groß ist. Ein Mensch kann nicht ohne Zittern an grosse Schmerzen und Quaalen denken; wenn er auch nicht im geringsten in Gefahr steht, dieselben zu erleiden. Die geringe Wahrscheinlichkeit wird durch die Grösse des Uebels ersetzt.

Ja auch unmögliche Uebel erwecken Furcht; so wie man an dem Rande eines Abgrundes zittert, ob man sich gleich in vollkommener Sicherheit weiß, und es in seiner Gewalt hat, weiter zu gehen oder nicht. Die unmittelbare Gegenwart des Uebels wirkt auf die Einbildungskraft, und bringt eine Art von Glauben hervor; wenn aber die Betrachtung unserer Sicherheit dagegen kömmt, so wird dieser Glaube gleich widerrufen, und er verursacht eben die Art des Affekts, als wenn entgegenstehende Affekten durch entgegengesetzte Zufälle hervorgebracht werden.

Uebel, die gewiß sind, haben manchmal eben die Wirkung als mögliche oder unmögliche. Ein Mensch, der in einem festen Gefängniß ist, und nicht die geringste Mittel zu entwischen hat, zittert bey der Vorstellung der Folter, wozu er verurtheilt ist. Das Uebel ist hier an sich selbst fest und gewiß; aber die Seele hat nicht den Muth sich fest darauf zu rich-

richten; und aus diesem Wankelmuth entspringet ein Affekt, der der Furcht ähnlich scheint. (E)

6. Es entstehet aber nicht nur Furcht und Hofnung, wo das Güte oder Uebel nach seinem Daseyn, sondern auch wo es nach seiner Gattung ungewiß ist. Wenn jemand Nachricht erhielte, daß einer von seinen Söhnen plötzlich erschlagen worden; so würde der Affekt, der durch diesen Zufall veranlaßt würde, sich nicht zur Traurigkeit setzen, bis er gewisse Nachricht eingezogen, welchen von seinen Söhnen er verlohren habe. Ob gleich jede Seite dieses Zufalls hier einerley Affekt hervorbringt; so kann sich doch der Affekt nicht setzen, sondern erhält von der Einbildungskraft, welche noch wankend ist, eine zitternde, unstäte Bewegung, die

(E) Furcht und Hofnung entstehen aus der Vorstellung zukünftiger Uebel; und diese Uebel müssen also immer wahrscheinlich seyn. Die Wahrscheinlichkeit aber kann so groß seyn, daß sie der Gewißheit nahe kömt; sie kann auch nur die Grade der Möglichkeit haben; und die Grade des Affekts bleiben in Proportion. Unmögliche Dinge aber, als unmöglich, betrachtet, können weder Furcht noch Hofnung erregen; als möglich gedacht aber wohl. Blos mögliche Dinge können den Affekt stark machen, wenn eine lebhafte Einbildungskraft uns in den Fall setzt, und alle Umstände des Erfolgs vormahlt; in dem Augenblick aber betrügt uns die Einbildungskraft; und macht uns den Fall sehr wahrscheinlich. Auf gleiche Art werden alle Beyspiele beweisen, daß nur wahrscheinliche Dinge nach dem Grade ihrer Wahrscheinlichkeit, Furcht und Hofnung verursachen.

der Mischung und dem Kampfe zwischen Freude und Traurigkeit ähnlich ist.

7. So haben alle Arten der Ungewißheit eine starke Verbindung mit der Furcht, wenn sie auch gleich durch entgegengesetzte Aussichten, die sie uns vorstellt, keine entgegenstehende Affekten hervorbringt. (F) Muß ich einen Freund in einer Krankheit verlassen, so werde ich seinetwegen mehr Aengstlichkeit empfinden, als wenn ich bey ihm gegenwärtig wäre; ob ich schon vielleicht nicht nur unfähig seyn kann, ihm zu helfen, sondern auch über den Ausgang seiner Krankheit zu urtheilen. Es giebt tausend kleine Umstände von seiner Beschaffenheit und Zustande, die ich zu wissen wünsche; und wenn ich sie wüßte, so würde die Ungewißheit und Zweifelmüthigkeit dadurch verhindert werden, die mit der Furcht so nahe verwandt ist. Horaz hat dieses Phänomenon angemerkt:

Ut assidens implumibus pullus avis
Serpentum allapsus timet;
Magis relictis; non, ut adsit, auxili
Latura plus praesentibus.

Eine Jungfrau gehet an ihrem Hochzeitabend voll Furcht und Besorgniß zu Bette, ob sie gleich nichts als Vergnügen erwartet. Die Verwirrung der Wünsche und Freuden, die Neuheit und Grösse der unbekannten Begebenheit, setzen die Seele in solche Verlegenheit, daß

(F) Ungewißheit ohne entgegengesetzte Aussichten ist ein Widerspruch.

daß sie nicht weiß, auf welches Bild oder auf welche Leidenschaft sie sich heften soll.

8. In Absicht der Mischung der Affekten können wir überhaupt anmerken, daß wenn entgegenstehende Affekten von solchen Gegenständen entspringen, die in gar keiner Verbindung mit einander sind, so nehmen sie wechselsweise Platz. Wenn zum Beyspiel ein Mensch über eine verlohrne Rechtssache betrübt ist, und sich zugleich über die Geburt eines Sohnes freuet, so fällt das Gemüth von der angenehmen auf die verdrießliche Sache; und so geschwind es auch diese Bewegung verrichten mag; so kann es doch kaum den einen Affekt durch den andern vermindern, und zwischen beyden in einem Stande der Gleichgültigkeit verbleiben.

Es erreicht diese ruhige Stellung viel leichter, wenn ein und eben derselbe Zufall von vermischter Natur ist, und in seinen verschiedenen Umständen etwas widriges und etwas glückliches enthält. Denn in diesem Falle vermischen sich beyde Affekten durch ihr Verhältniß mit einander, und zerstören sich oft wechelsweise, und lassen die Seele in einer vollkommenen Ruhe. (G)

Gesetzt aber, der Gegenstand ist nicht eine Mischung von Gutem und Bösem, sondern wird in gewissem Grade als wahrscheinlich oder unwahrscheinlich betrachtet; so werden in diesem

(G) Ja, wenn diese gegenseitige Zerstörung in einer genauen mathematischen Proportion geschieht.

sem Falle, die entgegenstehenden Affekten beyde auf einmal in der Seele gegenwärtig seyn, und anstatt sich einander zu mindern und das Gegengewicht zu halten, neben einander bestehen, und durch ihre Vereinigung einen dritten Eindruck oder Gemüthsbewegung hervorbringen, dergleichen Furcht oder Hofnung ist.

Den Einfluß des Verhältnisses der Ideen, (den wir hernach vollständiger erklären werden,) wird man hierin ganz deutlich gewahr. Sind die Gegenstände bey entgegengesetzten Affekten gänzlich verschieden; so sind die Affekten zweyen entgegenstehenden flüßigen Materien in verschiedenen Gefässen gleich, die keinen Einfluß auf einander haben. (H) Sind aber die Gegenstände genau verbunden, so sind die Affekten einem Alkali oder Acido gleich, das sich in der Vermischung einander zerstöret. Ist die Beziehung oder das Verhältniß unvollkommener, und bestehet es in widersprechenden Aussichten von einem und demselben Gegenstande, so sind die Affekten dem Oel und Eßig gleich, welches sich zwar vermischen lässet, aber niemals vollkommen vereiniget und einverleibet.

Die Wirkung von der Mischung der Affekten, wenn einer derselben überwiegend ist, und die übrigen unterdruckt, soll nachher erkläret werden.

Zwey-

(H) Nicht so merklich als in den andern Fällen.

Zweyte Abtheilung.

1. Ausser diesen oberwähnten Affekten, die aus einer ausdrücklichen Neigung zum Guten und Abscheu vom Uebel entspringen, giebt es noch andere von zusammengesetzterer Natur, die mehr als eine Aussicht oder Betrachtung in sich enthalten. So ist der Stolz eine gewisse Zufriedenheit in uns selbst über einen Besitz oder über eine Vollkommenheit, die wir geniessen: Auf der andern Seite ist die Demuth eine Unzufriedenheit mit uns selbst über gewisse Mängel oder Schwachheiten. (I)

Liebe oder Freundschaft ist ein Wohlgefallen an einem andern wegen seiner Vollkommenheiten oder Dienste; Haß ist das Gegentheil.

2. In diesen beyden Arten der Affekten ist der Gegenstand des Affekts von seiner Ursach offenbar zu unterscheiden. Der Gegenstand des Stolzes und der Demuth sind wir selbst: Die Ursach des Affekts ist im erstern ein gewisser Vorzug, in der letztern, gewisse Fehler. Der Gegenstand der Liebe und des Hasses ist eine gewisse andere Person: die Ursachen sind gleichfals entweder Vorzüge oder Fehler.

In Absicht aller dieser Affekten, sind es die Ursachen, welche den Affekt rege machen; der Gegenstand aber der, worauf die Seele ihren Blick richtet, wenn der Affekt erregt ist. Unsere Verdienste, zum Exempel, erwecken Stolz;

(I) Stolz und Demuth sind keine Affekten; sondern jener ein Laster, diese eine Tugend; die aber diese Zufriedenheit oder Unzufriedenheit zum Grunde haben.

und es ist dem Stolz wesentlich, unsern Blick auf uns selbst mit Zufriedenheit und Wohlgefallen zu richten.

Da nun die Ursachen dieser Affekten, sehr zahlreich und mannigfaltig sind, ob gleich der Gegenstand einförmig und einfach ist; so kann es unsere Neubegierde zu der Betrachtung erwecken, was das für ein Umstand ist, worin alle diese mannigfaltige Ursachen übereinstimmen; oder, mit andern Worten, welches die wahre und wirksame Ursach des Affekts ist. Wir wollen mit dem Stolz und der Demuth den Anfang machen.

3. Wenn wir die Ursachen dieser Affekten erklären wollen, so müssen wir auf gewisse Eigenschaften Acht haben, welche zwar auf jede Operation des Verstandes so wohl als der Affekten starken Einfluß haben, aber gemeiniglich von den Philosophen nicht sehr in Betrachtung gezogen werden. Die erste davon ist die Association der Ideen, oder diejenige Grundursach, vermöge welcher wir von einer Vorstellung zu einer andern leicht übergehen. So ungewiß und veränderlich unsere Gedanken auch immer seyn mögen, so sind sie doch in ihren Veränderungen nicht ganz ohne Regel und Methode. Sie gehen gemeiniglich ganz regelmäßig von einem Gegenstande zum andern über, der jenem ähnlich ist, oder ihm nahe, oder von ihm hervorgebracht ist. a) Wenn eine Idee der Einbildungskraft gegenwärtig ist, so folgt eine andere, welche durch solche Verhältnisse damit verknüpft ist, natür-

a) Man sehe die philosophischen Versuche Vers. 3.

natürlicher Weise darauf, und kömmt vermöge dieser Einführung weit leichter in die Seele.

Die zweyte Eigenschaft, die ich in der menschlichen Seele anmerken will, ist eine gleiche Association der Eindrücke oder der Bewegungen. Alle ähnliche Eindrücke sind mit einander verbunden; und es entstehet nicht so bald der eine, so folget das übrige ganz natürlich darauf. Verdruß und fehlgeschlagene Hofnung erzeuget Zorn, Zorn erzeuget Neid, der Neid Bosheit, und die Bosheit wiederum Verdruß. Ist aber unser Herz von Freude aufgeschwollen, so ergiesset es sich auf gleiche Weise ganz natürlich in Liebe, Grosmuth, Herzhaftigkeit, Stolz, und andere ähnliche Gemüthsbewegungen.

Zum dritten muß man von diesen beyden Arten der Association bemerken, daß sie einander gar sehr unterstützen und befördern, und der Uebergang von einem auf das andere leichter geschieht, wenn sie beyde auf einerley Gegenstand zusammentreffen. So ist ein Mensch, der durch eines andern Beleidigung in seinem Gemüth sehr beunruhiget und verwirret worden ist, gar geneigt, hundert Ursachen zum Hasse, zum Mißvergnügen, zur Ungeduld, Furcht und andern beschwerlichen Leidenschaften zu finden; zumal, wenn er diese Ursachen nahe bey der Person oder gar in derselben entdecken kann, welche der Gegenstand seiner ersten Gemüthsbewegung war. Diese Grundursachen, welche den Uebergang der Ideen befördern, kommen hier mit denen,

welche auf die Affekten wirken, zusammen; und vereinigen sich beyde in eine Wirkung, und geben der Seele einen doppelten Stoß.

Bey dieser Gelegenheit kann ich die Stelle eines zierlichen Schriftstellers anführen, der sich folgendermassen ausdruckt: b) „So wie der „Einbildungskraft jedes Ding gefällt, das „groß, neu oder schön ist, und desto vergnügter „ist, je mehr sie dergleichen Vollkommenheiten „in einem und eben demselben Gegenstande „antrift; so kann sie durch die Beyhülfe eines „andern Sinnes neues Vergnügen erlangen. „Auf diese Weise erweckt ein fortdaurender „Ton, als der Gesang der Vögel, oder der Fall „des Wassers, alle Augenblick das Gemüth „des Zuhörers, und macht ihn auf die verschie„denen Schönheiten der Gegend, die vor ihm „liegt, desto aufmerksamer. So wenn ein „Duft von Gerüchen oder lieblichen Räuch„werken entsteht, so erhöhet dies das Vergnü„gen der Einbildungskraft, und macht, daß „auch die Farben und das Grüne der Landschaft „angenehmer erscheinen; denn die Ideen von „beyden Sinnen empfehlen sich gleichsam ein„ander, und sind zusammen anmuthiger, als „wenn sie von einander abgesondert in die Seele „kommen: So wie die verschiedenen Farben ei„nes Gemähldes auf einander gesetzt sind, und „wenn sie wohl ausgetheilt sind, von ihrer Lage „und Stellung noch einen Zusatz von Schön„heit erhalten.„ In diesen Erscheinungen kön-

b) Addisons Zuschauer *Nro.* 412.

nen wir sowohl die Association beydes der Eindrücke und der Ideen bemerken; als auch den gegenseitigen Beystand, den sie sich einander ertheilen.

4. Mich dünkt, daß diese beyden Arten des Verhältnisses bey der Hervorbringung des Stolzes und der Demuth statt finden, und die wahren und wirkenden Ursachen dieser Affekten sind.

In Absicht des ersten Verhältnisses, nemlich des Verhältnisses der Ideen, kann kein Zweifel seyn. Worüber wir nur stolz sind, das muß uns auf gewisse Weise betreffen. Es ist immer unser Verstand, unsere Wissenschaft, Schönheit, Güter, Familie, deshalb wir uns hochschätzen. Unser Selbst also, welches der Gegenstand des Affekts ist, muß sich immer auf die Eigenschaft oder auf den Umstand beziehen, der den Affekt verursacht. Es muß eine Verbindung unter beyden seyn; ein leichter Uebergang der Einbildungskraft; oder eine leichte Fassung, wenn man von dem einen auf das andere kommen soll. Wo diese Verbindung fehlt; kann kein Gegenstand weder Stolz noch Demuth erregen; und je mehr man diese Verbindung schwächet, desto mehr schwächt man auch den Affekt.

5. Das einzige was hier zu untersuchen ist, ist dieses; ob ein gleiches Verhältniß der Eindrücke oder der Empfindungen statt findet, so oft man Stolz oder Demuth fühlt; ob der Umstand, der den Affekt verursacht, zuvor eine Empfindung

dung hervorbringt, die dem Affekt ähnlich ist; und ob es leichte ist, daß sich die eine in die andere verwandelt.

Das Gefühl oder die Empfindung des Stolzes ist angenehm; das Gefühl der Demuth, beschwerlich. Eine angenehme Empfindung ist also mit dem erstern, eine unangenehme mit der letztern im Verhältniß. Und wenn wir nach genauer Untersuchung finden, daß jeder Gegenstand, welcher Stolz erzeuget, zugleich noch ein besonderes Vergnügen erwecket; und jeder Gegenstand, der Demuth verursacht, gleichfals noch ein besonderes Mißvergnügen erwecket, so müssen wir alsdann gestehen, daß gegenwärtige Theorie vollkommen erwiesen und gewiß gemacht sey. Die doppelte Beziehung der Begriffe und Empfindungen wird für unstreitig erkannt werden.

6. Um bey dem persönlichen Verdienst und Mängeln anzufangen, welches die gewöhnlichsten Ursachen dieser Affekten sind; so würde es zu unserm gegenwärtigen Vorhaben gar nicht gehören, hier den Grund des moralischen Unterschiedes zu untersuchen. Es ist genug hier anzumerken, daß die vorhergehende Theorie vom Ursprung der Affekten nach jeder Hypothese vertheidiget werden kann. Das wahrscheinlichste System, das zur Erklärung des Unterschiedes zwischen Tugend und Laster behauptet worden ist, bestehet darin, daß gewisse Charaktere nach ihrem wahren Gesichtspunkt und Betrachtung, entweder vermöge einer ursprünglichen Einrich-

tung der Natur, oder vermöge eines Gefühls vom allgemeinen oder besondern Vortheil, Verdruß erwecken, andere hingegen auf gleiche Weise Vergnugen erregen. Der Verdruß und die Zufriedenheit, die in dem Zuschauer erzeuget werden, sind der Tugend und dem Laster wesentlich. Einen Charakter gut finden, ist eben so viel, als über seinen Anblick ein Vergnügen empfinden. Denselben mißbilligen, ist eben so viel, als einen Verdruß bey sich fühlen. Da also der Verdruß und das Vergnügen gewissermassen die ursprüngliche Quelle des Tadels und Lobes ist, so müssen sie auch von allen Wirkungen derselben die Ursachen seyn; und folglich auch die Ursachen des Stolzes und der Demuth, welche die unvermeidlichen Begleiter dieses Unterschiedes sind.

Gesetzt aber, diese Theorie der Sittlichkeit würde nicht angenommen, so bleibt es doch immer ausgemacht, daß Verdruß und Vergnügen wenigstens von den moralischen Unterscheidungen unzertrennlich sind, wenn sie auch nicht die Quellen derselben sind. Ein großmüthiger und edler Charakter giebt uns auch bey seinem Anblick Vergnügen, und ermangelt nie uns zu ergötzen und zu entzücken, wenn er uns auch nur in einem Gedicht oder in einer Fabel vorgestellet wird. Im Gegentheil mißfallen Grausamkeit und Verrätherey ihrer Natur nach; und es ist nicht möglich, uns solchen Eigenschaften gewogen zu machen, wir mögen sie nun bey andern oder bey uns selbst antreffen. Die Tugend

bringt also allezeit ein Vergnügen hervor, das von dem Stolz oder der Selbstzufriedenheit verschieden ist, die es begleitet: das Laster aber einen Verdruß, der von der Demuth oder Selbstbestrafung abgesondert ist.

Aber eine hohe oder geringe Meynung von uns selbst, entstehet nicht blos von denen Eigenschaften der Seele, die nach den gewöhnlichen Systemen der Moral, als Theile der moralischen Pflicht beschrieben werden; sondern auch von andern, die mit dem Vergnügen oder Mißvergnügen in Verbindung stehen. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr, als das Talent, durch unsern Witz, durch unsere Munterkeit oder eine andere Vollkommenheit zu gefallen; und nichts verursacht uns eine empfindlichere Demüthigung, als wenn es uns in Versuchen dieser Art nicht gelingen will. Keiner hat jemals genau sagen können, was Witz sey, noch zeigen, warum eine solche Verfassung des Verstandes unter dieser Benennung angenommen, und solch eine andere verworfen werden müsse. Vermöge des Geschmacks allein können wir es entscheiden; und besitzen sonst keine andere Grundregel, wornach wir ein Urtheil von dieser Art fällen könnten. Was ist nun dieser Geschmack, von welchem der wahre und falsche Witz auf gewisse Weise sein Daseyn erhält, und ohne welchen kein Gedanke auf eine von diesen Benennungen Anspruch machen darf? Er ist offenbar nichts anders, als ein Gefühl des Vergnügens über den wahren Witz, und ein Wi-

derwillen über den falschen, ohne daß wir im Stande sind, die Gründe unsers Vergnügens oder Mißvergnügens zu sagen. Die Kraft diese entgegenstehenden Empfindungen zu erregen, ist folglich das rechte Wesen des wahren oder falschen Witzes; und also auch die Ursach der Eitelkeit oder Demüthigung, welche aus dem einen oder dem andern entspringen.

7. Allerley Arten der Schönheit machen uns besonderes Vergnügen und Zufriedenheit; so wie die Häßlichkeit Mißfallen erregt, in welchem Dinge sie sich auch befinden mag, und wo sie nur in einem lebendigen oder leblosen Wesen erblickt wird. Wenn die Schönheit oder Häßlichkeit sich auf unser eigen Gesicht, auf unsere eigene Gestalt oder Person bezieht, so verwandelt sich dieses Vergnügen oder Mißfallen in Stolz oder Demuth; indem sie nach gegenwärtiger Theorie alle erforderliche Beschaffenheit haben, einen vollkommenen Uebergang hervorzubringen.

Es scheinet, als wenn das wahre Wesen der Schönheit in ihrer Kraft bestehe, Vergnügen zu erwecken. Alle ihre Wirkungen müssen also aus dieser Beschaffenheit fliessen: Und wenn die Schönheit ein so allgemeiner Grund zur Eitelkeit ist, so ist sie es blos darum, weil sie eine Ursach des Vergnügens ist.

In Absicht aller andern körperlichen Vollkommenheiten können wir überhaupt bemerken, daß alles, was nur in uns nützlich, schön oder bewundernswürdig ist, das ist ein Gegenstand des Stolzes; und das Gegentheil ein Gegen-

stand der Demuth. Diese Eigenschaften stimmen darin überein, daß sie ein abgesondertes Vergnügen erwecken; und stimmen sonst in nichts anders überein.

Wir sind stolz über die erstaunlichen Zufälle, die uns begegnet sind; über die Ausflüchte die wir gefunden; über die Gefahren, denen wir blos gestellt gewesen: und das eben so gut als über die erstaunlichen Thaten unseres Muths und unserer Thätigkeit. Daher rühret das gewöhnliche Lügen; wenn Menschen ohne den geringsten Vortheil, blos aus Eitelkeit, eine Menge ausserordentlicher Begebenheiten häufen, die entweder Erdichtungen ihres Gehirns sind, oder wenn sie auch wahr sind, doch mit ihnen selbst in keiner Verbindung stehen. Ihre fruchtbare Erfindungskraft versorget sie mit einer grossen Mannigfaltigkeit von Begebenheiten; und wenn ihnen solches Talent fehlt, so eignen sie sich das zu, was andern gehört, um ihrer Eitelkeit zu willfahren: denn unter dieser Leidenschaft und dem Gefühl des Vergnügens ist beständig eine genaue Verbindung.

8. Ob nun gleich Stolz und Demuth die Eigenschaften unsers Leibes und unserer Seele, das ist, die Eigenschaften unseres Selbst, zu ihren natürlichen und unmittelbareren Ursachen haben; so lehret uns doch die Erfahrung, daß diese Affekten noch durch manche andere Eigenschaften rege gemacht werden. Wir finden eben so wohl Eitelkeit über Häuser, Gärten, Kutsche und Pferden, und andere äussere Gegen-

genstände; als über persönliche Verdienste und Vollkommenheiten. Dieses geschiehet, wenn äussere Gegenstände auf uns selbst eine besondere Beziehung erhalten, und mit uns verbunden oder vergesellschaftet sind. Ein schöner Fisch im Meere, ein wohl proportionirtes Thier im Walde, und überhaupt jedes Ding, das uns weder zugehört noch auf uns Beziehung hat, hat auch nicht den geringsten Einfluß auf unsere Eitelkeit; so sehr es auch immer mit ausserordentlichen Eigenschaften begabt seyn, und so hohen Grad des Erstaunens und der Verwunderung es auch immer seiner Natur nach erwecken mag. Es muß mit uns gewissermassen verknüpft seyn, wenn es unsern Stolz rühren soll. Der Begriff davon muß gleichsam an den Begriff von uns selbst hängen; und der Uebergang von dem einen zum andern muß leicht und natürlich seyn.

Die Menschen sind stolz auf die Schönheit ihres Vaterlandes, oder ihrer Provinz, oder auch ihres Kirchspiels. Hier erweckt die Vorstellung der Schönheit offenbar ein Vergnügen. Dieses Vergnügen wird auf den Stolz gezogen. Der Gegenstand oder die Ursach dieses Vergnügens ist vorausgesetzter massen mit uns selbst, dem Gegenstande des Stolzes, in Verhältniß gesetzt. Vermöge dieses zwiefachen Verhältnisses der Ideen und Empfindungen, geschiehet ein Uebergang vom einen zum andern.

Die Menschen sind gleichfals stolz auf die gute Witterung der Weltgegend, worin sie gebohren sind; auf die Fruchtbarkeit ihres ange-

bohrnen Bodens; auf die Güte der Weine, der Früchte, der Nahrungsmittel, die er hervorbringt; auf die Annehmlichkeit oder Stärke ihrer Sprache, und andere dergleichen Dinge. Diese Dinge haben ganz deutlich eine Beziehung auf das Vergnügen der Sinne, und werden ursprünglich als dem Geschmack, dem Gefühl und dem Gehör, sehr angenehm angesehen. Wie könnten sie anders Ursachen zum Stolze werden, als nur vermöge dieses oben erklärten Ueberganges?

Es giebt andere, die eine entgegengesetzte Eitelkeit entdecken, und sich Mühe geben, ihr eigen Vaterland in Vergleichung mit denen Ländern herabzusetzen, wodurch sie gereiset sind. Diese Leute finden, wenn sie zu Hause, und von ihren Landsleuten umringet sind, daß sie das starke Verhältniß zwischen ihnen und ihrer eigenen Nation mit so vielen zu theilen haben, daß es auf gewisse Art für sie verlohren ist; dahingegen das entfernte Verhältniß mit einem fremden Lande, das sich dadurch geknüpft hat, weil sie es gesehen und darin gelebt haben, durch die Betrachtung vermehret wird, wie wenige eben das gethan haben. Aus dieser Ursach bewundern sie allezeit die Schönheit, Nutzbarkeit und Seltenheit dessen, was sie ausserhalb gefunden haben, weit mehr, als was sie zu Hause antreffen.

Da wir auf ein Land, Klima oder anderes lebloses Ding, das auf uns eine Beziehung hat, stolz seyn können; so darf man sich nicht wun-

wundern, daß wir auf die Eigenschaften derjenigen stolz seyn müssen, die mit uns durch Freundschaft oder Verwandschaft verbunden sind. Dem zu Folge finden wir, daß diejenigen Eigenschaften, die Stolz bey uns erwecken, wenn sie uns selbst zugehören, in geringerem Grade eben den Affekt hervorbringen, wenn sie an solchen Personen entdeckt werden, die mit uns in Verbindung stehen. Die Schönheit, die Geschicklichkeit, die Verdienste, das Ansehen und die Ehrenstellen seiner Verwandten werden von dem Stolzen sorgfältig entwickelt, und sind beträchtliche Quellen seiner Eitelkeit.

So wie wir auf unsern eigenen Reichthum stolz sind, so verlangen wir auch zur Befriedigung unserer Eitelkeit, daß jeder, der mit uns in einiger Verbindung steht, gleichfals im Besitz desselben seyn solle, und wir schämen uns dererjenigen, die unter unsern Freunden und Verwandten geringe und arm sind. Da unsere Vorfahren als unsere nächste Verwandten angesehn werden; so will auch ein jeder gemeiniglich gern von guter Familie seyn, und von einer langen Reihe reicher und geehrter Anherren abstammen.

Diejenigen, welche sich ihrer alten Familie rühmen, sind froh, wenn sie den Umstand noch hinzusetzen können, daß ihre Vorfahren viele Geschlechte hindurch, ununterbrochene Besitzer eines und desselben Stücks Landes gewesen sind, und daß ihre Familie niemals ihre Besitzungen verändert habe, oder in eine an-

dere Gegend oder Provinz verpflanzt worden sey. Es giebt ihnen noch mehrern Stoff zur Eitelkeit, wenn sie sich rühmen können, daß diese Besitzungen jederzeit auf eine Folge männlicher Nachkommen gefallen sind, und die Ehren- und Glücksgüter niemals durch einen weiblichen Abkömmling fortgepflanzt worden. Wir wollen diese Phänomena aus der vorhergehenden Theorie zu erklären suchen.

Wenn sich jemand wegen des Alterthums seiner Familie hochschätzt, so liegen die Ursachen seiner Eitelkeit nicht blos in der Länge der Zeit und in der Anzahl der Vorfahren; (denn darin sind sich alle Menschen gleich,) sondern in diesen Umständen, die zugleich mit dem Reichthum und Ansehen ihrer Vorfahren verbunden sind, davon man sich einbildet, daß ein Glanz auf uns selbst zurückfalle, weil man in so genauer Verbindung mit ihnen stehet. Da also der Affekt von dieser Verbindung abhängt, so muß auch alles das den Affekt vermehren, was die Verbindung stärker macht, und alles das den Affekt vermindern, was diese Verbindung schwächet. Es ist aber ganz klar, daß die Gleichheit der Besitzungen das Verhältniß der Begriffe, das von dem Blut und von der Verwandschaft entstehet, vermehren, und die Einbildungskraft von einer Geschlechtsfolge zur andern, von den entferntesten Vorfahren auf ihre Nachkommen, mit grösserer Leichtigkeit führen muß, die ihre Erben und Abkömmlinge zugleich sind. Durch diese Leichtigkeit, wird der

Ueber-

Uebergang der Empfindung vollständiger gemacht, und erregt einen grössern Grad des Stolzes und der Eitelkeit.

Bey der Abkunft der Ehren und Güter durch eine Folge männlicher Glieder, ohne durch einen weiblichen Nachkommen zu gehen, ist der Fall eben derselbe. Es ist eine bekannte Eigenschaft der menschlichen Natur, daß die Einbildungskraft sich gern auf das wendet, was wichtig und ansehnlich ist; und wenn zwey Gegenstände vorgelegt werden, ein kleiner und ein grosser, so läßt sie gemeiniglich den ersten, und bestehet gänzlich auf dem letztern. Das ist der Grund, warum Kinder gemeiniglich ihres Vaters Namen führen, und nach seiner Familie entweder von hoher oder geringer Geburt gehalten werden. Und sollte auch die Mutter gleich höhere Eigenschaften besitzen als der Vater, wie es sich oft zuträgt, so überwiegt doch die allgemeine Regel solcher Ausnahme ohngeachtet, nach der Meynung, welche nachher erkläret werden soll. Ja, wenn auch einige Arten des Vorzugs so groß sind, oder einige andere Ursachen solche Wirkung haben, daß die Kinder vielmehr die Familie der Mutter als des Vaters vorstellen, so behält die allgemeine Regel doch noch immer eine hinlängliche Kraft, das Verhältniß zu schwächen, und macht eine Art von Lücke in der Geschlechtslinie. Die Einbildungskraft durchläuft sie nicht mit eben der Leichtigkeit, und ist auch nicht im Stande, die Ehre und das Ansehen der Vorfahren auf ihre Nach-

kommen von eben dem Namen und eben der Familie so geschwinde zu bringen, als wenn der Uebergang den allgemeinen Regeln gemäß ist, und vom Vater auf Sohn, von Bruder auf Bruder in grader männlicher Linie fortgehet.

9. Das Eigenthum aber ist das Verhältniß, das den grössesten Einfluß in diese Affekten hat, weil es uns die vollkommenste Gewalt und das grösseste Ansehen über einigen andern Gegenstand ertheilt.

Jedes Ding, das einem eitlen Menschen zugehört, ist das beste, das man finden kann. Seine Häuser, sein Kutschzeug, sein Hausgeräthe, seine Kleider, Hunde, Pferde, übertreffen seiner Einbildung nach alles andere; und man kann es leicht gewahr werden, daß er von dem geringsten Vorzuge darin, neuen Stoff zum Stolz und zur Eitelkeit hernimmt. Wenn man ihm glauben soll, so hat sein Wein einen feinern Geschmack als aller andere; seine Küche ist delikater; seine Tafel besser geordnet, seine Bedienten verständiger; die Luft, die er einzieht, gesunder; der Boden, den er bauet; fruchtbarer; seine Früchte reifen früher; und kommen zu besserer Vollkommenheit: das Ding ist wegen seiner Neuigkeit merkwürdig: ein anderes wegen seines Alterthums: Dies ist die Arbeit eines berühmten Künstlers; jenes hat solch ein Fürst oder grosser Mann nur einmal. Mit einem Wort, alles was nützlich, schön oder bewundernswürdig ist, oder damit in Beziehung stehet, kann vermittelst des Eigen-

thums,

thums, zu diesem Affekt Anlaß geben. Sie kommen alle darin überein, daß sie Vergnügen erwecken. Dieses allein haben sie mit einander gemein; und muß also die Eigenschaft seyn, welche den Affekt hervorbringt, welcher von diesen allen die gemeinschaftliche Wirkung ist. Da jedes neues Exempel ein neuer Beweisgrund ist, und die Exempel hier unzählbar sind; so scheinet es, daß diese Theorie aus der Erfahrung hinlänglich bestätiget sey.

Der Reichthum schließt das Vermögen in sich, alles was angenehm ist zu erlangen; und da er viele besondere Gegenstände der Eitelkeit mit unter sich begreift, so muß er nothwendig eine der vornehmsten Ursachen zu diesem Affekt werden.

10. Alle unsere mannigfaltige Meynungen werden durch die Gesellschaft und Sympathie gar sehr beherrscht, und es ist uns fast unmöglich, einen Grundsatz oder eine Gesinnung gegen die allgemeine Uebereinstimmung aller derjenigen zu erhalten, mit denen wir Freundschaft oder Umgang haben. Von allen unsern Meynungen aber, sind diejenigen, welche wir zu unserm eigenen Vortheil fassen, zwar prächtig oder vermessen, im Grunde aber die schwächsten, und die durch den Widerspruch oder die Widersetzlichkeit anderer am leichtesten erschüttert werden können. Der grosse Antheil, den wir in diesem Fall daran haben, setzt uns gleich in Allarm, und hält unsere Leidenschaften wachsam: das Bewußtseyn unserer Partheylichkeit macht,

daß wir immer einen Irrthum befürchten: und die wirkliche Schwierigkeit von einem Gegenstande zu urtheilen, der nie in gehöriger Entfernung von uns gestanden hat, noch in einem rechten Gesichtspunkte gesehen worden ist, macht, daß wir auf die Meynungen anderer ängstlich horchen, die geschickter sind, richtige Urtheile von uns zu fällen. Daher rühret die starke Ruhmbegierde, die alle Menschen besitzen. Sie suchen den Beyfall anderer, nicht vermöge eines ursprünglichen Affekts, sondern um ihre eigene vortheilhafte Meynung von sich zu bestätigen und zu befestigen. Und wenn ein Mensch gern gelobet seyn will, so geschicht es aus eben der Ursach, als eine Schönheit Vergnügen findet, sich selbst in einem schmeichelhaften Spiegel zu betrachten, und das Zurückstrahlen ihrer eigenen Reizungen zu sehen.

Es ist zwar schwer, in allen Theilen der Spekulation eine Ursach, welche die Wirkung vermehrt, von derjenigen zu unterscheiden, die sie allein hervorbringt; aber in gegenwärtigem Fall scheinen die Phänomena gar stark und hinlänglich zur Bestätigung des vorhergehenden Grundsatzes zu seyn.

Wir ziehen viel grösseres Vergnügen aus dem Beyfall dererjenigen, die wir selbst billigen und hochschätzen, als aus dem Beyfall derer, die wir geringschätzen und verachten.

Wenn die Hochachtung nach einer langen und vertrauten Bekanntschaft erlangt wird, so schmeichelt es unserer Eitelkeit ganz besonders.

Der

Der Beyfall derer, welche in Lobeserthei- lungen vorsichtig und zurückhaltend sind, ist noch mit einem Zusatz des Wohlgefallens und der Freude begleitet; wenn wir ihn zu unserm Vortheil erlangen können.

Wo ein grosser Mann in der Wahl seiner Günstlinge zärtlich ist, da bewirbt sich ein jeder mit grösserem Eifer um seinen Schutz und um seine Gunst.

Das Lob giebt uns niemals mehr Vergnügen, als wenn es mit unserer eigenen Meynung übereinstimmt, und uns wegen derjenigen Eigenschaften erhebt, worin wir hauptsächlich einen Vorzug besitzen.

Diese Phänomena scheinen es zu beweisen, daß die günstige Meynungen anderer Leute nur als Zeugnisse oder Bestätigungen unserer eigenen Meynung angesehen werden. Und wenn sie in dieser Sache mehr als in allen andern Fällen Einfluß haben, so läßt sich das aus der Natur der Sache ganz leicht erklären.

II. Also sind wenige Gegenstände fähig, einen hohen Grad Stolz oder Selbstzufriedenheit zu erregen, wenn sie nicht andern ebenfals in die Augen fallen, und den Beyfall der Zuschauer auf uns ziehen, sie mögen übrigens noch so viel Beziehung auf uns haben, und uns noch so grosses Vergnügen machen. Welche Gemüthsfassung ist wünschenswürdiger, als eine ruhige, zufriedene und dem Willen GOttes ergebene; die sich allen Veranstaltungen der Vorsehung bereitwillig unterwirft, und mit-

ten

ten in den grössesten Unglücksfällen und Umkehrungen eine beständige Heiterkeit behält? Doch ist diese Gemüthsfassung selten ein Grund grosser Eitelkeit oder Eigendünkels, ob sie gleich für eine Tugend oder etwas vortrefliches erkannt wird; weil sie keinen Schimmer oder äussern Glanz hat, und vielmehr das Herz ermuntert, als den Umgang und die Aufführung belebet. Mit manchen andern Eigenschaften des Leibes, der Seele oder des Glücks verhält es sich eben so; und man muß zugestehn, daß dieser Umstand sowohl, als das oben erwähnte doppelte Verhältniß in Erzeugung dieser Affekten von Wichtigkeit sey.

Ein anderer Umstand, der in dieser Sache von Wichtigkeit ist, ist die Beständigkeit und Dauer des Gegenstandes. Was sehr zufällig und unbeständig, und noch unbeständiger als der gewöhnliche Lauf menschlicher Dinge ist, machet wenig Freude und noch wenigern Stolz. Wir sind mit solchem Dinge selbst nicht sehr zufrieden; und noch viel weniger geneigt, seinetwegen einigen neuen Grad von Selbstzufriedenheit zu fühlen. Wir sehen seine Veränderung vorher, und fühlen sie schon im voraus; und dieses macht uns mit dem Dinge selbst wenig zufrieden: Wir vergleichen es mit uns selbst, deren Daseyn dauerhafter ist; wodurch dessen Unbeständigkeit noch grösser zu seyn scheint. Es scheinet uns lächerlich, daß wir uns um einer solchen Eigenschaft oder eines solchen Besitzes willen, zum Gegenstande eines Affekts

machen

machen sollen, das von so viel kürzerer Dauer ist, und uns nur einen geringen Theil unsers Daseyns hindurch begleitet.

Ein **dritter** Umstand, der nicht aus den Augen gesetzt werden muß, ist dieser; daß die Gegenstände, die Stolz oder Eigendünkel erzeugen sollen, uns eigen, oder wenigstens nur mit wenigen andern gemein seyn müssen. Die Vortheile des Sonnenscheins, des Wetters, des Klima rc. rc. unterscheiden uns nicht von jemanden unserer Mitbürger, und geben uns keinen Vorzug oder Rang über sie. Die Vergleichung, die wir alle Augenblick anstellen können, bietet uns keine Folgerung zu unserm Vortheil dar; und alles dieses Genusses ohnerachtet, bleiben wir immer mit allen unsern Freunden und Bekannten im Gleichgewicht.

Da Gesundheit und Krankheit beständig für alle Menschen abwechseln, und kein einziger Mensch eines von beyden ganz allein und gewiß besitzen kann; so sind diese zufälligen Glückseligkeiten und Plagen auf gewisse Weise von uns abgesondert, und werden nicht als ein Grund zum Stolze oder zur Demuth angesehen. Wo aber eine gewisse Krankheit so in unsere Leibesbeschaffenheit eingewurzelt ist, daß wir keine weitere Hofnung zur Genesung fassen können, von dem Augenblick an schlägt sie unsern Eigendünkel darnieder; wie man es an alten Leuten sehen kann, welche nichts mehr demüthiget, als die Betrachtung ihres Alters und ihrer Schwachheiten. So lange es möglich ist, suchen sie ihre

Blind-

Blindheit und Taubheit, ihren Husten und Gicht zu verbergen; und gestehen es auch nie ohne Widerwillen und Mißvergnügen. Junge Leute zwar schämen sich nicht über jedes Kopfweh oder jeden Frost, der sie überfällt; aber nichts kann doch den menschlichen Stolz mehr demüthigen, und uns eine geringe Meynung von unserer Natur geben, als dieses, daß wir alle Augenblicke unsers Lebens solchen Schwachheiten unterworfen sind. Dieses beweiset, daß körperlicher Schmerz und Krankheit an sich selbst wahre Ursachen zur Demüthigung sind; obgleich die Gewohnheit, jede Sache mehr nach der Vergleichung, als nach ihrem innern Werth und Gültigkeit zu schätzen, macht, daß wir diese Unglücksfälle übersehen, womit wir jedermann geplagt finden, und verursacht, daß wir uns von unserm Charakter und Verdiensten einen Begriff machen, der davon gar nicht abhängig ist.

Wir schämen uns solcher Krankheiten, die andere stark rühren, und ihnen entweder gefährlich oder unangenehm sind. Wir schämen uns der fallenden Sucht; weil sie jedem, der zugegen ist, Schrecken verursacht: der Krätze; weil es ansteckend ist: der Kröpfe; weil sie oft auf die Nachkommen erben. Die Menschen sehen allezeit auf die Meynung anderer in ihrem Urtheil von sich selbst.

Ein vierter Umstand, der auf diese Affekten Einfluß hat, sind die allgemeine Regeln; nach welchen wir uns den verschiedenen Rang

der

der Menschen vorstellen, so wie er der Macht oder dem Reichthum, die sie besitzen, gemäß ist; und diese Vorstellung leidet von der besondern Beschaffenheit der Gesundheit oder Gemüthsart der Personen keine Veränderung, welche sie oft alles Genusses ihrer besessenen Vorzüge berauben können. Die Gewohnheit führet uns in unsern Affekten eben so leicht über die richtigen Gränzen, als in unsern Schlüssen.

Es wird nicht unrecht seyn, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß der Einfluß der allgemeinen Regeln und Maximen auf die Affekten, sehr viel dazu beyträgt, die Wirkung aller der Triebfedern oder des innern Mechanismus zu erleichtern, welche wir hier erklären. Denn es scheinet ganz ausgemacht zu seyn, daß wenn eine völlig ausgewachsene Person, und die mit uns einerley Natur hat, auf einmal in unsere Welt versetzt würde, so würde er bey jedem Gegenstand ungemein verlegen seyn, und nicht gleich bestimmen können, welcher Grad der Liebe oder des Hasses, des Stolzes oder der Demuth, oder eines andern Affekts dadurch erregt werden solle. Die Affekten werden oft aus sehr unbeträchtlichen Ursachen verändert; und diese wirken nicht allezeit mit einer völligen Regelmäßigkeit, zumal bey der ersten Probe. Wenn aber die Gewohnheit oder die Uebung alle diese Ursachen ans Licht gebracht, und den rechten Werth jedes Dinges bestimmt hat; so muß das ge-

wiß zur leichten Erzeugung der Affekten beförderlich seyn, und uns vermittelst allgemeiner festgesetzter Regeln auf die Proportion leiten, die wir zu beobachten haben, wenn wir eins dem andern vorziehen wollen. Diese Anmerkung kann vielleicht dazu dienen, Schwierigkeiten zu begegnen, die über manche Ursachen entstehen können, welche wir hier besondern Affekten zuschreiben, und doch für allzufein gehalten werden können, so allgemeine und so gewisse Wirkungen hervorzubringen, als wir es wirklich finden. (K).

Dritte Abtheilung.

1. Wenn man alle die Ursachen übersieht, welche den Affekt des Stolzes oder der Demuth erzeugen; so wird es einem leicht einfallen, daß wenn man eben die Umstände von sich

(K) So artig und fein auch manche Anmerkungen in dieser Abtheilung sind, so dünkt mich doch, daß der Verfasser durch seine umständlich erklärte Theorie nicht viel neues gesagt; und daß das meiste entweder so allgemein sey, daß es auch von andern Affekten gelte, oder in den allgemeinen Hauptsatz zusammen gezogen werden könne, den eines jeden Erfahrung bestätiget: Stolz und das Gefühl der Niedrigkeit, (wir wissen keinen bessern Ausdruck, denn Demuth ist zu zweydeutig;) entstehen aus der Vorstellung eines Vorzuges, einer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die wir sowohl nach unserm als nach anderer vermeyntlicher Urtheile besitzen; es mag eine wahre Vollkommenheit seyn oder nicht; genug wenn sie nur dafür gehalten wird. Uebrigens sind manche seiner Erklärungen etwas erzwungen.

sich selbst auf eine andere Person verlegt, so wird sie dadurch der Gegenstand unserer Liebe oder Hasses, unserer Hochachtung oder Verachtung werden. Die Tugend, das Genie, die Schönheit, die Familie, der Reichthum und das Ansehen anderer erwecken vortheilhafte Meynungen von ihnen; und ihre Laster, Thorheit, Häßlichkeit, Armuth und Niedrigkeit erzeuget entgegenstehende Gesinnungen. Das zwiefache Verhältniß der Ideen und Eindrücke wirket auch auf diese Affekten der Liebe und des Hasses, so wie es auf den vorerwähnten Stolz und Demuth wirkt. Was nur vor sich insbesondere Vergnügen oder Verdruß erregt, und auf eine andere Person Beziehung hat oder mit derselben verbunden ist, das macht sie auch zum Gegenstande unserer Zuneigung oder Abneigung.

Darum ist die Beleidigung oder Verachtung eine der größten Quellen des Hasses; Dienste oder Hochachtung aber Quellen der Freundschaft.

2. Manchmal erweckt eine Beziehung auf uns selbst Zuneigung zu einer andern Person. Es ist aber hier allezeit eine Beziehung der Empfindungen mit eingeschlossen, ohne welche die andere Beziehung oder das andere Verhältniß keinen Einfluß haben würde. a)

a) Die Zuneigung der Eltern gegen die Kinder scheinet auf einem ursprünglichen Instinkt gegründet zu seyn. Die Zuneigung gegen andere Verbindungen beruhet auf den hier erklärten Grundsätzen.

Eine Person, welche durchs Blut, durch eine Gleichheit des Glücks, der Begebenheiten, des Gewerbes oder des Vaterlandes mit uns verwandt oder verbunden ist, wird gleich für uns eine angenehme Gesellschaft; weil wir uns leicht und vertraulich in seine Gesinnungen und Begriffe einlassen: Nichts ist uns neu oder fremd: Unsere Einbildungskraft gehet von unserm eigenen Selbst, das uns immer aufs genaueste gegenwärtig ist, zu dem Verhältniß oder zu der Verbindung ganz ungezwungen über und durchläuft sie, und stellet sich mit völliger Sympathie diejenige Person vor, welche mit dem Selbst ganz nahe im Verhältniß steht. Diese macht sich unmittelbar angenehm, und ist mit einmal auf einem ungezwungenen Fuß mit uns: Keine Entfernung, keine Zurückhaltung findet statt, wo man sich die vorgestellte Person so genau verbunden mit uns, gedenket.

Die Verwandschaft hat hier eben den Einfluß als die Gewohnheit oder Bekanntschaft, Zuneigung zu erregen; und aus gleichen Ursachen. Die Ungezwungenheit und Zufriedenheit, welche in beyden Fällen unsern Umgang oder Gewerbe begleitet, ist die Quelle der Freundschaft. (L).

3.

(L) Liebe, Freundschaft oder Haß haben zwar mit Hochachtung und Verachtung dieses gemein, daß sie aus den Unvollkommenheiten oder Vollkommenheiten anderer entspringen, aber jene Affekten haben dieses voraus, daß uns solche Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten vortheilhaft oder nachtheilig sind. Denn

Hoch-

3. Die Affekten der Liebe und des Hasses sind allezeit von Wohlgewogenheit und Zorn befolget, oder vielmehr damit verbunden. Diese Verbindung unterscheidet diese Affekten vornemlich von Stolz und Demuth. Denn Stolz und Demuth sind blosse Bewegungen der Seele, die von keinem Verlangen begleitet sind, und uns nicht unmittelbar zur Handlung antreiben. Aber Liebe und Haß sind in sich selbst nicht vollständig, und bleiben nicht bey der Bewegung stehen, die sie hervorbringen; sondern treiben die Seele noch etwas weiter. Auf Liebe folget allezeit ein Verlangen nach der Glückseligkeit der geliebten Person, und eine Verabscheuung seines Unglücks: So wie der Haß ein Verlangen nach dem Unglück, und einen Abscheu vor der Glückseligkeit der gehaßten Person hervorbringt. Diese entgegenstehende Wünsche scheinen ursprünglich und wesentlich mit den Affekten der Liebe und des Hasses verbunden zu seyn. Es ist eine Einrichtung der

Hochachtung und Liebe, Verachtung und Haß sind nicht immer mit einander verbunden; und zwar aus der eben angeführten Ursach. Darum giebt die Aehnlichkeit des Bluts, des Gewerbes ꝛc. ꝛc. und was der Verfasser mehr anführt, leicht zur Freundschaft Anlaß, weil unser Umgang mit solchen Personen uns immer in gewisser Absicht vortheilhaft ist, oder unsere Gedanken, Empfindungen, Anschläge, die wir zum Besten unserer Hauptsache fassen, befördert oder verbessert. Dieses scheinet mir die Sache deutlicher zu erklären, als es von dem Verfasser geschieht.

Natur, davon wir keine fernere Erklärung geben können. (M).

4. Mitleiden entstehet sehr oft, wo keine Hochachtung oder Freundschaft vorhergegangen ist; und das Mitleiden ist eine Unzufriedenheit bey dem Leiden eines andern. Es scheinet von der genauen und starken Vorstellung seiner Leiden zu entspringen; und unsere Einbildungskraft gehet stuffenweise von der lebhaften Vorstellung zum wirklichen Gefühl eines andern Elends fort.

Neid und Mißgunst entstehen gleichfals in der Seele ohne einigen vorhergängigen Haß oder Beleidigung; obgleich ihr Bestreben mit dem Bestreben des Zorns und Unwillens völlig einerley ist. Die Vergleichung unser selbst mit andern scheinet die Quelle von Neid und Mißgunst zu seyn. Je unglücklicher ein anderer ist, desto glücklicher scheinen wir uns in unsern eigenen Augen zu seyn. (N).

5. Das ähnliche Bestreben des Mitleidens und des Wohlwollens, des Neides und Zornes, bringt ein sehr genaues Verhältniß unter diesen beyden Arten der Affekten hervor; welches aber doch

(M) Die Erklärung läßt sich aus unserer vorhergehenden Anmerkung leicht geben.

(N) Neid und Mißgunst entstehen aus einem fehlgeschlagenen Bestreben nach gleichem Glück mit einem andern; und aus der Verachtung solches Mitwerbers, oder der Meynung seiner Untüchtigkeit und Unwürdigkeit. Man beneidet nur die, welche man mit sich gewissermassen zu einer Klasse rechnet. Er kann auch aus Haß entstehen, und hat jederzeit Haß zur Folge.

doch von demjenigen, das wir oben behauptet haben, verschieden ist. Es ist nicht eine Aehnlichkeit des Gefühls oder der Gesinnung, sondern eine Aehnlichkeit des Bestrebens oder der Richtung. Indessen ist doch ihre Wirkung von einerley Art, indem sie eine Association der Affekten hervorbringt. Mitleiden empfindet man selten oder niemals ohne einige Mischung von Zärtlichkeit oder Freundschaft; und Neid ist gewöhnlich von Zorn und Unwillen begleitet. Aus was für einem Bewegungsgrunde man immer eines andern Glückseligkeit wünsche, so ist es eine gute Vorbereitung zur Liebe: Und das Vergnügen an eines andern Unglück erzeuget fast ganz unvermeidlich Abscheu gegen ihn.

Auch wo der Eigennutz die Quelle ist, daß wir uns um andere bekümmern, ist er gemeiniglich von eben den Folgen begleitet. Ein Mitgenosse ist ein natürlicher Gegenstand der Freundschaft; ein Mitbuhler der Feindschaft.

6. Armuth, Niedrigkeit und Verunglückung, bringt Verachtung und Mißfallen hervor: Wenn aber diese Unglücksfälle sehr groß sind, oder uns mit sehr starken Farben abgemahlt werden, so erwecken sie Mitleiden, Zärtlichkeit und Freundschaft. Wie soll man diesen Widerspruch erklären? Die Armuth und Niedrigkeit eines andern macht uns nach seinem gewöhnlichen Anblick, vermöge einer Art von unvollkommenen Sympathie, Mißvergnügen; und dieses Mißvergnügen erweckt wegen

Aehnlichkeit der Empfindungen Abscheu und Mißfallen. Wenn wir uns aber in eines andern Bekümmernisse genauer einlassen, und so wohl seine Glückseligkeit wünschen, als auch sein Elend fühlen, so entstehet Freundschaft oder Wohlwollen aus einem ähnlichen Bestreben der Neigungen.

7. In der Ehrerbietung ist eine Mischung von Demuth mit Hochachtung oder Zuneigung: in der Verachtung, eine Mischung von Stolz.

Die verliebte Leidenschaft ist gemeiniglich aus einem Wohlgefallen über die Schönheit, einem fleischlichen Triebe und der Freundschaft oder Zuneigung zusammengesetzet. Das genaue Verhältniß dieser Empfindungen ist klar genug, wie auch ihr gegenseitiger Ursprung aus einander vermöge dieses Verhältnisses. Gäbe es auch kein ander Phänomenon dabey, so würde dieses nach meinem Bedünken hinlänglich seyn, es mit gegenwärtiger Theorie zu vergleichen. (O).

Vierte Abtheilung.

1. Die gegenwärtige Theorie von den Affekten beruhet gänzlich auf der zwiefachen Beziehung

(O) Ein jeder Leser siehet von selbst ein, daß dieses eher flüchtige, hingeworfene Gedanken, als eine völlig aufgeklärte Theorie von diesen Affekten sind; die so viel Mannigfaltigkeit in sich enthalten; so vieler Untersuchungen fähig sind, und es auch so sehr verdienen, genauer untersucht zu werden.

hung der Empfindungen und Begriffe, und auf der gegenseitigen Unterstützung, welche sich diese Beziehungen einander leisten. Es wird also nicht undienlich seyn, diese Grundsätze noch durch einige andere Beyspiele zu erläutern.

2. Die Tugenden, die Talente, Vollkommenheiten und Besitzungen anderer machen, daß wir sie lieben und hochschätzen: weil diese Dinge eine angenehme Empfindung erwecken, die sich auf die Liebe bezieht; und da sie gleichfals eine Beziehung oder Verbindung mit der Person haben, so befördert diese Verbindung der Begriffe auch die Verbindung der Empfindungen nach den vorhergehenden Schlüssen. (P).

Gesetzt aber, daß die Person, die wir lieben, auch noch durch Verwandschaft, Freundschaft oder Landsmannschaft mit uns verbunden ist; so ist es klar, daß zugleich eine Art des Stolzes über seine Vollkommenheiten und Besitzungen bey uns entstehen muß; indem eben dasselbe doppelte Verhältniß vorhanden ist, was wir bisher behauptet haben. Die Person stehet mit uns in Verhältniß, oder unsere Gedanken können von ihr zu uns leicht übergehen; und die Empfindungen, welche

(P) Das heißt mit deutlichern und ungezwungenern Worten: Alles was wir für und an sich, als eine Vollkommenheit rc. rc. lieben und hochschätzen, das lieben und schätzen wir auch an einer Person; oder in so fern wird uns auch die Person liebenswerth; weil wir an solcher Vollkommenheit rc. rc. schon für und an sich ein Vergnügen empfinden.

durch seine Tugenden und Vorzüge erweckt werden, sind angenehm, und haben also eine Beziehung auf den Stolz. Dem zu Folge werden wir gewahr, daß die Leute gewöhnlich auf die guten Eigenschaften oder das hohe Glück ihrer Freunde und Landsleute stolz sind.

3. Man muß aber merken, daß nicht eben die Wirkung erfolgt, wenn wir die Ordnung der Affekten umkehren. Wir fallen leicht von Liebe und Zuneigung auf Stolz und Eitelkeit; aber nicht von den letztern Affekten auf die erstern, wenn gleich alle Verhältnisse einerley sind. Wir lieben diejenigen, die mit uns verwandt sind, nicht um unserer eigenen Verdienste willen; ob sie gleich auf unser Verdienst gemeiniglich stolz sind. Was ist der Grund dieser Verschiedenheit? Der Uebergang der Einbildungskraft von uns verwandten Gegenständen auf uns selbst, ist jederzeit sehr leicht; sowohl wegen dieser Verwandschaft, welche den Uebergang erleichtert, als auch deshalb, weil wir alsdann von entferntern Gegenständen auf solche kommen, die uns näher angehen. Wenn wir aber von uns auf solche Gegenstände kommen sollen, die uns verwandt sind, so ist zwar der erstere Grundsatz dem Uebergang der Gedanken beförderlich, aber der letztere ihm zuwider; und also ist die Verwandelung der Affekten nicht eben so leicht von Stolz in Liebe als von Liebe in Stolz. (O).

4. Die

(O) Weil der Stolz nur aus unsern eigenen Vorzügen her-

4. Die Tugenden, die Dienste und das Glück eines Menschen flössen uns bald Hochachtung und Liebe für einen andern ein, der mit ihm verbunden ist. Der Sohn unsers Freundes hat ganz natürlich ein Recht auf unsere Freundschaft. Die Verwandten eines grossen Mannes haben auch einen Werth, und werden von andern um dieser Verwandschaft willen werth geschätzet. Die Kraft des doppelten Verhältnisses ist hier völlig entwickelt.

5. Die folgenden sind Beyspiele von einer andern Art, wo sich die Wirkung dieser Grundsätze noch immer entdecken läßt. Neid entstehet von einem Vorzuge in andern; aber man muß bemerken, daß es nicht die grosse Ungleichheit zwischen uns und ihnen ist, die diesen Affekt rege macht, sondern gegentheils unsere nahe Vergleichung. Eine grosse Ungleichheit zerreißt das Verhältniß der Ideen, und hält uns entweder gänzlich davon ab, uns mit dem, was von uns entfernt ist, zu vergleichen, oder schwächet doch die Wirkungen der Vergleichung.

herrührt, und dadurch bey andern keine Vorzüge entstehn können, so kann der Stolz keine Liebe veranlassen. Die Liebe aber gründet sich auf anderer Vorzüge, die uns entweder mit angehen, oder uns zuträglich sind, oder wenigstens unserer Wahl und Urtheil Ehre machen. Es fallen uns also selbst gewisse Vorzüge dadurch zu, und darum kann aus der Liebe, Stolz entstehen; oder eigentlicher; die Liebe mit Stolz verbunden seyn.

Byron | Pope

Ein Dichter pflegt nicht einen Philosophen oder einen Dichter von verschiedener Art, oder von einer verschiedenen Nation, oder von einem verschiedenen Zeitalter zu beneiden. Wenn alle diese Verschiedenheiten auch die Vergleichung nicht ganz verhindern, so schwächen sie dieselbe doch wenigstens, folglich auch den Affekt.

Das ist auch die Ursach, warum alle Dinge groß oder klein scheinen, blos durch die Vergleichung mit andern von eben der Art. Ein Berg macht in unsern Augen ein Pferd weder groß noch klein: Wenn man aber ein Flandrisches und Italiänisches Pferd beysammen sieht, so siehet das eine grösser und das andere kleiner aus, als wenn man jedes allein sieht.

Aus eben dem Grundsatze können wir die Anmerkung der Geschichtschreiber erklären, daß die eine Parthey in bürgerlichen Kriegen oder auch bey aufrührischen Spaltungen immer lieber auf einige Gefahr einen auswärtigen Feind zu Hülfe ruft, als daß sie sich ihren Mitbürgern unterwerfen sollte. Guicciardin macht eine Anwendung von dieser Anmerkung auf die Kriege in Italien; wo die Verhältnisse der verschiedenen Staaten, eigentlich zu reden, nur in dem Namen, der Sprache und dem Angränzen bestehen. Aber wenn eben diese Verhältnisse mit einer Uebermacht verbunden sind, so machen sie die Vergleichung natürlicher, aber auch zugleich bitterer, und verursacht, daß die Menschen eine andere Uebermacht suchen, mit welcher kein solches Verhältniß statt findet, und

welche folglich einen nicht so merklichen Einfluß auf die Einbildungskraft haben kann. Wenn wir die Verbindung nicht brechen können, so fühlen wir ein starkes Verlangen, die Uebermacht zu entfernen. Dieses scheinet die Ursach zu seyn, warum die Reisenden zwar gemeiniglich an den Chineser und Perser ihre Lobeserhebungen verschwenden, die benachbarten Nationen aber sorgfältig herabsetzen, die etwa mit ihren eigenen Vaterlande um den Vorzug streiten könnten.

6. Die feinen Künste geben uns eben solche Beyspiele. Sollte ein Schriftsteller ein Werk schreiben, davon ein Theil gründlich und ernsthaft, ein anderer aber seichte und lustig wäre; so würde jedermann eine so sonderbare Mischung verwerfen, und ihn tadeln, daß er alle Regeln der Kunst und Kritik aus den Augen gesetzt. Wir tadeln aber den Prior nicht, daß er seine Alma und seinen Salomo in einen Band gebracht; ob schon dieser angenehme Dichter in der Munterkeit des einen, und in der Melancholie des andern gleich vollkommen glücklich gewesen ist. Gesetzt auch, der Leser sollte diese beyden Gedichte hintereinander durchlesen, so würde er doch wenig oder gar keine Schwierigkeit fühlen, die Affekten zu ändern. Warum? weil er sie als ganz verschiedene Werke betrachtet; und indem er seine Ideen unterbricht, auch den Fortgang der Affekten unterbricht, und verhindert, daß das eine keinen

Ein-

Einfluß in das andere haben, oder eins dem andern nicht widersprechen kann.

Eine heroische und burleske Zeichnung, in einem Gemählde zusammengesetzt, würde abscheulich seyn: ob wir gleich zwey Gemählde von so verschiedenem Charakter in ein Zimmer zusammenstellen, ja auch aneinander hängen ohne die allergeringste Bedenklichkeit.

7. Man darf sich gar nicht wundern, daß der leichte Uebergang der Einbildungskraft von einem zum andern, einen solchen Einfluß auf alle Affekten haben kann. Eben der Umstand macht auch alle Verhältnisse und Verbindungen unter den Gegenständen aus. Wir kennen keine wahre Verknüpfung zwischen einem und dem andern Dinge. Wir wissen nur, daß der Begriff des einen Dinges mit dem Begriffe des andern vergesellschaftet ist, und daß die Einbildungskraft von einem zum andern leicht übergeht. Und da der leichte Uebergang der Ideen und der Empfindungen sich wechselsweise unterstützet, so können wir schon zum voraus erwarten, daß dieser Grundsatz auf alle unsere innere Bewegungen und Neigungen einen mächtigen Einfluß haben muß. Und die Erfahrung bestätiget die Theorie sattsam.

Denn, ohne alle vorige Beyspiele zu wiederholen: so setze man; daß ich mit einem Gefährten durch ein Land reisete, darin wir beyde ganz fremde wären; so ist es klar, wenn die Gegenden schön, die Wege angenehm, und die Felder wohl gebauet sind, so wird mich das,

bey-

beydes mit mir und mit meinem Reisegefährten aufgeräumt machen. Da aber dieses Land weder mit mir noch mit meinem Freunde einige Verbindung hat, so kann es auch niemals weder von einem Selbstdünkel noch von einer Achtung gegen ihn, die unmittelbare Ursach seyn: Und wenn ich daher den Affekt nicht auf einen andern Gegenstand stimme, der mit einem von uns in näherem Verhältniß steht, so können meine Gemüthsbewegungen vielmehr als die Ergiessung einer erhöheten oder menschlichen Gemüthsfassung, als für einen förmlichen Affekt angesehen werden. Gesetzt aber, die angenehme Aussicht, die vor uns ist, wird von seinem oder meinem Landhause gesehen; so giebt diese neue Verbindung der Ideen dem Gefühl des Vergnügens, das von der Aussicht entspringt, eine neue Richtung, und erregt nach Beschaffenheit der Verbindung die Bewegung der Achtung oder der Eitelkeit. Hier dünkt mich, findet weiter kein Zweifel und keine Schwierigkeit statt. (R)

Fünf=

(R) Es wird freylich vieles in der Seele durch die Aehnlichkeit der Ideen und Eindrücke, durch ihre gegenseitigen und gleichartigen Verhältnisse, und beyderseitige Unterstützung hervorgebracht; mich dünkt aber, der Verfasser hat nicht das Glück es ganz deutlich zu entwickeln. Der starke Einfluß der Einbildungskraft auf alle andere thätige Kräfte der Seele, insbesondere auf die Affekten und die Moralität ist noch von keinem Philosophen erwogen, von diesem Verfasser nur berührt worden, und fordert alle philosophische Genies wegen seiner Wichtigkeit zu näherer Untersuchung auf.

Fünfte Abtheilung.

1. Es scheint ausgemacht zu seyn, daß die Vernunft in genauerer Bedeutung, nemlich das Urtheil über Wahrheit und Falschheit, für und an sich, dem Willen niemals zum Bewegungsgrunde dienen kann, und nur in so fern Einfluß haben kann, als sie einen Affekt oder eine Neigung berührt. Abstrakte Verhältnisse der Ideen sind ein Gegenstand der Neubegierde, und nicht des Wollens. Und Thatsachen (oder geschehene Dinge), sind ganz gleichgültig, wenn sie weder gut noch böse sind, wenn sie weder Verlangen noch Abscheu erregen; und sie mögen bekannt oder unbekannt, recht oder unrecht begriffen seyn, so können sie nicht als Bewegungsgründe zur Handlung angesehen werden.

2. Was man im gemeinen Verstande, gewöhnlich Vernunft zu nennen pflegt, und in moralischen Abhandlungen so sehr empfohlen wird, ist nichts anders als ein allgemeiner und ruhiger Affekt, der seinen Gegenstand in einen geraumigen und weiten Gesichtspunkt fasset, und den Willen ohne merkliche Bewegung in Thätigkeit setzt. Ein Mensch, sagen wir, ist aus Vernunft fleißig in seinem Gewerbe; das ist, aus einem ruhigen Verlangen nach Reichthum und Vermögen. Ein Mensch ist aus Vernunft der Gerechtigkeit zugethan; das heißt,

heißt, aus einer ruhigen Achtung für einen Charakter gegen sich und andere. (S)

3. Eben die Gegenstände, die sich der Vernunft, in dieser Bedeutung des Worts, empfehlen, sind gleichfals die Gegenstände von dem, was wir Affekt nennen; wenn sie näher zu uns gebracht sind, und einige andere Vorzüge, entweder in der äusserlichen Lage, oder in der Uebereinstimmung mit unserer innern Gemüthsbeschaffenheit erhalten; und auf diese Weise erregen sie eine unruhige und merkliche Bewegung. Das Uebel wird, wie wir sehen, in grosser Entfernung, von der Vernunft vermieden: Uebel, das uns näher ist, erzeugt Schrecken, Abscheu, Furcht, und ist der Gegenstand des Affekts.

4. Der gemeine Irrthum der Metaphysiker hat darin gelegen, daß sie die Lenkung des Willens ganz allein einer von diesen Triebfedern zugeschrieben, und von der andern behauptet

(S) Der Verfasser ist sehr freygebig, wenn er dieses auch Affekt heissen will. Auf diese Weise vermischt er, was schon lange in der Sprache von einander unterschieden gewesen ist. Es scheinet aber, der Verfasser verwechsele die Wirkung der Vernunft mit der Vernunft selbst; denn solche ruhige Begierden können und müssen von ihr entstehen. Der Affekt an sich selbst aber kann so wenig ohne die Hülfe der Vernunft seinen Gegenstand in Betrachtung ziehen, als das Werkzeug ohne Hülfe des Künstlers arbeiten kann. Der Affekt kann die Seele aufmuntern, ihre Vernunft darauf zu richten; und oft die Wirksamkeit derselben verhindern; aber selbst nicht zusehen, wie sein Gegenstand beschaffen ist.

ptet haben, daß sie gar keinen Einfluß habe. Die Menschen handeln oft wissentlich gegen ihren Vortheil: es bringt sie also nicht immer der Anblick des grössesten möglichen Gutes zur Thätigkeit. Die Menschen handeln oft einer heftigen Leidenschaft entgegen, und verfolgen ihre entfernte Vortheile und Absichten: das gegenwärtige Misvergnügen bestimmet sie folglich nicht alleine. Ueberhaupt können wir anmerken, daß diese beyde Triebfedern auf den Willen wirken; und daß eine von ihnen die Oberhand hat, wo sie sich einander zuwider sind, zu Folge des allgemeinen Charakters oder der gegenwärtigen Stellung der Person. Was wir **Stärke des Geistes** nennen, das begreift das Uebergewicht der ruhigen Affekten über die heftigen in sich; ob wir schon leicht gewahr werden können, daß niemand diese Tugend so standhaft besitzt, daß er nie bey einiger Gelegenheit, der Aufforderung heftiger Neigungen und Begierden Gehör geben sollte. Aus diesen Abwechselungen der Gemüthsart rührt eben die grosse Schwierigkeit her, über künftige Handlungen und Entschlüsse der Menschen, wo nur einige Widerwärtigkeit der Bewegungsgründe und Affekten statt findet, sicher zu urtheilen. (T)

Sechste

(T) Ob der Wille allein von der Vernunft oder auch von den Affekten regiert werde; ob und wie fern diese in die Urtheile der Vernunft Einfluß haben; das ist eine der wichtigsten und schweresten Fragen der Weltweisheit; die weder durch des Verfassers unbewiesene Behauptung, noch in einer Anmerkung ausgemacht und bestimmt werden kann.

Sechste Abtheilung.

1. Wir wollen hier einige von den Umständen anführen, die einen Affekt ruhig oder heftig machen, die eine Bewegung erhöhen oder vermindern.

Es ist eine Eigenschaft der menschlichen Natur, daß eine Bewegung, die einen Affekt begleitet, leicht in solchen Affekt verwandelt wird; wenn sie gleich ihrer Natur nach ursprünglich von einander verschieden, ja auch gar einander entgegen sind. Es wird zwar nach der obenerwähnten Theorie allezeit ein doppeltes Verhältniß erfordert, eine vollkommene Vereinigung unter Affekten hervorzubringen, und zu machen, daß eine die andere erzeugt. Wenn aber von zween Affekten schon jeder durch seine besondern Ursachen erzeuget ist, und beyde in der Seele gegenwärtig sind, so vermischen und vereinigen sie sich leicht, ob sie gleich nur ein Verhältniß gegen einander haben, ja oft gar keins. Der herrschende Affekt verschlinget den schwächern, und verwandelt ihn in sich selbst. Sind die Geister einmal in Bewegung, so nehmen sie in ihrer Richtung leicht eine Veränderung an; und man muß ganz natürlich glauben, daß diese Veränderung von der überwiegenden Neigung herrühren wird. Die Verbindung zwischen zween Affekten ist in manchen Fällen genauer, als zwischen einem Affekt und der Gleichgültigkeit.

Wenn eine Person erst recht herzlich verliebt ist, so findet man, daß die kleinen Fehler und Fantasien seiner Geliebten, die Eifersucht und der Zank, denen solche Verbindung unterworfen ist; so unangenehm sie auch immer sind, und vielmehr mit Haß und Zorn verknüpft seyn sollten; doch in manchen Fällen, der herrschenden Leidenschaft noch neue Stärke ertheilen. Es ist ein gewöhnlicher Kunstgriff der Staatsklugen, wenn sie jemand durch eine Begebenheit sehr rühren wollen, die sie ihm bekannt zu machen willens sind, daß sie erst seine Neubegierde rege machen; und es so lange als möglich aufschieben, sie zu befriedigen; und hierdurch seine Aengstlichkeit und Ungeduld aufs äusserste treiben, ehe sie ihm eine völlige Einsicht in die Sache geben. Sie wissen, daß ihn seine Neubegierde in den Affekt stürzen wird, den sie zu erwecken willens sind, und den Gegenstand in seinem Einfluß auf die Seele unterstützen wird. Ein Soldat, der in die Schlacht gehet, ist gewöhnlich voller Muth und Zuversicht, wenn er an seine Freunde und Mitsoldaten denkt; und von Furcht und Schrecken gerührt, wenn er seine Gedanken auf den Feind richtet. Alle die neuen Bewegungen also, die nur von dem erstern entstehen können, vermehren natürlicher Weise den Muth; so wie die Bewegung die von dem letztern entsteht, die Furcht vergrössert. Daher machet die Einförmigkeit und der Glanz der Rüstung, die Regelmäßigkeit der Bewegungen und

Stel-

Stellungen, nebst allem Pomp und aller Majestät des Krieges, uns und unsern Bundesgenossen mehrern Muth; da hingegen eben diese Gegenstände an dem Feinde uns Schrecken einjagen, ob sie gleich an sich selbst schön und angenehm sind.

Die Hofnung ist für und an sich, ein angenehmer Affekt, und mit Freundschaft und Wohlwollen nahe verbunden; doch kann sie zuweilen den Zorn aufblasen, wenn dieser der herrschende Affekt ist. Spes addita suscitat iras. Virgil.

2. Da auch Affekten, die von einander unabhängig sind, natürlicher Weise in einander vermischt werden, wenn sie beyde zu gleicher Zeit gegenwärtig sind; so folget daraus, daß, wenn Gutes oder Böses in solche Lage gebracht wird, daß es ausser dem ihm eigenen Affekt des Verlangens oder Abscheues, noch eine besondere Bewegung verursacht; so muß der letztere Affekt noch neue Kraft und Heftigkeit daher erhalten.

3. Dies geschieht oft, wenn eine Sache entgegenstehende Affekten erregt. Denn man kann es gewahr werden, daß ein Streit der Affekten gemeiniglich eine neue Bewegung der Lebensgeister verursacht, und mehr Unordnung hervorbringt, als wenn zwey Leidenschaften von gleicher Stärke zusammen treffen. Diese neue Bewegung wird leicht in den herrschenden Affekt verwandelt, und in manchen Fällen merkt man, daß sie dessen Heftigkeit noch über den Grad hinaustreibt, wozu er gelangt seyn würde, wenn er gar keinen Widerstand gefunden hätte. Daher

begehren wir das gewöhnlich, was verboten ist, und finden oft ein Vergnügen gewisse Handlungen zu thun, blos deswegen weil sie wider die Gesetze sind. Der Begriff der Schuldigkeit, wenn er den Affekten entgegengesetzt wird, ist nicht immer im Stande, sie zu überwiegen; und wenn er diesen Einfluß verfehlt, so pflegt er sie viel mehr zu vergrössern und mehr zu reizen, indem er in unsern Bewegungsgründen und Grundsätzen einen Streit verursacht.

4. Eben die Wirkung erfolgt, der Widerstand mag von innern Bewegungsgründen oder von äussern Hindernissen entstehen. Der Affekt erlangt gemeiniglich in beyden Fällen neue Stärke. Die Bemühungen, welche die Seele anwendet die Hinderniß zu überwinden, erregt die Geister, und macht den Affekt lebhafter.

5. Die Ungewißheit hat eben die Wirkung als der Widerstand. Die heftige Bewegung der Seele, ihre geschwinde Wendungen von einer Aussicht zur andern, die Mannigfaltigkeit der Affekten, die nach den verschiedenen Aussichten, auf einander folgen: das alles bringt eine Unruhe in der Seele hervor; und diese Unruhe verwandelt sich in die herrschende Leidenschaft.

Die Sicherheit hingegen vermindert die Affekten. Wenn die Seele sich selbst gelassen ist, wird sie so gleich matt; und soll sie in ihrem Feuer erhalten werden, so muß sie alle Augenblicke ein neuer Zufluß des Affekts unterstützen. Aus

eben

eben dem Grunde hat die Verzweifelung einen gleichen Einfluß, ob sie gleich der Sicherheit ganz entgegen steht.

6. Nichts erregt eine Leidenschaft stärker, als wenn ein Theil seines Gegenstandes verborgen ist, und in einer Art von Schatten liegt; welcher zu eben der Zeit, da er sich so weit genug zeigt, daß er uns zum Vortheil dieses Gegenstandes einnehmen kann, der Einbildungskraft noch etwas zu thun übrig läßt. Ausserdem, daß diese Dunkelheit immer mit einer Art der Ungewißheit verknüpft ist, so erschüttert auch die Mühe, welche die Fantasie sich giebt, den Begriff völlig auszumahlen, die Lebensgeister, und giebt dem Affekt einen neuen Zusatz von Stärke.

7. So wie Verzweifelung und Sicherheit, ob sie gleich ganz entgegengesetzt sind, einerley Wirkungen hervorbringen, so hat man angemerkt, daß die Abwesenheit entgegengesetzte Wirkungen hat, und in verschiedenen Umständen, bald unsern Affekt vermehret, bald vermindert. Rochefoucault hat ganz recht bemerkt, daß die Abwesenheit schwache Leidenschaften vernichtet, aber starke vermehret; so wie der Wind ein Licht auslöscht, aber ein Feuer anbläßt. Lange Abwesenheit schwächet natürlicher Weise unsere Idee, und vermindert den Affekt: Wo aber der Affekt so stark und lebhaft ist, daß er sich selbst erhält, da vermehrt das aus der Abwesenheit entstehende Mißver-

gnügen, den Affekt, und giebt ihm neue Stärke und Zufluß.

8. Wenn die Seele sich zur Verrichtung einer Handlung, oder zum Begriff einer Sache wendet, deren sie nicht gewohnt ist, so findet sich eine gewisse Unbiegsamkeit in ihren Fähigkeiten, und die Lebensgeister bewegen sich schwerer in dieser neuen Richtung. Da diese Schwierigkeit die Lebensgeister reger macht, so ist sie die Quelle der Verwunderung, des Erstaunens, und aller der Gemüthsbewegungen, die von der Neuheit entstehen, und ist, wie jede Sache, die die Seele in einem mäßigen Grade belebt, an sich selbst angenehm. Ob aber gleich die Verwunderung an sich selbst angenehm ist, so vermehret sie doch durch die unruhige Bewegung der Lebensgeister, nicht nur unsere angenehme, sondern auch unsere schmerzhafte Empfindungen zu Folge des vorhergehenden Grundsatzes. Daher ist alles, was neu ist, rührender, und macht uns entweder mehr Vergnügen oder mehr Schmerz, als genau zu reden, daraus natürlicher Weise erfolgen sollte. Wenn es aber oft wieder zu uns kehrt, so verliehrt sich die Neuigkeit; die Affekten setzen sich; der Sturm der Lebensgeister ist vorüber; und wir sehen den Gegenstand mit ruhigern Blicken an.

9. Die Einbildungskraft und die Affekten haben eine genaue Verbindung mit einander. Die Lebhaftigkeit der erstern, giebt den letztern Stärke. Daher rühret uns die Aussicht auf ein

ein Vergnügen, damit wir bekannt sind, weit mehr, als ein anderes Vergnügen, das zwar unserm eigenen Geständnisse nach grösser seyn kann, dessen Natur uns aber gänzlich unbekannt ist. Von dem einen können wir uns eine eigene und bestimmte Idee machen: das andere aber stellen wir uns nur unter dem allgemeinen Begriff des Vergnügens vor.

Ein Vergnügen, das wir erst kürzlich genossen haben, und dessen Andenken noch neu und frisch bey uns ist, wirkt mit grösserer Stärke auf den Willen, als ein anderes, davon die Spuren schon verfallen oder fast ausgelöscht sind.

Ein Vergnügen, das dem Lebenslaufe, den wir führen, gemäß ist, erregt unser Verlangen und unsere Begierden mehr, als ein anderes, das demselben fremd ist.

Nichts ist mehr im Stande, der Seele Affekt einzuflössen, als die Beredsamkeit, wodurch die Gegenstände in den stärksten und lebhaftesten Farben vorgestellt werden. Die blosse Meynung eines andern, zumal wenn sie durch Affekt verstärkt ist, wird machen, daß eine Idee auf uns Einfluß hat, wenn diese Idee gleich sonst gänzlich aus der Acht gelassen worden seyn kann.

Man muß gewahr werden, daß lebhafte Affekten gemeiniglich mit einer lebhaften Einbildungskraft verbunden sind. So wohl in dieser als in mancher andern Absicht hängt die

Stärke des Affekts eben so sehr von der Gemüthsbeschaffenheit der Person, als von der Natur und Lage des Gegenstandes ab.

Was sowohl dem Orte als der Zeit nach entfernt ist, hat nicht eben so starken Einfluß als das, was nahe und dichte neben uns ist. (U)

* * * * * *
* * *

Ich bilde mir nicht ein, diese Materie hier erschöpft zu haben. Es ist zu meiner Absicht genug, wenn ich es klar gemacht habe, daß bey der Erzeugung und dem Wachsthum der Affekten, ein gewisses regelmäßiges Triebwerk statt finde, das einer eben so genauen Untersuchung fähig ist, als die Gesetze der Bewegung, der Optik, der Hydrostatik oder eines andern Theils der natürlichen Weltweisheit.

(U) Viel und vortreflicher Stoff, der noch durch mehrere und genauere Beobachtungen vermehrt werden sollte, die Natur der Seele und die durch einander laufenden Gesetze ihrer Wirksamkeit und Thätigkeit gründlicher einzusehen.

Dritte

Dritte Abhandlung.

Von dem Trauerspiel.

Das Vergnügen scheint sich nicht erklären zu lassen, welches die Zuschauer eines wohlgeschriebenen Trauerspiels aus der Betrübniß, dem Schrecken, der Angst, und aus andern Leidenschaften empfinden, indem diese ihrer Natur nach unangenehm und verdrießlich sind. Je mehr sie durch das Schauspiel gerührt und bewegt werden, desto mehr Vergnügen finden sie daran, und so bald die unangenehmen Leidenschaften aufhören zu wirken, gehet auch das Stück zu Ende. Das Höchste, was ein Werk von dieser Art verstattet, ist ein Auftritt der vollkommenen Freude, der Beruhigung und der Sicherheit; und das ist gewiß allezeit der letzte. Sind ja in dem Stoffe

des Stücks einige vergnügte Auftritte eingeflochten, so erregen sie doch nur schwache Funken der Freude, welche nur zur Veränderung eingestreuet sind, und die handelnden Personen durch diesen Kontrast und solche fehlgeschlagene Hofnung, in noch tieferes Elend stürzen sollen. Die ganze Kunst des Dichters ist beschäftiget, das Mitleiden und den Unwillen, die Angst und die Rachbegierde seiner Zuschauer aufzufordern und zu erhalten. Sie sind in eben dem Grade vergnügt, als sie betrübt gemacht werden; und nie sind sie glücklicher, als wenn sie mit Thränen, Seufzern und Schluchsen, ihrer Betrübniß Luft machen, und ihr Herz erleichtern, das von der zärtlichsten Sympathie und Mitleiden aufgeschwollen ist.

Die wenige Kunstrichter, die von der Philosophie einige Kenntniß hatten, haben dieses sonderbare Phänomenon angemerkt, und sich um die Erklärung desselben Mühe gegeben.

Der Abt Dubos behauptet in seinen Betrachtungen über die Malerey und Dichtkunst; daß überhaupt der Seele nichts so unangenehm sey, als der schläfrige und träge Zustand der Fühllosigkeit, worin sie verfällt, wenn sie von allen Leidenschaften und Beschäftigungen frey ist. Sie sucht also jeden Zeitvertreib und jede Arbeit auf, um dieser beschwerlichen Stellung los zu werden; Geschäfte, Spiele, Schaubühnen und öffentliche

Hin-

Hinrichtungen; kurz, alles was nur ihre Leidenschaften erregen, und ihre Aufmerksamkeit von ihr selbst entfernen kann. Es kömmt ihr nicht drauf an, was es für ein Affekt sey: es mag ein unangenehmer, trauriger, melancholischer oder unordentlicher seyn, so befindet sie sich dabey doch immer besser, als bey der eckelhaften Schläfrigkeit, die aus einer gänzlichen Stille und Ruhe entspringt.

Man kann diese Erklärung unmöglich verwerfen, welche wenigstens zum Theil befriedigend ist. Man wird es bemerken, daß bey verschiedenen Spieltischen, die ganze Gesellschaft zu denjenigen hineilt, wo man am höchsten spielt, sollte sie auch gleich nicht die besten Spieler daselbst finden. Der Anblick, oder wenigstens die Vorstellung starker Leidenschaften, welche aus einem grossen Gewinn oder Verlust entstehen, rühret die Zuschauer durch Sympathie, giebt ihnen einige Züge von eben den Leidenschaften, und dienet ihnen wenige Augenblicke zum Zeitvertreib. Es macht, daß ihnen die Zeit leichter vergeht, und erleichtert die Beklemmung einigermassen, die den Menschen gemeiniglich lästig fällt, wenn sie ihren eigenen Gedanken und Nachsinnen ganz überlassen sind.

Wir finden, daß die so gemeinen Aufschneider alle Gefahr, Mühe, Elend, Krankheiten und Todesfälle, Mordthaten und Grausamkeiten, in ihren Erzählungen beständig eben

so

so vergrössern; als Freude, Schönheit, Lustbarkeit und Pracht. Es ist ein ungereimtes Geheimniß das sie besitzen, ihrer Gesellschaft zu gefallen, ihre Ausmerksamkeit fest zu halten, und sie durch die Leidenschaften und Regungen auf solche wunderbare Erzählungen begierig zu machen, die sie zu erwecken wissen.

Es findet sich aber doch eine Schwierigkeit, diese Auflösung in ihrem ganzen Umfange auf gegenwärtige Materie anzuwenden, so sinnreich und befriedigend sie auch scheinen mag. Es ist gewiß, daß eben dieser Gegenstand des Elends, der uns im Trauerspiele gefällt, uns das unverstellteste Mißvergnügen verursachen würde, wenn er uns wirklich vor Augen gestellt wäre, ob es gleich alsdann das allerwirksamste Mittel gegen die Trägheit und Fühllosigkeit seyn würde. Der Herr von Fontenelle scheint diese Schwierigkeit wahrgenommen zu haben, und versucht daher, dieses Phänomenon auf eine andere Art zu erklären; wenigstens macht er zu der obigen Theorie noch einige Zusätze. a).

„ Vergnügen und Verdruß, „ sagt er;
„ zwo Empfindungen die an sich selbst so verschieden sind, sind es nicht so sehr in Absicht ihrer Ursache. Aus dem Kitzeln erhellet es zum Beyspiel, daß die Erregung des Vergnügens ein wenig zu weit getrieben, „ un-

a) Betrachtungen über die Dichtkunst §. 36.

„ unangenehm wird; und hingegen die Erre-
„ gung des Verdrusses, wenn sie ein wenig
„ gemäßiget wird, Vergnügen macht. Da-
„ her rührt es, daß es ein solches Ding giebt,
„ als eine angenehme und sanfte Bekümmer-
„ niß ist: Es ist ein geschwächter und ver-
„ ringerter Verdruß. Das Herz will seiner
„ Natur nach gern bewegt und gerührt seyn.
„ Melancholische Gegenstände schicken sich da-
„ zu, ja auch selbst unglückliche und betrüb-
„ te; wenn sie nur durch einige Umstände ge-
„ mildert werden. Es ist wahr, die Vor-
„ stellung auf dem Theater thut fast eben die
„ Wirkung, als die wirkliche Begebenheit;
„ aber sie hat dieselbe doch nicht gänzlich.
„ So sehr uns auch das Schauspiel hinreissen
„ mag; und so grosse Gewalt auch die Sin-
„ ne und Einbildungskraft über die Vernunft
„ ausüben mögen, so liegt doch im Herzen
„ ein gewisser Gedanke von der Unwahrheit
„ des Ganzen, was wir sehen, verborgen.
„ Dieser Gedanke, so schwach und versteckt
„ er auch immer seyn mag, ist hinlänglich den
„ Schmerz zu vermindern, den wir über die
„ Unglücksfälle derer empfinden, die wir lie-
„ ben; und er kann diese Betrübniß auf sol-
„ chen Grad zurück setzen, daß er sie in Ver-
„ gnügen verwandelt. Wir weinen über
„ das Unglück eines Helden, dem wir gewo-
„ gen sind: in eben dem Augenblick aber trö-
„ sten wir uns mit dem Gedanken, daß es

„ nur

„ nur eine Erdichtung ist: und aus eben die-
„ ser Mischung der Empfindungen sind eben
„ ein angenehmer Kummer und Thränen,
„ die uns vergnügen, zusammengesezt. So
„ wie aber diese Betrübniß, welche durch
„ äusserliche und sinnliche Gegenstände ver-
„ ursacht wird, stärker als der Trost ist,
„ welcher aus einer innerlichen Ueberlegung
„ entsteht; so sind es auch die Wirkungen
„ und Zufälle (symptoms) des Kummers,
„ der in dieser Mischung herrschen muß.„

Diese Auflösung scheinet richtig und überzeugend zu seyn; vielleicht aber bedarf sie auch noch eines neuen Zusatzes, um das Phänomenon völlig zu erklären, welches wir hier untersuchen. Alle Leidenschaften, welche durch die Beredsamkeit erregt werden, sind eben so im höchsten Grade angenehm; als diejenigen, welche durch die Malerey und das Theater in Bewegung gesetzt werden. Die Reden des Cicero sind, vornemlich aus dieser Ursach, das Vergnügen eines jeden Lesers von Geschmack; und es ist schwer, einige derselben ohne die stärkste Sympathie und Betrübniß zu lesen. Sein Verdienst als Redner, beruhet ohne Zweifel am meisten auf seine glückliche Ausführung in diesem Stück. Wenn er seinen Richtern und seiner ganzen Versammlung Thränen ausgepreßt hatte, so war ihr Vergnügen aufs höchste gestiegen, und sie legten ihre stärkste Zufriedenheit mit

dem Redner zu Tage. Die pathetische Beschreibung, wie Verres die sicilianischen Hauptleute niedermachen lassen, ist ein Meisterstück dieser Art. Indeß, glaube ich, wird wohl niemand sagen, daß es einiges Vergnügen machen würde, wenn man sich bey einem so traurigen Auftritte gegenwärtig befände. Die Betrübniß ist auch hier durch keine Erdichtung gemildert: denn die Versammlung war überzeugt, daß es sich mit jedem Umstande wirklich so verhielt. Was ist es also, das in diesem Falle, gleichsam aus der Tiefe des Mißvergnügens, ein Vergnügen, und zwar ein solches Vergnügen erzeugt, das alle Züge und äusserliche Zeichen der Traurigkeit und des Kummers behält?

Ich antworte: Diese ausserordentliche Wirkung rühret von der wahren Beredsamkeit her, womit dieser traurige Auftritt vorgestellt ist. Das erforderliche Genie, die Gegenstände auf eine lebhafte Art zu malen; die angewandte Kunst, alle rührende Umstände zu sammlen; die grosse Beurtheilungskraft, die sich in derselben Anordnung zeigt: die Ausübung dieser edlen Naturgaben, sage ich, nebst der Stärke des Ausdrucks, und der Schönheit des oratorischen Numerus, verbreiten das gröste Vergnügen unter den Zuhörern, und erregen die angenehmsten Empfindungen. Auf diese Weise wird nicht nur das unangenehme der traurigen Leidenschaften, durch eine ent-

entgegengesetzte stärkere Empfindung überwältiget und ausgelöscht; sondern die ganze Bewegung dieser Leidenschaften wird auch in Vergnügen verwandelt, und vergrössert dis Gefallen, welches die Beredsamkeit in uns erweckt. Würde eben diese Stärke der Beredsamkeit bey einer uninteressanten Materie angewandt, so gefiele sie nicht halb so sehr, oder käme uns wohl gar lächerlich vor: und die Seele, welche dabey in vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit gelassen wäre, würde an keiner von allen diesen Schönheiten der Einbildungskraft und des Ausdrucks Geschmack finden, welche sie so ausnehmend vergnügen, so bald sie mit Affekt verbunden sind. Die Erschütterung oder Heftigkeit, welche aus Betrübniß, Zorn oder Mitleiden entsteht, erhält von den Empfindungen der Schönheit eine neue Richtung. Da die letztern die herrschenden Bewegungen sind, so nehmen sie die ganze Seele ein, und verwandeln jene in sich selbst; (in ihre eigene Natur;) oder theilen sich ihnen doch so stark mit, daß sie ganz ihre Natur verändern: und die Seele, welche zu gleicher Zeit durch den Affekt erschüttert, und durch die Beredsamkeit eingenommen wird, fühlet durch und durch eine starke Bewegung, welche im Ganzen genommen angenehm ist. (A).

Eben

(A) Der Herr Verfasser scheinet hier Wahrheit gefunden

Eben dieser Grundsatz findet im Trauerspiele auch statt; mit diesem Zusatze, daß das Trauerspiel eine Nachahmung ist: alle Nachahmung aber ist schon an sich selbst angenehm. Dieser Umstand dienet noch ferner, die Bewegungen des Affekts sanfter zu machen, und das ganze Gefühl in ein starkes und gleichförmiges Vergnügen zu verwandeln. Gegenstände des größten Schreckens und Elends gefallen in der Malerey, und sie gefallen noch mehr als die schönsten Gegenstände, die ein ruhiges und gleichgültiges Ansehen haben. b) Die Rührung, welche

den zu haben, und seine auf Beobachtung sich gründende Hypothese verdiente wohl eine genauere Untersuchung philosophischer Kunstrichter. Eine Note würde in dieser Absicht viel zu weitläuftig fallen, und die Materie doch nicht erschöpfen. Die Herrn Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften werden sich am besten daran wagen können; und eine Erklärung deutlicher vortragen, welche bey unserm Verfasser nicht alle Grade der Deutlichkeit hat. Wenn er auf der Spur der Wahrheit ist, so ist es Ehre genug für ihn, die Bahn gebrochen zu haben. U.

b) Die Maler tragen kein Bedenken, eben so wohl Traurigkeit und Gram, als eine andere Leidenschaft zu schildern: Sie scheinen sich aber nicht so sehr bey diesen melancholischen Affekten aufzuhalten, als die Dichter, die zwar jede Bewegung des menschlichen Herzens nachschildern, aber doch über die angenehmen Empfindungen geschwind hinweggehen. Ein Maler schildert nur einen Augenblick, und wenn der Affekt voll genug ist,

welche die Seele erschüttert, erregt eine Menge lebhafter und heftiger Empfindungen, welche alle durch die Stärke der herrschenden Rührung in Vergnügen verwandelt werden. Eben so macht die Erdichtung des Trauerspiels die Leidenschaft sanfter, nicht blos dadurch, daß sie die Betrübniß schwächet oder vermindert, sondern daß sie ein neues Gefühl einflößt. Man kann eine wirkliche Betrübniß nach und nach schwächen, bis sie gänzlich verschwindet; aber sie wird in keinem noch so verminderten Grade Vergnügen erwecken; es müßte denn zufälliger Weise bey einem Menschen geschehen, der in einer todten Unempfindlichkeit läge, und dadurch aus seinem trägen Zustande erweckt würde.

Zur Bestätigung dieser Theorie wird es genug seyn, andere Beyspiele anzuführen, wo der schwächere Affekt in den herrschenden verwandelt wird, und ihn verstärkt, ob er gleich von einer verschiedenen, ja zuweilen auch von einer ganz entgegenstehenden Natur ist.

Die Neuigkeit erwecket natürlicher Weise die Seele, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf

so wird er gewiß den Zuschauer rühren und vergnügen: aber nichts kann dem Dichter eine Mannigfaltigkeit von Scenen, Zufällen und Empfindungen verschaffen, als nur Traurigkeit, Schrecken oder Angst. Vollkommene Freude und Zufriedenheit ist mit Sicherheit verknüpft, und läßt weiter keine Handlung oder Bewegung zu.

auf sich; und die Regungen, die sie verursacht, werden allezeit in eine gewisse Leidenschaft verwandelt, die für den Gegenstand gehört, und mit dieser vereinigen sie ihre Stärke. Eine Begebenheit mag nun Freude oder Betrübniß, Stolz oder Scham, Verdruß oder Wohlgefallen erregen; so ist es gewiß, daß sie stärker rühren wird, wenn sie neu und ungewöhnlich ist. Und ob gleich die Neuigkeit für und an sich angenehm ist, so verstärkt sie doch eben so wohl die traurigen als die angenehmen Leidenschaften.

Hat man die Absicht, jemand durch die Erzählung einer Begebenheit stark zu rühren, so würde es zur Vergrösserung ihrer Wirkung das beste Mittel seyn, wenn man die Nachricht davon künstlich verzögerte, und zuvor seine Ungeduld und Neubegierde rege machte, ehe man ihn das Geheimniß wissen liesse. Das ist der Kunstgriff, dessen sich Jago in der berühmten Scene des Shakespears bedient; und jeder Zuschauer empfindet es, daß die Eifersucht des Othello durch seine vorhergehende Ungeduld einen neuen Zusatz von Stärke erhält, und daß die schwächere Leidenschaft hier geschwinde in die herrschende verwandelt wird.

Schwierigkeiten vermehren alle Arten der Leidenschaften, und dadurch, daß sie unsere Aufmerksamkeit erwecken, und unsre thätigen

Kräfte in Bewegung setzen, bringen sie eine Bewegung hervor, welche den herrschenden Affekt verstärckt.

Eltern lieben das Kind gemeiniglich am meisten, dessen schwacher, kränklicher Körper, ihnen bey seiner Erziehung die größte Mühe, Sorge und Kummer verursacht hat. Die angenehme Empfindung der Liebe bekömmt hier von den Empfindungen der Beschwerlichkeit mehr Stärke.

Nichts macht uns einen Freund so werth, als die Besorgniß für sein Leben. Das Vergnügen an seiner Gesellschaft hat nicht so mächtigen Einfluß.

Die Eifersucht ist eine verdrießliche Leidenschaft; doch kann der angenehme Affekt der Liebe schwerlich ohne einige Dose davon, in seiner völligen Stärke und Heftigkeit bestehen. Die Abwesenheit eröfnet gleichfals eine grosse Quelle zu Klagen unter Verliebten, und macht ihnen das größte Mißvergnügen: und doch ist nichts ihrer gegenseitigen Liebe zuträglicher, als kurze Abwechselungen von der Art. Sind lange Abwesenheiten schädlich, so rührt es nur daher, weil sich die Menschen mit der Zeit daran gewöhnen, und also aufhören, mißvergnügt darüber zu seyn. Eifersucht und Abwesenheit in der Liebe machen das dolce piccante der Italiäner aus, welches sie so wesentlich zu allem Vergnügen halten.

Bey

Bey dem ältern Plinius finden wir eine feine Anmerkung, welche den hier behaupteten Grundsatz erläutert. „Es ist sehr merkwürdig,„ sagt er; „daß die letzten Werke der Künstler, „ und unvollkommen gelassene Gemälde, wie „ zum Exempel die Iris des Aristides; die „ Tyndariden des Nikomachus; die Me- „ dea des Timomachus, und die oben er- „ wähnte Venus des Apelles mehr bewun- „ dert werden, als die sie vollkommen vollen- „ det haben. Man siehet nemlich darin die „ noch rückständigen Züge, ja selbst die Gedan- „ ken des Künstlers, und mit dem Vergnügen „ sie zu loben ist zugleich der Schmerz über die „ Vernichtung der Meisterhand verknüpft, die „ damit beschäftiget war. c) (B).

P 3 Die-

c) Illud vero perquam rarum ac memoria dignum, etiam suprema opera artificum, imperfectasque tabulas, sicut, Irin Aristidis, Tyndaridas Nicomachi, Medeam Timomachi, & quam diximus Venerem Apellis, in majori admiratione esse quam perfecta. Quippe in iis lineamenta reliqua, ipsaeque cogitationes artificum spectantur, atque in lenocinio commendationis dolor est manus, cum id ageret, extinctae. Lib. XXXV. c. 11.

(B) Dieses dünkt mich ist der Sinn der Stelle des Plinius. In dem Falle aber enthält sie ganz etwas anders, als Hume daraus nehmen will. Er hat aber die letzten Zeilen derselben so übersetzt, daß sie zu seinem Vorhaben dienen: „ Die abgebrochenen Züge des Stücks, übersetzt er; „ und die halb aus-

Diese Beyspiele, (deren man noch mehrere anführen könnte,) sind hinlänglich, uns in die Analogie der Natur einige Einsicht zu geben, und uns zu zeigen, daß das Vergnügen, welches uns die Redner, Dichter und Tonkünstler machen, indem sie Kummer, Betrübniß, Unwillen und Mitleiden bey uns erregen, nicht so ausserordentlich parador sey, als es dem ersten Ansehen nach scheinen mag. Die Stärke der Einbildungskraft, die Kraft des Ausdrucks, die Gewalt des Wohlklanges, die Reizungen der Nachahmung; alle diese natürlicher Weise für und an sich vergnügend für die Seele: und wenn der vorgestellte Gegenstand gleichfals eine Leidenschaft aufrührt, so wird unser Vergnügen durch die Verwandelung dieser schwächern Empfindung in die herrschende, noch mehr vergrössert. Obgleich die Leidenschaft vielleicht, ihrer Natur nach, und wenn sie durch die blosse Erscheinung eines wirklichen Gegenstandes rege gemacht wird, schmerzhaft seyn kann, so wird sie doch, wenn sie durch solche feinere Künste erweckt wird, so sanft, so gelinde und so weich gemacht, daß sie das höchste Vergnügen verursachen.

Zur

ausgebildete Idee des Malers werden sorgfältig durchstudiert; und selbst unsre Betrübniß über die wundernswürdige Hand, die durch den Tod verhindert worden, ist ein Zusatz und eine Vermehrung unsers Vergnügens. U.

Zur Bestätigung dieser Gedanken können wir anmerken, daß eine entgegengesetzte Wirkung erfolgt, wenn die Rührung der Einbildungskraft nicht über die Rührung der Leidenschaft überwiegend ist; denn ist die erstere nun die schwächste, so wird sie in die letztere verwandelt, und vergrössert den Schmerz und die Traurigkeit des Leidenden noch mehr.

Wer könnte es wohl je für ein geschicktes Mittel halten, einen betrübten Vater zu trösten, wenn man mit aller Stärke der Beredsamkeit, den unersetzlichen Verlust vergrössern wollte, den er durch den Tod eines geliebten Kindes erlitten hat? Je mehr Stärke der Beredsamkeit und des Ausdrucks man hier anwendet, desto mehr vergrössert man seine Betrübniß und seine Verzweifelung.

Ohne Zweifel wuchs die Scham, die Verwirrung und der Schrecken des Verres in dem Maaß, als die edle Beredsamkeit und das Feuer des Cicero höher stieg: und eben so wuchs auch sein Verdruß und sein Mißvergnügen. Diese erstern Leidenschaften waren für das Vergnügen, das aus den Schönheiten des Vortrages entstund, zu stark; und wirkten zwar nach eben dem Grundsatze, aber auf eine entgegengesetzte Art, auf die Sympathie, auf das Mitleiden und den Unwillen der Zuhörer.

Wenn der Lord Klarendon auf den Umsturz der königlichen Parthey zu reden kömmt, so setzt er voraus, daß seine Erzählung nun gar sehr unangenehm werden müsse; und eilet also über den Tod des Königes hinweg, ohne uns einen Umstand davon zu berichten. Er hält es für eine zu schreckliche Scene, als daß man sie mit einigem Vergnügen, oder auch nur ohne den äussersten Schmerz und Abscheu betrachten könne. Er selbst so wohl, als die Leser seiner Zeit, nahmen allzuviel Antheil an den Begebenheiten, und empfanden bey solchen Materien einen Schmerz, welche ein Geschichtschreiber und Leser aus einem andern Zeitalter als die interessantesten und am meisten pathetischen, und folglich, als die angenehmsten ansehen wird.

Eine Handlung, die im Trauerspiel vorgestellt wird, kann zu blutig und gräßlich seyn. Sie kann solche Empfindungen des Schreckens erregen, die sich nicht zum Vergnügen sanft machen lassen; und der größte Nachdruck, den wir unsern Ausdrücken in solchen Beschreibungen geben, dienet nur zur Vermehrung unsrer Unlust. Von dieser Art ist die Handlung, welche in der ehrgeizigen Stiefmutter vorgestellt wird; wo ein ehrwürdiger Greis, in der größten Wut und Verzweifelung, gegen eine Säule läuft, und seinen Kopf daran zerstößt, und sie über und über mit Hirn

und Blut besprützt. Das Englische Theater hat von dergleichen Bildern nur allzuviel.

Selbst die gemeinen Empfindungen des Mitleids müssen durch einen angenehmen Affekt gemildert werden, wenn sie dem Zuhörer durchgängige Zufriedenheit geben sollen. Das blosse Leiden der klagenden Tugend unter der triumphirenden Tyranney und dem Drucke des Lasters, macht ein unangenehmes Schauspiel: und alle Meister in der theatralischen Dichtkunst vermeiden es sorgfältig. Soll der Zuschauer ganz vergnügt und zufrieden nach Hause gehen, so muß sich die Tugend entweder in eine edle, herzhafte Verzweifelung verwandeln, oder das Laster muß gehörig gestraft werden.

Viele Maler scheinen von dieser Seite in der Wahl ihrer Gegenstände sehr unglücklich gewesen zu seyn. Da sie für Kirchen und Klöster arbeiteten, so haben sie vornemlich solche schreckliche Gegenstände, als Kreutzigungen und Märtyrergeschichten sind, abgeschildert; wo man nichts anders als Martern, Wunden, Hinrichtungen und erlittene Quaalen gewahr wird, ohne alle Handlung oder Leidenschaft. Wenn sie ihren Pinsel von dieser gräßlichen Mythologie ruhen liessen, so wandten sie sich gemeiniglich zum Ovid, dessen Erdichtungen zwar angenehm und rührend, aber kaum natürlich und wahrscheinlich genug zur Malerey sind.

Eben die Umkehrung des Grundsatzes, den wir hier erweisen wollen, entwickelt sich auch im gemeinen Leben eben so, als in den Wirkungen der Beredsamkeit und Dichtkunst. Man erhöhe die schwächere Leidenschaft so sehr, daß sie die herrschende wird; so verschlinget sie diejenige Empfindung, welche sie zuvor nährte und vergrösserte. Zuviel Eifersucht zerstöret die Liebe: zu viel Schwierigkeit macht uns gleichgültig: zu viel Krankheit und Schwachheit macht einen eigennützigen und lieblosen Vater verdrießlich.

Was kann unangenehmer seyn, als die gräulichen, finstern, unglücksvollen Geschichte, womit melancholische Leute ihre Gesellschaft unterhalten? Die unangenehme Leidenschaft, die hier allein erreget wird, und mit keinem Geiste, mit keinem Genie noch Beredsamkeit verbunden ist, führet blossen Verdruß mit sich, und ist von nichts begleitet, das es in Vergnügen oder Zufriedenheit mildern könnte.

Vierte Abhandlung.

Von der

Grundregel des Geschmacks.

Die grosse Verschiedenheit des Geschmacks sowohl, als der Meynungen, die in der Welt herrscht, ist gar zu offenbar, als daß sie nicht jedermann hätte in die Augen fallen sollen. Leute von der eingeschränktesten Einsicht sind im Stande, in dem kleinen Zirkel ihrer Bekanntschaft eine Verschiedenheit zu bemerken, auch da, wo die Personen unter einerley Regierung erzogen sind, und sehr früh einerley Vorurtheile eingesogen haben. Wer aber seinen Gesichtskreis erweitern, und entfernte Nationen und Zeiten betrachten kann, der muß über den gros-

grossen Widerspruch und die grosse Widerwärtigkeit noch mehr erstaunt seyn. Wir sind sehr geneigt, das barbarisch zu heissen, was nur von unserm eigenen Geschmack und unserer Fassung weit abgehet: aber wir finden bald, daß dieses Beywort des Tadels uns wieder gegeben wird. Auch der gröste Hochmuth und Eigendünkel wird endlich stutzig gemacht, wenn man auf allen Seiten gleiche Zuversichtlichkeit gewahr wird, und mitten in solchem Streite der Gesinnungen Skrupel findet, zu seinem eigenen Vortheil einen bejahenden Ausspruch zu thun.

So klar diese Mannigfaltigkeit des Geschmacks auch dem nachläßigsten Untersucher in die Augen fällt, so wird man sie doch bey genauerer Untersuchung wirklich noch grösser befinden, als sie es zu seyn scheinet. Die Gedanken der Menschen sind oft in Ansehung des Schönen und Häßlichen von allerley Art verschieden, auch alsdann, wenn sie überhaupt einerley Rede davon führen. Jede Sprache hat gewisse Ausdrücke, die Tadel, andere die Lob bedeuten; und alle Menschen, die einerley Sprache reden, müßten in der Anwendung derselben übereinstimmen. Alle Stimmen vereinigen sich, die Zierlichkeit, Richtigkeit, Einfalt, und den Geist in der Schreibart zu loben, und den Schwulst, den Zwang, die Kälte und den falschen Schimmer zu tadeln: So bald aber die Kunstrichter in das Detail gehen, oder jedes

des besonders untersuchen, so verschwindet diese anscheinende Einmüthigkeit; und man wird gewahr, daß sie mit ihren Ausdrücken einen sehr verschiedenen Sinn verbunden hatten. In allen Materien, womit die Meynung oder Wissenschaft zu thun hat, verhält es sich ganz anders: da sieht man, daß der Unterschied in der Denkungsart öfter in den allgemeinen als in den besondern Urtheilen liegt; und daß er in der Wirklichkeit geringer ist, als er zu seyn scheinet. Eine Erklärung der Ausdrücke endiget gemeiniglich den Streit; und die Streitenden verwundern sich, wenn sie finden, daß sie sich gezankt haben, da sie doch im Grunde einerley Urtheil fälleten.

Diejenigen, welche die Sittlichkeit mehr auf Empfindung, als auf Vernunft gründen, sind geneigt die Moral unter die erstere Beobachtung zu rechnen, und nehmen an, daß die Verschiedenheit unter den Menschen bey allen Fragen, welche Sitten und Wandel betreffen, wirklich grösser sey, als sie bey dem ersten Anblick zu seyn scheine. Und in der That sehen wir es, daß die Schriftsteller aller Nationen und Zeitalter darin übereinstimmen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Großmuth, Klugheit und Wahrhaftigkeit zu loben; und die entgegenstehenden Eigenschaften zu tadeln. Auch so gar Dichter und andere Verfasser, welche vornemlich, der Einbildungskraft zu gefallen, geschrieben haben, vom Homer an

bis auf den Fenelon, siehet man, eben diese moralische Regeln einprägen, und eben die Tugenden loben, eben die Laster tadeln. Diese grosse Einmüthigkeit wird gemeiniglich dem Einfluß der gleichstimmigen Vernunft zugeschrieben, welche in allen diesen Fällen, in allen Menschen gleichlautende Gesinnungen erhalte, und diejenigen Streitigkeiten verhüte, denen die abstrakten Wissenschaften so sehr unterworfen sind. Diese Erklärung kann man in so fern für zureichend halten, als diese Einmüthigkeit wirklich angetroffen wird: allein man muß auch zugestehen, daß etwas von dieser anscheinenden Harmonie in moralischen Dingen auf die Rechnung der Natur der Sprache selbst geschrieben werden muß. Das Wort, Tugend, nebst dessen gleichbedeutenden Ausdrücken in allen Sprachen, fasset Lob in sich; so wie das Wort, Laster, Tadel: Und niemand könnte, ohne aufs offenbarste und gröbste unrichtig zu sprechen, den Begriff des Tadels mit einem Worte verbinden, welches nach dem allgemeinen Sprachgebrauch in einem guten Verstande genommen wird; oder dem Lob beylegen, wo der eigentliche Gebrauch Tadel erfordert. Wo Homer allgemeine Regeln giebt, wird man nichts dagegen einzuwenden haben; aber es ist auch ganz augenscheinlich, daß er da, wo er besondere Schilderungen von Sitten macht, und den Heldenmuth in dem Achilles,

les, die Klugheit in dem Ulysses abmalt, viel mehr Wildheit in den erstern, und viel mehr List und Betrug in den letztern Charakter einmischt, als sich Fenelon erlauben würde. Der weise Ulysses in dem Griechischen Dichter scheinet an Lügen und Erdichtungen ein Vergnügen zu finden, und brauchet sie oft ohne Noth oder gar ohne Vortheil: aber sein gewissenhafterer Sohn in dem Französischen Heldendichter setzet sich lieber in die augenscheinlichste Gefahr, als daß er von der genauesten Richtschnur der Wahrheit und Aufrichtigkeit abweichen sollte.

Die Bewunderer und Anhänger des Korans berufen sich gar sehr auf die vortreflichen moralischen Vorschriften, welche in diesem seltsamen Werke allenthalben eingestreuet sind. Man muß aber bedenken, daß die Arabischen Worte, die mit den Deutschen, Billigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Sanftmuth, Liebe, übereinkommen, so beschaffen waren, daß sie nach dem beständigen Sprachgebrauche, immer in einem guten Verstande genommen werden mußten: und es würde die größte Unwissenheit nicht in der Sittenlehre, sondern in der Sprache, bewiesen haben; wenn man dieser Wörter mit irgend einem Beyworte gedacht hätte, das nicht Lob und Beyfall anzeigte. Wollten wir aber wissen, ob der vorgegebene Prophet wirklich von der Sittenlehre richtig gedacht habe;

so

so müssen wir auf seine Erzählung merken: so werden wir bald finden, daß er solche Exempel der Verrätherey, der Unmenschlichkeit, der Grausamkeit, der Rache und der Scheinheiligkeit lobet, die mit einer gesitteten Gesellschaft gar nicht bestehen können. Hier scheinet keine sichere Regel des Rechts beobachtet zu seyn; und jede Handlung wird nur in so fern gelobt oder getadelt, als sie den wahren Glaubensgenossen vortheilhaft oder schädlich ist.

Das Verdienst, wahre allgemeine Vorschriften in der Moral zu geben, ist in der That sehr klein. Derjenige, der moralische Tugenden anpreiset, thut wirklich nichts mehr, als was schon in dem Ausdruck selbst enthalten ist. Das Volk, welches das Wort Bescheidenheit erfand, und es in einer guten Bedeutung brauchte, schärfte die Vorschrift: Sey bescheiden: weit deutlicher und nachdrücklicher ein, als irgend ein angeblicher Gesetzgeber oder Prophet, der eine solche Maxime seinen Schriften einverleibte. Unter allen Ausdrücken sind diejenigen, welche nebst ihrer andern Bedeutung, auch einen Grad des Lobes oder Tadels in sich fassen, am wenigsten der Gefahr unterworfen, mißdeutet oder verdrehet zu werden. (A).

Es

(A) Der Herr Verfasser scheint hier etwas sagen zu wollen, aber ich wenigstens verstehe seine Meynung nicht.

Es ist sehr natürlich, daß wir eine Grundregel des Geschmacks aufsuchen, eine Regel, nach welcher die verschiedenen Empfindungen der Menschen mit einander vereiniget werden, oder wenigstens ein entscheidender Aus-

nicht. Er scheinet nicht zu bedenken, daß jemand nicht eher einen Ausdruck erfinden kann, ehe er nicht zuvor den Begriff dazu erfunden hat. Soll ein Volk das Wort Bescheidenheit erfinden, so muß es ja zuvor Handlungen an den Menschen bemerkt haben, die lobenswürdig sind; es muß den Unterschied von andern lobenswürdigen Handlungen einsehen, und dieser Unterscheid bringt es eben zur Erfindung eines neuen Ausdrucks, um denselben zu bezeichnen. Der Ausdruck selbst, der Ton desselben, fasset so wenig Lob oder Tadel in sich: Dieses Lob oder Tadel, den man sich damit zu verbinden gewöhnt, gründet sich auf vorhergehende Untersuchung oder Vergleichung der dadurch bezeichneten Sache, und auf die Veranlassungsgründe, die man zu beyden hat. Was thut aber ein Sittenlehrer wohl anders, als daß er den Begriff entwickelt, den man mit dem Ton: Bescheidenheit, zu verknüpfen habe; daß er das edle und vorzügliche desselben zeigt; und die Gründe der Preißwürdigkeit desselben anführt, und daraus endlich den Schluß macht: Sey bescheiden. Oder meynt der Verfasser, daß es genug sey, diese zwey Töne auszusprechen, wenn man einen bescheidenen Menschen machen will; weil der Ausdruck schon Lob oder Tadel in sich faßt? Eine leichte Moral! dabey man sich billig wundern muß, daß es noch Uebertreter der Moral geben kann. Doch so ungereimt kann wohl der Verfasser nicht denken! Man erkläre mir ihn besser. U.

Ausspruch geschehen könne, welche Empfindung zu bestätigen, und welche zu verwerfen sey.

Es giebt eine Art von Philosophie, die uns alle Hofnung zum glücklichen Erfolg eines solchen Versuchs abschneidet, und es als unmöglich vorstellt, daß man jemals eine Grundregel des Geschmacks ausfindig machen könne. Der Unterschied, sagt man, zwischen Urtheil und Empfindung ist sehr groß. Alle Empfindung ist richtig, weil die Empfindung auf nichts ausser sich eine Beziehung hat, und allezeit wirklich ist, wo nur ein Mensch sich derselben bewust ist. Aber alle Bestimmungen des Verstandes sind nicht richtig; weil sie eine Beziehung auf etwas ausser sich haben; nemlich, auf wirkliche Dinge und Begebenheiten: und also nicht immer dieser Grundregel gemäß sind. Unter tausend verschiedenen Meynungen, welche verschiedene Menschen von einerley Gegenstand haben können, ist eine, und zwar nur eine, richtig und wahr: und die einzige Schwierigkeit bestehet nur darin, diese zu bestätigen und zu erweisen. Hingegen werden tausend Empfindungen von einem und demselben Gegenstande erregt, und sind alle richtig; weil keine Empfindung das vorstellet, was wirklich in dem Gegenstande ist. Es zeigt nur eine gewisse Uebereinstimmung oder Beziehung zwischen dem Gegenstande, und den Organen oder den Fähig-

keiten

keiten der Seele an; und wenn diese Uebereinstimmung nicht wirklich vorhanden wäre, so hätte die Empfindung nie zum Daseyn gelangt seyn können. Die Schönheit ist keine Eigenschaft in den Dingen selbst: sie ist blos in der Seele vorhanden, welche diese Dinge betrachtet; und jede Seele stellt sich eine andere Schönheit vor. - Ja, einer kann da Häßlichkeit finden, wo ein anderer Schönheit gewahr wird; und jedes Individuum muß mit seiner eigenen Empfindung zufrieden seyn, ohne sich anzumassen, daß man die Empfindungen anderer verbessern wolle. Wer die wirkliche Schönheit, oder die wirkliche Häßlichkeit aufsuchen will, der unternimmt eine eben so fruchtlose Arbeit, als der, welcher die wirkliche Süßigkeit und Bitterkeit bestimmen wollte. Nach Beschaffenheit der Organen kann eine und eben dieselbe Sache süß und bitter seyn; und das Sprüchwort sagt recht: Ueber den Geschmack ist es unnütz zu disputiren. Es ist ganz natürlich, ja nothwendig, daß man diesen Grundsatz sowohl auf den Geschmack der Seele, als des Körpers, erstrecke; und alsdann finden wir, daß die gesunde Vernunft, welche mit der Philosophie, besonders mit der skeptischen, so oft im Widerspruch steht, wenigstens in einem Fall mit derselben übereinstimmt, und einerley Ausspruch thut.

Ob nun gleich dieser Grundsatz dadurch, daß er zum Sprüchwort geworden ist, von

der gesunden Vernunft (common sense) feyerlich bestätiget zu seyn scheint; so giebt es doch gewiß eine Art von gesunder Vernunft, welche demselben entgegen ist, oder ihn wenigstens genauer bestimmt und einschränkt. Derjenige, welcher unter dem Ogilby und **Milton**, oder unter dem **Bunyan** und **Addison** eine Gleichheit des Genies und der Zierlichkeit behaupten wollte, würde nach eines jeden Urtheil keine geringere Ungereimtheit vertheidigen, als wenn er behauptet hätte, ein Maulwurfshügel sey so groß als der **Piko** zu Teneriffa, oder ein Fischteich so groß als das Weltmeer. Ob man gleich Leute finden möchte, die den erstern Schriftstellern den Vorzug geben, so ist doch niemand aufmerksam auf einen solchen Geschmack; und wir urtheilen ohne Bedenken, die Empfindung solcher anmaßlicher Kunstrichter sey abgeschmackt und lächerlich. Der Grundsatz der natürlichen Gleichheit des Geschmacks wird alsdann ganz vergessen, und wenn wir ihn in manchen Fällen gelten lassen, wo die Gegenstände selbst an Gleichheit näher zu seyn scheinen; so fällt er wieder als ein ausschweifendes Paradoxon, oder vielmehr als eine handgreifliche Ungereimtheit in die Augen, wo so unproportionirte Gegenstände mit einander verglichen werden.

Es ist klar, daß keine einzige Regel der Schreibart durch Schlüsse a priori ausgemacht

macht worden, noch daß sie für abstrakte Folgerungen des Verstandes, aus der Vergleichung dieser Eigenschaften und Verhältnisse der Ideen gehalten werden können, welche ewig und unveränderlich sind. Sie sind eben so, wie alle praktische Wissenschaften, auf die Erfahrung gegründet; und sind nichts anders, als allgemeine Beobachtungen von dem, was überall in allen Ländern und zu allen Zeiten, gefallen hat. Viele Schönheiten der Dichtkunst, und selbst der Beredsamkeit beruhen auf Falschheit und Erdichtung, auf Hyperbolen, Metaphern, und einem Mißbrauche oder der Verwandelung der natürlichen Bedeutung der Ausdrücke. Wer die Schwingen der Einbildungskraft zügeln, und jeden Ausdruck auf geometrische Wahrheit und Genauigkeit bringen wollte, der würde den Gesetzen der Kritik ganz zuwider handeln; weil ein Werk daraus entstehen würde, das man nach einer allgemeinen Erfahrung höchst unschmackhaft und unangenehm befunden hat. Aber obgleich die Dichtkunst niemals der genauen Wahrheit unterworfen seyn kann, so muß sie doch durch Regeln der Kunst eingeschränckt werden, die ein Verfasser entweder durch sein Genie, oder durch die Beobachtung entdeckt hat. Wenn einige nachläßige oder unregelmäßige Schriftsteller gefallen haben, so haben sie nicht deswegen gefallen, weil sie die Regel oder Ordnung übertraten, sondern aller dieser Uebertretun-

tretungen ohngeachtet: Sie besassen andere Schönheiten, die einer richtigen Kritik gemäß waren, und die Stärke dieser Schönheiten konnte den Tadel überwiegen, und der Seele ein Vergnügen geben, das grösser war, als der Verdruß über die tadelhaften Stellen. Ariost gefällt; aber nicht wegen seiner ungeheuren und unwahrscheinlichen Erdichtungen; nicht wegen seiner seltsamen Mischung der ernsthaften und komischen Schreibart; nicht durch den Mangel des Zusammenhangs in seinen Geschichten, oder durch die beständige Unterbrechung seiner Erzählung. Er entzückt durch die Stärke und Deutlichkeit seines Ausdrucks, durch die Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit seiner Erfindungen, und durch seine natürliche Gemälde der Leidenschaften, besonders der muntern und der verliebten: und wenn gleich seine Fehler unser Vergnügen vermindern können, so können sie es doch nicht gänzlich zerstören. Entstünde aber unser Vergnügen auch wirklich aus denjenigen Stellen seines Gedichts, die wir Fehler nennen; so würde das doch kein Einwurf gegen die Kritik überhaupt seyn: Es wäre nur ein Einwurf gegen diejenigen besondern Regeln der Kritik, welche solche Dinge zu Fehler machten, und sie überhaupt tadelnswürdig vorstellten. Findet man daß sie gefallen, so können es keine Fehler seyn, das Vergnügen, das sie verursachen,

mag

mag auch noch so unerwartet seyn, und sich noch so wenig erklären lassen.

Ob nun zwar alle allgemeine Regeln der Kunst auf die Erfahrung und auf die Beobachtung der allgemeinen Empfindungen der menschlichen Natur gegründet sind, so müssen wir doch darum nicht glauben, daß das Gefühl der Menschen diesen Regeln allemal gemäß sey. Diese feinern Bewegungen der Seele sind von einer sehr zärtlichen und delikaten Natur, und erfordern, daß viele günstige Umstände zusammen kommen, wenn sie leichte und richtig, nach ihren allgemeinen und festgesetzten Grundregeln spielen sollen. Die geringste äusserliche Hinderniß, die so kleinen Triebfedern im Wege steht; oder die geringste innere Unordnung, verstöret ihre Bewegung, und verwirret die Operation der ganzen Maschine. Wollten wir einen solchen Versuch machen, und die Kraft einer Schönheit oder Häßlichkeit prüfen, so müssen wir Zeit und Ort schicklich und sorgfältig wählen, und die Phantasey in eine gehörige Stellung und Verfassung bringen. Eine vollkommene Heiterkeit der Seele, eine Samlung der Gedanken, eine gehörige Aufmerksamkeit auf den Gegenstand: wenn ein dergleichen Umstand fehlt, so wird unser Versuch betrüglich, und wir werden unfähig seyn, von der allgemeinen und wahren Schönheit zu urtheilen. Das Verhältniß wird wenigstens dunkler seyn, das

die Natur zwischen der Form und der Empfindung gesetzt hat; und es wird grössere Genauigkeit erfordern, es aufzusuchen und zu erkennen. Wir werden ihren Einfluß nicht so sehr aus der Wirkung jeder besondern Schönheit bestimmen können, als aus der fortdaurenden Bewunderung, welche diejenigen Werke begleitet, die allen Eigensinn der Mode und Gewohnheit, alle Irrthümer der Unwissenheit und des Neides überlebt haben.

Eben der Homer, der vor zwey tausend Jahren zu Rom und zu Athen gefiel, wird noch itzo in Paris und London bewundert. Alle Veränderungen des Klima, der Regierung, der Religion und der Sprache haben seinen Ruhm nicht verdunkeln können. Das Ansehen oder Vorurtheil können wohl einen schlechten Dichter oder Redner auf eine Zeitlang in Ruf setzen: aber sein Ruf wird niemals dauerhaft oder allgemein seyn. Wenn seine Arbeit von Ausländern oder von der Nachwelt untersucht wird, so fällt die Bezauberung hinweg, und seine Fehler erscheinen in ihrer wahren Gestalt. Je länger hingegen die Werke eines wirklichen Genies dauern, und je weiter sie sich verbreiten, desto aufrichtiger ist die Bewunderung, die es erhält. Neid und Eifersucht finden in einem engen Zirkel allzuviel Platz, und selbst eine genaue Bekanntschaft mit der Person kann den Beyfall vermindern,

mindern, der seinen Werken gebührt: Wenn aber diese Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, so entwickeln die Schönheiten gleich ihre Kraft, welche natürlicher Weise angenehme Empfindungen erregen müssen; und so lange die Welt steht, behaupten sie ihre Gewalt über der Menschen Gemüther.

Hieraus erhellet also, daß es mitten unter allem Eigensinn und aller Mannigfaltigkeit des Geschmacks, gewisse allgemeine Grundsätze des Beyfalls oder Tadels giebt, deren Einfluß ein sorgfältiges Auge in allen Wirkungen der Seele aufspüren kann. Man urtheilt, daß einige besondere Formen oder Eigenschaften zu Folge der ursprünglichen Struktur des innern Baues gefallen, andere aber mißfallen; und wenn sie ja einmal ihre Wirkung verfehlen, so ist es einem vermuthlichen Mangel oder Unvollkommenheit des Organs zuzuschreiben. Ein Mensch, der im Fieber liegt, wird nicht verlangen, daß seine Zunge etwas über den Geschmack entscheiden solle; noch wird einer, der mit der Gelbsucht befallen ist, sich über Farben zu urtheilen, anmassen. Jedes Geschöpf hat seinen gesunden und kranken Zustand; und der erste allein kann eine richtige Grundregel des Geschmacks und der Empfindung abgeben. Wenn sich bey dem gesunden Zustande der Organen, eine gänzliche oder doch beträchtliche Gleichförmigkeit der Empfindungen unter den Menschen zeiget, so können wir einen

Begriff von der vollkommenen und allgemeinen Schönheit daraus herleiten; eben so, als man es die wahre und wirkliche Farbe der Gegenstände nennt, wie sie dem Auge eines gesunden Menschen bey Tage vorkommen; auch dann, wann man gestehet, daß die Farbe ein blosses Geschöpf der Sinne sey.

Die Fehler und Mängel in den innerlichen Organen sind vielfach und häufig, welche den Einfluß dieser allgemeinen Grundsätze verhindern oder schwächen, worauf unsere Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit beruhet. Ob man gleich von einigen Gegenständen, nach dem Bau unserer Seele, natürlich erwartet, daß sie Vergnügen machen, so darf man doch nicht hoffen, daß dieses Vergnügen von jedem einzelnen Menschen gleich stark empfunden werde. Es kommen besondere Zufälle und Stellungen dazwischen, die entweder ein falsches Licht auf die Gegenstände werfen, oder das wahre verhindern, daß es der Einbildungskraft nicht die richtige Empfindung und Vorstellung zuführen kann.

Eine sehr gewöhnliche Ursach, warum viele die gehörige Empfindung der Schönheit nicht haben, ist der Mangel derjenigen Zärtlichkeit der Einbildungskraft, welche erforderlich ist, die Empfindlichkeit dieser feinern Bewegungen hervorzubringen. Auf diese Zärtlichkeit macht zwar jedermann Anspruch; jedermann spricht davon, und möchte gern alle

Arten des Geschmacks und der Empfindung aus ihrer Grundregel ableiten. Da wir aber in dieser Abhandlung gesonnen sind, einiges Licht des Verstandes mit dem Gefühl der Empfindungen zu vermischen, so werden wir eine genauere Erklärung von der Zärtlichkeit zu geben haben, als man bisher versucht hat. Und damit wir unsere Philosophie nicht aus einer gar zu tiefen Quelle schöpfen, so wollen wir sie in einer bekannten Geschichte im Don Quixote suchen.

Ich behaupte mit gutem Grunde, sagt Sancho zu dem Ritter mit der grossen Nase, daß ich mich auf Weine verstehe: diese Eigenschaft ist in unserer Familie erblich. Zwey von meinen Verwandten wurden mahl gerufen, von einem Fasse ihre Meynung zu sagen, welches man für vortreflich hielt, weil es alt und von einem guten Jahre war. Einer von ihnen kostet den Wein, bedenkt sich, und spricht nach reifer Ueberlegung, der Wein sey gut; ausser daß er etwas Geschmack von Leder habe, den er darin spüre. Der andere thut gleichsfals für die Güte des Weins seinen Ausspruch, nachdem er zuvor gleiche Vorsicht gebraucht hatte; nur daß ein Eisengeschmack darin sey, den er leicht unterscheiden könne. Es ist nicht zu glauben, wie sehr sie beyde wegen ihres Urtheils aufgezogen wurden. Wer lachte aber am Ende? Als man das Faß ausleerete, fand man einen alten

Schlüssel

Schlüssel auf dem Boden, der an einem ledernen Riemen hing.

Die grosse Aehnlichkeit zwischen dem Geschmack des Körpers und der Seele wird uns leicht die Anwendung dieser Geschichte lehren. So gewiß es auch ist, daß Schönheit und Häßlichkeit eben so wenig, als süß und bitter, Eigenschaften der Gegenstände sind, sondern blos auf die innerliche oder äusserliche Empfindung Beziehung haben; so muß man doch gestehen, daß gewisse Eigenschaften in den Gegenständen vorhanden sind, welche ihrer Natur nach geschickt sind, diese besondere Empfindungen zu erregen. Da nun diese Eigenschaften nur in geringem Grade, oder unter einander gemischt und verwirrt gefunden werden können; so geschieht es auch oft, daß der Geschmack durch solche kleine Eigenschaften nicht gerührt wird, oder mitten in der Unordnung, die darin herrscht, alle die besondern Annehmlichkeiten (sapores) nicht unterscheiden kann. Wo aber die Organen so fein sind, daß sie nichts entwischen lassen, und zugleich so genau sind, daß sie jedes Ingredient in der Mischung gewahr werden; so nennen wir das die Zärtlichkeit des Geschmacks, wir mögen diese Ausdrücke in eigentlicher oder uneigentlicher Bedeutung nehmen. Hier sind denn die allgemeinen Regeln der Schönheit brauchbar; weil sie aus unverwerflichen Mustern, und aus der Beobachtung dessen was gefällt oder mißfällt, wo es sich einzeln und im hohen Grade vor Augen

legt,

legt, hergenommen sind: und wenn eben diese Eigenschaften in einem aneinander hängenden Werke und in geringerm Grade, die Organen nicht mit einem merklichen Vergnügen oder Mißvergnügen rühren, so sprechen wir solcher Person alle Ansprüche an diese Zärtlichkeit ab. Wer diese allgemeinen Regeln oder unverwerfliche Muster der Schreibart erfindet, der findet gleichsam den Schlüssel mit dem ledernen Riemen, der den Ausspruch des Vetters des Sancho rechtfertigte, und die vermeynten Richter beschämte, die ihn verspottet hatten. Hätte man auch das Faß niemals ausgeleert, so wäre doch der Geschmack der erstern eben so zärtlich, und der Geschmack der andern eben so grob und seicht gewesen: aber es wäre schwerer zu beweisen gewesen, daß der erstere den Vorzug habe, und jeden Anwesenden davon zu überzeugen. Eben auf die Weise würden die verschiedenen Grade des Geschmacks immer statt gefunden haben, und das Urtheil eines Menschen dem Urtheile des andern vorzuziehen gewesen seyn; wenn auch die Schönheiten der Schreibart nie methodisch abgehandelt, oder auf allgemeine Grundsätze gebracht worden wären, wenn auch keine vortrefliche Muster jemals wären erkannt worden: aber es wäre nicht so leicht gewesen, den elenden Kunstrichter zum Schweigen zu bringen, der sich stets auf seine besondere Empfindung hätte berufen, und sich weigern können, seinem Gegner Recht

zu

zu geben. Wenn wir ihm aber einen unstreitigen Grundsatz der Kunst vorlegen; wenn wir diesen Grundsatz durch Beyspiele erläutern, deren Wirkung er; nach seinem eigenen besondern Geschmack, solchem Grundsatze gemäß findet; wenn wir beweisen, daß eben dieser Grundsatz auf gegenwärtigen Fall angewendet werden kann, wo er dessen Einfluß nicht merkte oder fühlte: so muß er endlich schliessen, daß der Fehler an ihm liegt, und daß ihm die erforderliche Zärtlichkeit mangelt, ihn gegen jede Schönheit und jede Häßlichkeit in einem Werke oder einer Rede, empfindlich zu machen.

Es wird an einem jeden Sinne oder Vermögen als eine Vollkommenheit angesehn, wenn sie ihre kleinsten Gegenstände genau bemerken, und ihrer Kenntniß und Beobachtung nichts entwischen lassen. Je kleiner die Gegenstände sind, welche dem Auge empfindbar sind; desto feiner ist das Organ, und desto vollkommener ist sein Bau und seine Zusammensetzung. Eine gute Zunge wird nicht mit starkschmeckenden Speisen geprüft, sondern durch eine Mischung allerhand kleiner Zuthaten, worinn man doch noch ein jedes schmecken kann, so klein und so sehr es auch mit dem übrigen vermischt sey. So muß gleichfals in dem geschwinden und scharfen Gefühl der Schönheit und Häßlichkeit die Vollkommenheit des Geschmacks unsrer Seele bestehen; und niemand kann mit sich gänzlich zufrieden

seyn,

seyn, so lange er noch vermuthet, daß ihm eine Schönheit oder ein Fehler in einer Rede unbemerkt entgehe. In diesem Fall findet man die Vollkommenheit des Menschen und die Vollkommenheit der Empfindung oder des Gefühls mit einander vereiniget. Eine sehr zarte Zunge kann in manchen Fällen sowohl jemanden selbst, als auch seinen Freunden sehr beschwerlich seyn; aber ein zärtlicher Geschmack des witzigen und schönen muß allezeit eine verlangenswürdige Eigenschaft seyn, weil es die Quelle der feinesten und unschuldigsten Vergnügungen ist, deren die menschliche Natur fähig seyn kann. In diesem Ausspruch kommen alle Empfindungen der Menschen überein. Wo man nur eine Zärtlichkeit des Geschmacks erweisen oder darthun kann, da ist man auch sicher, Beyfall zu erhalten; und sie läßt sich am besten darthun, wenn man sich auf diejenigen Muster und Grundsätze beruft, welche durch den einmüthigen Beyfall und die Erfahrung aller Zeiten und Völker als ausgemacht angenommen worden sind.

Ob sich nun aber gleich zwischen einer und der andern Person in der Zärtlichkeit gemeiniglich ein grosser Unterschied findet, so kann doch nichts dieses Talent besser vermehren und erhöhen, als die Uebung in einer besondern Kunst, und die öftere Betrachtung oder Beschauung einer besondern Art der Schönheit. Was für Gegenstände auch dem Auge oder

der

der Einbildungskraft zum ersten mal vorgehalten werden, so ist die Empfindung, die wir dabey haben, dunkel und verwirrt; und die Seele ist in hohem Grade unfähig, über ihren Werth oder ihre Mängel ein Urtheil zu fällen. Der Geschmack kann die verschiedenen Schönheiten des Werks nicht bemerken, noch viel weniger den besondern Charakter jeder Schönheit unterscheiden, und deren Eigenschaften und Grade bestimmen. Zum höchsten kann man es erwarten, daß er das Ganze überhaupt für schön oder häßlich ausgiebt; und auch dieses Urtheil wird ein Mensch, der gar keine Uebung hat, mit vieler Bedenklichkeit und Zurückhaltung fällen. Aber man lasse ihn in diesen Sachen Erfahrung erlangen, so wird sein Gefühl richtiger und feiner: er bemerkt alsdann nicht nur die Schönheiten und Mängel eines jeden Theils, sondern er kann auch das unterscheidende einer jeden Eigenschaft anzeigen, und ihr gebührendes Lob oder Tadel bestimmen. Eine klare und deutliche Empfindung begleitet seine ganze Betrachtung der Gegenstände; und er unterscheidet den richtigen Grad und die Art des Beyfalls oder Mißfallens, welchen jeder Theil seiner Natur nach hervorbringen muß. Der Nebel verschwindet, der zuvor über dem Gegenstand zu schweben schien: das Organ erlangt grössere Vollkommenheit in seinen Operationen; und kann, ohne Gefahr des Irrthums, über den Werth

eines jeden Werks ein Urtheil fällen. Mit einem Wort, eben die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, welche die Uebung zur Verfertigung eines Werks giebt, wird auch durch eben diese Uebung erlangt, es zu beurtheilen.

So viel trägt die Uebung zur Beurtheilung der Schönheit bey, daß es auch so gar nothwendig ist, daß man ein gewisses Werk mehr als einmal durchlese, und es von verschiedenen Seiten mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachte, ehe und bevor man über solch ein Werk von einiger Wichtigkeit urtheilen will. Bey dem ersten Durchlesen eines Werks ist die Seele gemeiniglich flatterhaft oder eilfertig, wodurch die ächte Empfindung der Schönheit verwirret wird. Man entdeckt die Beziehung der Theile nicht; man unterscheidet die wahren Charaktere der Schreibart nicht genug; die verschiedenen Vollkommenheiten und Mängel erscheinen in einer Art von Unordnung verwickelt, und zeigen sich der Einbildungskraft nur undeutlich. Nicht zu gedenken, daß es eine Art von Schönheit giebt, welche zwar blühend und äusserlich geschmückt ist, und anfangs gefällt; die aber bald nach dem Kosten schaal befunden, und denn mit Verachtung verworfen, oder wenigstens auf einen weit geringeren Werth gesetzt wird, wenn man siehet, daß sie mit einem richtigen Ausdrucke der Vernunft, oder der Leidenschaft nicht bestehen kann.

Es ist unmöglich, daß man diese Uebung, eine Art der Schönheit zu betrachten, fortsetzen kann, ohne unter den verschiedenen Arten und Graden des Schönen Vergleichungen anzustellen, und ihr Verhältniß gegen einander zu schätzen. Ein Mensch, der keine Gelegenheit gehabt hat, die verschiedenen Arten der Schönheit zu vergleichen, ist gewiß ganz untüchtig, über einen Gegenstand, der ihm vorkömmt, seine Meynung zu sagen. Durch die Vergleichung allein bestimmen wir das beygelegte Lob oder Tadel, und lernen jedes in seinem gehörigen Grad austheilen. Das gröbste Geschmiere eines ausgehangenen Schildes hat einen gewissen Glanz der Farben, und eine gewisse Richtigkeit der Nachahmung, die in so fern Schönheiten sind, und die Seele eines Bauern oder Indianers in die gröste Bewunderung setzen können. Den gemeinsten Gassenliedern fehlet es nicht ganz an Harmonie oder Natur; und niemand anders wird ihren Wohlklang hart oder ihren Innhalt uninteressant nennen, als nur derjenige, welcher mit grössern Schönheiten bekannt ist. Ein sehr geringer Grad der Schönheit, machet demjenigen Verdruß, der mit dem höchsten Grade des Vortreflichen in der Art umgehet, und wird aus dieser Ursach von ihm für häßlich gehalten: so wie man auf der andern Seite gemeiniglich glaubt, daß der Gegenstand, der nach unserm Wissen am besten und vollständigsten

digsten ausgearbeitet worden, den Gipfel der Vollkommenheit erreicht habe, und mit dem größten Beyfall zu beehren sey. Ein Mensch, der Gelegenheit gehabt hat, die verschiedenen Werke zu sehen, zu untersuchen, und abzuwägen, welche von verschiedenen Völkern und Zeiten bewundert worden, der kann allein die Verdienste eines Werks, das ihm vorgelegt wird, bestimmen, und ihm unter den Werken des Genies seinen gebührenden Rang anweisen.

Soll er aber noch geschickter werden, sein Unternehmen auszuführen, so muß er seine Seele von allen Vorurtheilen frey erhalten, und nichts auf seine Betrachtung Einfluß haben lassen, als den Gegenstand allein, der seiner Untersuchung vorgelegt ist. Wir können es bemerken, daß ein jedes Werk der Kunst aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet werden muß, wenn es seine gehörige Wirkung auf die Seele haben soll; und daß es von solchen Personen nicht recht geschmeckt werden kann, deren wirkliche oder eingebildete Stellung nicht so beschaffen ist, als sie dasselbe Werk erfordert. Ein Redner wendet sich an eine besondere Versammlung, und muß auf ihr besonderes Genie, Interesse, Meynungen, Leidenschaften und Vorurtheile Acht haben; sonst hoffet er vergebens ihre Entschliessungen zu regieren, und ihre Leidenschaften zu entflammen. Sollten sie auch einige vorgefaßte Meynungen

gegen ihn gehegt haben, und wären sie auch noch so ungegründet, so muß er diesen Nachtheil nicht übersehen; sondern ehe er sich in seine Materie einläßt, muß er ihre Gunst zu gewinnen und ihre Zuneigung zu erwerben suchen. Ein Kunstrichter eines andern Zeitalters oder von einem andern Volk, muß alle diese Umstände vor Augen haben, und sich mit jener Versammlung in gleiche Stellung setzen, wenn er von der Rede ein richtiges Urtheil fällen will. Auf gleiche Weise muß ich, wenn ein Werk an das Publikum gerichtet ist, und ich auch mit dem Verfasser in Freundschaft oder Feindschaft stünde, diese besondere Stellung verlassen, und mich blos als einen Menschen überhaupt betrachten; und, wo möglich, mein individuelles Wesen und meine besondern Umstände vergessen. Ein Mensch, der von Vorurtheilen eingenommen ist, beuget sich nicht unter diese Bedingung; sondern behauptet hartnäckig seine natürliche Stellung, ohne sich in die zu versetzen, welche zu dem Werke erforderlich ist. Ist das Werk an Leute aus einer andern Nation oder Zeitalter gerichtet, so bringt er die ihnen eigene Absichten und Vorurtheile nicht mit in Rechnung; sondern voll von den Sitten seiner eigenen Zeit, verdammt er alles dasjenige dreist weg, was in den Augen derer, für die die Rede allein ausgearbeitet war, vortreflich schien. Ist das Werk für das Publikum geschrieben, so erweitert er niemals

mals seinen Begriff, oder vergißt sein Interesse, als Freund oder Feind, als Nebenbuhler oder Ausleger, genugsam. Hierdurch werden seine Empfindungen verderbt; und einerley Schönheiten oder Fehler haben nicht mehr eben den Einfluß auf ihn, als wenn er seiner Einbildung auf einige Augenblicke gehörige Gewalt angethan; und sich selbst vergessen hätte. So weit entfernt sich sein Geschmack augenscheinlich von der wahren Grundregel; und verliehret auch folglich alles Ansehen und allen Glauben.

Es ist bekannt genug, daß das Vorurtheil in allen Streitfragen, die vor den Verstand gehören, der gesunden Beurtheilung am nachtheiligsten ist, und alle Operationen der denkenden Fähigkeiten der Seele verkehret: es ist nicht weniger dem guten Geschmack zuwider; und hat nicht weniger Einfluß, unsre Empfindungen von der Schönheit zu verderben. Es kömmt der gesunden Vernunft zu, dessen Einfluß in beyden Fällen zu hemmen; und in dieser sowohl, als in vieler andern Absicht, ist die Vernunft, wo nicht ein wesentlicher Theil des Geschmacks, doch wenigstens zu den Operationen dieser letztern Fähigkeit erforderlich. In allen vorzüglichen Werken des Genies findet man eine gegenseitige Beziehung und Uebereinstimmung der Theile; und derjenige kann weder die Schönheiten, noch die Fehler gewahr werden, dessen Verstand nicht groß genug ist,

alle diese Theile zu fassen, und mit einander zu vergleichen, um die Einförmigkeit und den Zusammenhang des Ganzen zu verstehen. Ein jedes Werk der Kunst hat gleichfals einen gewissen Endzweck oder Absicht, wozu es verfertiget ist; und muß für mehr oder minder vollkommen geschätzt werden, je nachdem es mehr oder weniger geschickt ist, diesen Endzweck zu erreichen. Der Zweck der Beredsamkeit ist zu überreden, der Zweck der Geschichte zu unterrichten, der Zweck der Dichtkunst durch Hülfe der Leidenschaften und der Einbildungskraft zu gefallen. Diese Endzwecke müssen wir beständig vor Augen haben, wenn wir ein Werk lesen; und zu beurtheilen im Stande seyn, wie fern die angewandten Mittel ihre vorhabende Absichten zu erreichen geschickt gemacht worden. Ueberdem ist eine jede Ausarbeitung, ja auch die, welche im höchsten Grade poetisch ist, nichts anders als eine Kette von Sätzen und Schlüssen; die zwar nicht immer die richtigsten und genauesten, aber doch wahrscheinlich und scheinbar sind, so sehr sie auch durch das Kolorit der Einbildungskraft verkleidet seyn mögen. Die Personen, welche im Trauerspiel oder in dem epischen Gedicht aufgeführt werden, müssen so vorgestellt werden, daß sie ihrem Charakter und ihren Umständen gemäß überlegen und denken, und schliessen und handeln: und ohne Urtheilskraft sowohl, als Geschmack und Erfindung kann ein Dichter nimmer

mer hoffen, in einer so zärtlichen Unternehmung glücklich zu seyn. Nicht zu gedenken, daß eben die Vortreflichkeit der Fähigkeiten, die zur Verbesserung der Vernunft beyträgt, eben die Klarheit der Vorstellung, eben die Richtigkeit des Urtheils, eben die Lebhaftigkeit etwas zu begreifen, zu den Operationen des wahren Geschmacks wesentlich gehören, und seine unfehlbaren Begleiter sind. Es geschicht selten oder niemals, daß ein Mann von Verstand, der in einer Kunst erfahren ist, von ihrer Schönheit nicht urtheilen könne; und eben so selten findet man jemanden, der einen richtigen Geschmack ohne gesunden Verstand hätte.

Ob also gleich die Grundregeln des Geschmacks allgemein, und beynahe, wo nicht gänzlich einerley bey allen Menschen sind; so sind doch nur wenige geschickt, von einem Werk der Kunst zu urtheilen, oder ihre eigene Empfindung zur Grundregel der Schönheit zu setzen. Die Organen der innern Empfindungskräfte sind selten so vollkommen, daß sie den allgemeinen Grundregeln ihre völlige Wirksamkeit verstatten, und ein Gefühl hervorbringen, das mit diesen Grundregeln übereinstimmt. Sie sind entweder durch gewisse Mängel geschwächt; oder durch einige Unordnung verderbt; und bringen alsdann eine Empfindung hervor, die man irrig nennen könnte. Wenn der Kunstrichter keine Zärtlichkeit besitzt, so urtheilt er

ohne Scharfsinn, und wird nur durch die gröbern und handgreiflichsten Eigenschaften des Gegenstandes gerührt: die feinern Züge entwischen unbemerkt und ungeachtet. Wo er nicht durch eigene Uebung unterstützt wird, so wird sein Ausspruch verwirrt und zweifelhaft ausfallen. Wo er keine Vergleichung angestellt hat, da sind die nichtswürdigsten Schönheiten, die eher den Namen der Fehler verdienten, der Gegenstand seiner Bewunderung. Wo er vom Vorurtheil beherrscht wird, da sind alle seine natürlichen Empfindungen verkehret. Wo ihm die gesunde Vernunft fehlt, da ist er nicht im Stande, die Schönheiten des Plans und der Gedanken einzusehen, welche die höchsten und vortreflichsten sind. Eine oder die andere dieser Unvollkommenheiten tragen alle Menschen an sich; und darum hat man es wahrgenommen, daß ein wahrer Richter in den feinern Künsten, auch selbst in den gesittetesten Zeiten, ein so rarer Charakter ist. Ein grosser Verstand, mit zärtlicher Empfindung verbunden, durch Uebung verbessert, durch die Vergleichung vollkommener gemacht, und von allen Vorurtheilen geläutert; kann allein den Kunstrichtern zu diesem schätzbaren Charakter ein Recht geben; und der übereinstimmige Ausspruch solcher Männer, sie mögen seyn wo sie wollen, ist die wahre Grundregel des Geschmacks und der Schönheit.

Wo soll man aber solche Kunstrichter finden? An welchen Zeichen kann man sie erkennen? Wie kann man sie von falschen Pretendenten unterscheiden? Diese Fragen setzen in Verlegenheit; und scheinen uns in die vorige Ungewißheit wieder zu versetzen, woraus wir uns diese ganze Abhandlung hindurch, heraus zu reissen bemühet haben.

Wenn wir aber die Sache recht erwegen, so sind das Fragen über Fakta und nicht über die Empfindung. Ob eine gewisse Person mit gutem Verstande und einer zärtlichen Einbildungskraft begabt, und frey von Vorurtheilen sey; das kann oft Materie zum Streit geben, und kann viel Untersuchung und Disputirens erfordern: daß aber solcher Charakter hochachtungswürdig und schätzbar sey, das wird von jedermann zugestanden werden. Wo dergleichen Zweifel vorkommen, da kann man nichts weiter thun, als bey andern streitigen Fragen, die vor den Verstand gehören: man muß die besten Gründe anführen, die uns die Erfindung an die Hand giebt; man muß annehmen, daß irgendwo eine wahre und entscheidende Regel vorhanden sey; nemlich, das wirckliche Daseyn und Faktum derselben; und man muß denen verzeihen, die sich auf eine andere Art, als wir, auf diese Grundregel berufen. Zu unserer gegenwärtigen Absicht ist es genug, wenn wir bewiesen haben, daß sich der Geschmack aller einzelnen Personen nicht gleich

ist; und daß man es von einigen Menschen einmüthig erkennet, daß sie vor andern einen Vorzug besitzen, so schwer es auch seyn mag, sich in besondern Fällen ganz fest darauf zu verlassen.

In der That aber ist die Schwierigkeit, auch in besondern Fällen die Regel des Geschmacks zu finden, so schwer nicht, als man sich vorstellt. Ob wir gleich in der Theorie gern ein gewisses Kennzeichen in der Wissenschaft zugestehn, und es in der Empfindung läugnen, so finden wir es doch in der Praxi weit schwerer, es im erstern Falle zu bestimmen, als in dem letztern. Theorien der abstrakten Weltweisheit, Systeme tiefer Gottesgelehrtheit haben in einem Zeitalter die Oberhand gehabt; in einem folgenden Zeitpunkte sind sie überall verworfen worden; man hat ihre Ungereimtheit entdeckt; andere Theorien und Systeme haben ihre Stelle eingenommen; die wieder andern gewichen sind: und man hat erfahren, daß nichts den Abwechselungen der Mode und Gewohnheit so sehr unterworfen sey, als diese vermeyntliche Entscheidungen der Wissenschaft. Mit den Schönheiten der Beredsamkeit und der Dichtkunst verhält es sich nicht so. Richtige Ausdrücke des Affekts und der Natur erlangen, nach kurzer Zeit, ganz sicher allgemeinen Beyfall, den sie auch immer behaupten. Aristoteles und Plato, und Epikurus und Cartesius können einer

ner den andern verdrängen; aber Terenz und Virgil behaupten eine allgemeine und unbestrittene Herrschaft über die Seelen der Menschen. Die abstrakte Philosophie des Cicero hat ihr Ansehen verlohren; das Feuer seiner Beredsamkeit wird noch immer bewundert.

Ob gleich Leute von zärtlichem Geschmack selten sind, so können sie doch, an ihrem richtigen Verstande, und an dem Vorzuge ihrer Fähigkeiten vor allen übrigen Menschen, leicht in der Gesellschaft erkannt werden. Das Gewicht, das sie sich erwerben, giebt dem lebhaften Beyfalle, womit sie Werke des Genies aufnehmen, einen solchen Nachdruck, daß er bald allgemein und herrschend wird. Viele Leute haben nur eine schwache und zweifelhafte Empfindung der Schönheit, wenn sie sich allein überlassen sind; die aber doch auch feine Züge derselben zu schmecken fähig sind, wenn man sie ihnen anzeigt. Ein jeder, den man zur Bewunderung eines wahren Dichters oder Redners bekehret hat, sucht wieder andere zu bekehren. Und obschon Vorurtheile eine Zeitlang das Uebergewicht haben können, so vereinigen sie sich doch nie einen falschen Buhler des wahren Genies zu erheben, sondern sie unterwerfen sich endlich der Gewalt der Natur und der richtigen Empfindung. Und dem zu Folge hat man niemals eine gesittete Nation gefunden, die in ihrer Neigung für einen epischen oder tragischen Lieblingsdichter, lange ge-

irret

irret habe, ob sie sich gleich in der Wahl ihres bewunderten Philosophen leicht betriegen kann.

Es bleiben aber doch, aller unserer Mühe ungeachtet, eine Grundregel des Geschmacks auszumachen, und die verschiedenen Begriffe der Menschen mit einander zu vereinigen, noch zwo Quellen der Verschiedenheit übrig; die zwar nicht alle Gränzen der Schönheit und Häßlichkeit zu vermischen im Stande sind, aber doch oft die Grade unsers Lobes und Tadels ändern können. Die erste ist die verschiedene Gemüthsart eines jeden Menschen; und die zweyte, die besondern Sitten und Meynungen unserer Zeit und unsers Landes. Die allgemeinen Grundsätze des Geschmacks sind in der menschlichen Natur gleichförmig: wo Menschen in ihrem Urtheil verschieden sind, da kann man gemeiniglich einen Mangel oder eine Verkehrtheit in ihren Fähigkeiten bemerken, welche entweder vom Vorurtheil, oder aus Mangel der Uebung oder der Zärtlichkeit herrührt; und da hat man einen richtigen Grund, den einen Geschmack zu billigen, und den andern zu verwerfen. Wo sich aber solche Verschiedenheit in dem innerlichen Bau, oder in der äusserlichen Situation findet, welche an beyden Seiten untadelich ist, und uns keinen Grund verstattet, dem einen vor dem andern den Vorzug zu geben; so ist in solchem Fall eine gewisse Verschiedenheit des

Urtheils unvermeidlich, und wir suchen vergebens nach einer Grundregel, nach welcher wir diese entgegengesetzte Empfindungen vereinigen könnten.

Ein junger Mensch, dessen Leidenschaften feurig sind, wird durch verliebte und zärtliche Bilder mehr gerührt werden, als ein Mann der schon mehr Jahre erlangt hat, welcher an weisen und philosophischen Vollkommenheiten ein Vergnügen findet, welche den Wandel und die Mäßigung der Leidenschaften betreffen. Im zwanzigsten Jahre kann Ovid; im vierzigsten der Horaz; und vielleicht im funfzigsten der Tacitus unser Leibschriftsteller seyn. In solchen Fällen würden wir uns vergebliche Mühe geben, die Empfindungen anderer Menschen anzunehmen, und die Neigungen abzulegen, die uns natürlich sind. Wir wählen uns eben so einen Leibschriftsteller, als wir uns einen Freund wählen, nemlich nach der Gleichförmigkeit der Gemüthsart und der Neigungen. Frölichkeit oder Heftigkeit, Empfindung oder Ueberlegung giebt uns eine besondere Sympathie zu dem Schriftsteller, der uns ähnlich ist, je nachdem eins oder das andere in unserer Gemüthsart die Oberhand hat.

Dem einen gefällt das Erhabene, dem andern das Zärtliche, einem dritten das Scherzhafte besser. Einer empfindet die Fehler sehr stark, und liebt die genaue Richtigkeit

tigkeit ungemein; ein anderer hat ein lebhafters Gefühl von den Schönheiten, und vergiebt zwanzig Ungereimtheiten und Fehler für einen erhabenen oder pathetischen Zug. Das Ohr dieses Mannes ist gänzlich auf Kürze und Nachdruck gerichtet; und ein anderer vergnügt sich an reichen, gehäuften und harmonischen Ausdrücken. Dem einen ist Einfalt, dem andern Zierathen angenehm. Das Lustspiel, das Trauerspiel, Satyren, Oden, haben jedes seine Freunde, welche diese besondere Art der Dichtkunst allen übrigen vorziehen. Es ist ganz offenbar ein Irrthum bey einem Kunstrichter, wenn er seinen Beyfall nur auf eine Gattung oder Schreibart einschränkt, und alle übrigen verwirft. Aber es ist fast unmöglich, daß man nicht für diejenige eine vorzügliche Neigung haben sollte, die mit unserer eigenen Gemüthsart und Wendung übereinkömmt. Ein solcher Vorzug ist unschuldig und unvermeidlich, und kann niemals mit Grunde bestritten werden, weil es keine Grundregel giebt, darnach es könnte entschieden werden.

Aus gleicher Ursach gefallen uns die Schilderungen solcher Charaktere besser, welche denen gleichen, die wir zu unsern Zeiten und in unserm Lande antreffen, als solche, welche uns ganz unterschiedene Sitten zeichnen. Es geschieht nicht ohne einigen Zwang, daß wir uns mit der Einfalt der alten Sitten vertragen,

und Prinzeßinnen Wasser aus einem Brunnen holen sehen, und Könige und Helden selbst ihre Mahlzeit zubereiten. Ueberhaupt können wir wohl zugestehn, daß die Vorstellung solcher Sitten kein Fehler bey dem Schriftsteller, und keine Häßlichkeit in dem Werke sey; wir werden aber nicht so empfindlich dadurch gerührt. Daher läßt sich das Lustspiel nicht leicht aus einer Zeit in die andere, und von einer Nation auf die andere versetzen. Einem Franzosen oder Engelländer gefällt die Andria des Terenz, oder die Clitia des Machiavells nicht, wo das Frauenzimmer, welches die Hauptperson des Spiels ist, niemals vor die Augen der Zuschauer kömmt, sondern nach der eingezogenen Gemüthsart der alten Griechen und heutigen Italiäner beständig hinter der Scene bleibt. Ein Mann von Gelehrsamkeit und Nachdenken kann gegen diese sonderbaren Sitten nichts einzuwenden haben; aber der gemeine Haufe der Zuschauer kann seine gewöhnten Begriffe und Empfindungen nicht so weit ablegen, daß er an Schilderungen Geschmack finden sollte, die ihm nicht im geringsten ähnlich sind.

Und hier kommen wir auf einen Gedanken, der vielleicht bey Untersuchung der berühmten Streitfrage über die alte und heutige Gelehrsamkeit dienlich seyn kann. Wir finden oftmals, daß die eine Parthey eine anscheinen-

de

de Ungereimtheit mit den Sitten der damaligen Zeit entschuldiget, und die andere solche Entschuldigungen nicht gelten lassen, oder sie wenigstens nur als eine Entschuldigung für den Verfasser, und nicht für das Werk zulassen will. Nach meiner Meynung sind die gehörigen Gränzen hierin von den streitenden Partheyen selten richtig bestimmt worden. Wo einige sonderbare aber unschuldige Sitten vorgestellt werden, dergleichen die zuvorerwähnten sind; so muß man sie gewiß gelten lassen; und wer sich daran stößt, giebt einen offenbaren Beweis von einer falschen Zärtlichkeit und Feinheit. **Des Dichters Denkmahl, das dauerhafter als Erzt ist,** müßte wie gemeiner Stein oder Thon zerfallen, wenn der Mensch nicht auf die beständigen Abwechselungen der Sitten und Gewohnheiten Acht haben, und nichts gelten lassen wollte, als was der herrschenden Mode gemäß wäre. Müssen wir die Gemälde unserer Vorfahren wegen ihrer altväterischen Halskrausen und Leibwulste bey Seite werfen? Wenn sich aber die Begriffe der Moralität und des Wohlstandes von einem Zeitalter zum andern verändern, und irgendwo lasterhafte Sitten beschrieben werden, ohne mit dem gehörigen Charakter des Tadels und Mißfallens belegt zu seyn, da muß man gestehen, daß sie das Gedicht verunstalten, und eine wirkliche Häßlichkeit sind. Ich kann, und darf mich auch nicht wohl in solche Gesinnun-

nungen versetzen, und wenn ich auch den Dichter mit den Sitten seiner Zeit entschuldige, so kann ich doch an seiner Ausarbeitung selbst keinen Geschmack finden. Der Mangel der Menschlichkeit und Anständigkeit, welcher in den Charakteren so sichtbar ist, die verschiedene der alten Dichter, ja auch manchmal Homer und die Griechischen Trauerspieldichter entworfen haben, verringert den Werth ihrer vortreflichen Werke gar sehr, und giebt unsern heutigen Schriftstellern einen grossen Vorzug über sie. Die Schiksale und Empfindungen solcher rauhen Helden intereßiren uns nicht: es mißfällt uns, die Gränzen der Tugend und des Lasters so unter einander gemischt zu finden: und so viel wir auch mit dem Verfasser seiner Vorurtheile halber Nachsehen haben, so können wir doch nicht so viel über uns gewinnen, uns in seine Empfindungen zu versetzen, oder solchen Charaktern geneigt zu werden, welche wir offenbar für tadelswürdig erkennen.

Es verhält sich mit moralischen Grundsätzen nicht eben so, als mit spekulativischen Meynungen. Diese sind einem beständigen Wechsel und Veränderung unterworfen. Der Sohn nimmt ein ander System an als sein Vater. Ja es giebt kaum einen Menschen, der sich in diesem Stück einer grossen Bestän-

digkeit und Gleichförmigkeit rühmen könnte. So viel spekulativische Irrthümer man auch in den feinen Schriften eines Zeitalters und Landes finden mag, so entziehen sie doch dem Werthe solcher Werke nur sehr wenig. Es gehöret nur eine gewisse Wendung der Gedanken oder der Einbildungskraft dazu, so versetzen wir uns in alle die Meynungen, die zu der Zeit herrschten, und finden Geschmack an den Gesinnungen oder Schlüssen, die daraus hergeleitet werden. Aber es gehört ein sehr heftiger Zwang dazu, wenn wir unser Urtheil über sittliche Dinge verändern, und solche Empfindungen des Beyfalls oder Tadels, der Liebe oder des Hasses, bey uns erwecken sollen, welche von denen verschieden sind, womit die Seele aus langer Gewohnheit bekannt ist. Und wenn ein Mensch von der Richtigkeit der moralischen Grundregel sicher und gewiß ist, wornach er urtheilt, so hält er mit Recht eifrig darob, und will auch nicht auf einen Augenblick die Empfindungen seines Herzens einem Schriftsteller zu Gefallen verkehren, er sey auch wer er wolle.

Von allen spekulativischen Irrthümern sind diejenigen, welche die Religion betreffen, in Werken des Genies am ersten zu entschuldigen; man darf auch die Höflichkeit oder Weisheit

heit eines Volks, noch auch einzelner Personen, nicht aus der Grobheit oder Feinheit ihrer theologischen Grundsätze beurtheilen. Eben die gesunde Vernunft, die die Menschen in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens leitet, findet in Religionssachen kein Gehör; von denen man glaubt, daß sie ganz über den Gesichtskreis der menschlichen Vernunft sind. Aus dieser Ursach muß jeder Kunstrichter alle die Ungereimtheiten der heydnischen Götterlehre übersehn, der sich von der alten Dichtkunst einen richtigen Begriff machen will; und unsere Nachkommen müssen hinwiederum gegen ihre Vorfahren eben die Nachsicht haben. Keine Grundsätze der Religion können einem Dichter zum Fehler angerechnet werden, so lange sie blos theoretische Grundsätze bleiben, und sein Herz nicht so stark einnehmen, daß man ihm Aberglauben oder Schwärmerey Schuld geben kann. Wo das geschieht, da verwirren sie die Empfindungen der Sittlichkeit, und verrücken die natürlichen Gränzen von Tugend und Laster. Sie sind daher nach dem obenerwähnten Grundsatze, in Ewigkeit Fehler; und die Vorurtheile und falschen Meynungen seiner Zeit können sie sattsam entschuldigen.

Es ist der Römischkatholischen Religion wesentlich, gegen jeden andern Gottesdienst ei-

nen heftigen Haß einzuflössen, und alle Heyden, Mahometaner und Ketzer als Gegenstände des Zorns und der Rache GOttes vorzustellen. Ob gleich solche Gesinnungen wirklich höchst tadelhaft sind, so werden sie doch von den Eiferern dieser Kirche als Tugenden betrachtet, und in epischen Gedichten und Trauerspielen als ein gewisser göttlicher Heldenmuth vorgestellt. Diese Schwärmerey hat zwey vortrefliche Trauerspiele des Französischen Theaters, Polieuktes und Athalia verunstaltet; wo ein unmäßiger Eifer für besondere Formen des Gottesdienstes mit aller möglichen Pracht aufgeführt ist, und den herrschenden Charakter der Helden ausmacht. „Wie, „ spricht der heldenmüthige Joad zur „ Josabet, als er sie mit dem Mathan, dem „ Priester des Baals, im Gespräch antrift:„ „ Die Tochter Davids spricht mit diesem Verräther? Fürchtest du dich nicht, daß die Erde sich öfne, und Flammen ausstosse, euch beyde zu verschlingen? Oder, daß diese heiligen Mauren einstürzen, und euch beyde „ zertrümmern? Was will er? Warum „ kömmt dieser Feind Gottes hieher, mit seiner abscheulichen Gegenwart die Luft, die „ wir athmen, zu vergiften?„ Solche Gesinnungen werden auf dem Theater zu Paris mit lauterm Beyfall aufgenommen; zu Londen aber würde man aufs höchste vergnügt seyn,

wenn

wenn man den Achilles zum Agamemnon sagen hörte; er sey vor der Stirn ein Hund, und im Herzen ein Reh; oder wenn Jupiter der Juno mit derben Schlägen drohet, wo sie nicht ruhig seyn würde. (B).

Religionsgrundsätze sind gleichfals Fehler in einem feinen Werke, wenn sie zum Aberglauben ausschlagen, und sich in jede Empfindung einschleichen, so entfernt sie auch von aller Verbindung mit der Religion seyn mö-

(B) Der Verfasser thut Racinen Unrecht. Er pricht hier gar nicht nach seinen eigenen Grundsätzen, sondern er läßt den Joad seinem Charakter und seiner Religion gemäß reden. Joad war Hoherpriester des wahren GOttes, Mathan ein abgefallener Priester und nunmehriger Priester des Baals. Es war nicht allein Abgötterey und Gottesverachtung bey den Juden, seinen Dienst gegen den Götzendienst zu vertauschen, sondern es war wirkliche Rebellion gegen GOtt. Mathan irrete nicht, und konnte nicht so gröblich irren, sondern fiel aus Bosheit ab: Es war Pflicht für den Hohenpriester, um die Ehre GOttes zu eifern; und ein Jude überhaupt konnte gegen einen Abtrünnigen nicht gleichgültig seyn, ohne selbst ein Gottesverächter zu werden. Das ist dünkt mich zur Vertheidigung Racinens und zur Rechtfertigung des Charakters des Hohenpriesters hinlänglich. Die betrübten Vorurtheile der Feindschaft gegen die Offenbarung haben leider auch in die gleichgültigsten Urtheile einen Einfluß.

gen. Es dient dem Dichter nicht zur Entschuldigung, daß die Gewohnheiten seines Landes das Leben mit so vielen gottesdienstlichen Gebräuchen und Beobachtungen beladen, daß kein Theil desselben von dem Joche frey ist. Es muß am Petrarcha stets lächerlich bleiben, daß er seine Laura mit JEsu Christo vergleicht. Und nicht weniger lächerlich ist es an dem angenehmen leichtfertigen Bokaz, wenn er mit grossem Ernste GOtt dem Allmächtigen und den Mädchens dankt, daß sie ihm beygestanden haben, ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen. (C).

(C) Daß diese Abhandlung artig und mit Geschmack geschrieben, sey und manche brauchbare Beobachtung enthalte, ist wohl nicht zu läugnen. Ob man aber die sichere Grundregel des Geschmacks darin finde, daran ist sehr zu zweifeln. Nach seinen Sätzen hat man gar keine Regel des Geschmacks, darnach man bey Erblickung oder Durchlesung eines Werks der Kunst urtheilen könne, sondern man muß erst warten, bis der Verfasser und seine Freunde und Feinde gestorben sind, bis man alles Vorurtheil für und wider ihn abgelegt hat, bis er in fremden Ländern und bey der Nachkommenschaft bekannt worden; mit einem Worte, bis eine ganz neue Zeitperiode angefangen, und man schon ganz bewährter und unbestrittener Männer Urtheil vor sich hat. Was heißt aber das anders; als gar nicht urtheilen können; weil man solch allgemeines und unwidersprechliches Urtheil nicht erleben kann? Ist das anders, als nach dem Vorurtheil des Ansehens

sehens urtheilen? Oder wenn er das nicht Wort haben will, so muß derjenige selbst, der nach dieser Grundregel des Geschmacks urtheilen will, selbst schon ohne alles Vorurtheil seyn, selbst schon delikate Empfindungen haben, selbst schon nach allen Regeln einen ausgebildeten Geschmack besitzen, wenn das Urtheil anderer, die diese Eigenschaften haben, ihm zur Richtschnur dienen soll. Bav wird von vielen für die Grundregel des Geschmacks gehalten; nach ihrer Meynung ist er ohne Vorurtheile, mit gutem Verstande und zärtlichen Empfindungen versehen; er hat auch wohl den Beyfall des gemeinen Haufens vor sich: ist deshalb sein Urtheil und das Urtheil seiner Gesellen eine sichere Grundregel des Geschmacks? Der Verfasser führt also entweder seinen Leser im Zirkel herum, oder er hat die ganze Gewißheit des Geschmacks zweifelhaft machen wollen. Doch überlasse ich ihn dem Urtheile des Publici. Gegen einzelne Sätze wäre manches einzuwenden gewesen, weil es aber die Hauptsache nichts erläutert haben würde, schien es mir schicklicher, diese Abhandlung nicht durch ausserwesentliche Anmerkungen zu vergrössern.

Als ich eben mit Uebersetzung dieser letzten Abhandlung beschäftiget war, sahe ich aus dem 3ten Stück der Brittischen Bibliothek, daß die beyden letztern in Herr Dusch vermischten Schriften schon übersetzt wären. Ich habe beyde Uebersetzungen zusammen halten können, und einige Stellen der meinigen aus jener verbessert; in andern verstehe ich den Verfasser anders als Herr Dusch. Weil das ganze Werk mangelhaft gewesen seyn würde, und niemand leicht in einer Samm-

lung von verschiedenen Schriften die Uebersetzung des übrigen gefunden hätte, und es unverantwortlich wäre, von dem Leser zu verlangen, daß er ein einziges Werk in zweyen verschiedenen Schriften aufsuchen solle, so wird es niemanden befremden, daß das ganze Werk, ohngeachtet der Uebersetzung des Herrn Dusch hier zusammen erscheint.

E N D E.

LB Coburg

19. 6. 75

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hume, David,

Vier Abhandlungen 1. Die natürliche Geschichte der Religion, 2. Von den Leidenschaften, 3. Vom Trauerspiel, 4. Von der Grundregel des Geschmacks ; aus d. Engl

Quedlingburg und Leipzig 1759

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916063-9